NOW TRANSFERRED
HN 66R2 /

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der heilige Mauritius,

Schutzpatron des Erzstiftes Magdeburg.

Digitized by Google

Sagen und Legenden

der Stadt

Magdeburg

und

Umgegend

von

W. A. Kelßieg.

Zweiter Theil.

Magdeburg, 1847.

Druck und Verlag der Frynta'schen Buchdruckerei
(In Commission bei A. Duednow.)

Digitized by Google

KC G805

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

231*

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Der Dombau zu Magdeburg	1
Jettchens-Ruhe bei Schönebeck	167
Schickſale der Katharinenkirche zu Magdeburg ꝛc.	209
Der diebiſche Rabe	247
Der goldene Kopf und das Hühnerneſt in der Katharinenſtraße zu Magdeburg	275
Das goldene Schiff	314
Richmodis, aus der Vorzeit von Köln	357
Die alten Sachſen, ihr Götzendienſt und deſſen muthmaßliche Beziehung auf den Namen Magdeburg	360
Die heilige Eiche in der Kreuzhorſt	392
Die gold'ne Hand	406
Die Axt	435
Johanna Schütze, oder der Thurmbau zu St. Ulrich	458
Epilog	475

Digitized by Google

Druckfehler.

Pag. 1. Zeile 2 statt: „unreichbares" „unerreichbares."
" 1. " 2 von unten statt „Schatzwichtiger" „Schatz wichtiger."
" 2. Zeile 11 von unten statt „großer" „große."
" 3. " 14 " oben " „Jachre" „Jahre.
" 4. " 11 " unten " „Vorweg" „Vorwerk."
" 16. " 7 " oben " „Eckmil" „Eckmühl."
" 72. " 8 " unten " „den" „dem."
Pag. 76. Zeile 5 von oben statt „einen" „einem."
" 79. " 2 " unten " „Turbotionen" „Turbationen."
" 80. Zeile 14 von oben statt „störe" „stören."
" 154. " 10 " unten " „Kanonen" „Kanoniere."
" 243. " 5 " oben " „wem" „wen"
" 245. " 25 " " " „ihren Mitbürgern" „ihre Mitbürger."
" 249. Zeile 12 von oben statt „unseren" „unserm."
" 264. Letzte Zeile statt „des" „der"
" 272. Zeile 2 statt „gewaltigem" „gewaltigen."
" 291. " 1 " „einem" „einen."
" 324. " 2 von unten statt „den" „dem."
" 327. " 4 von unten muß nach „Eigenthum" ein stehen."
" 337. Zeile 6 von unten statt „dem" „den."
" 367. " 2 " " " „Teutanen" „Teutonen."
" 370. " 4 " oben muß nach „sein" mag, stehen.
" 383. " 15 " " statt „enthielt" „erhielt."
" 400. " 4 " " " „gefeierte" „gefeiete."
" 419. Letzte Zeile statt „ihn" „ihr"
" 426. Zeile 5 von unten statt „Waldleben" „Weltleben."
" 431. Zeile 3 von unten muß hinter „erschienen" ein, stehen.
" 476. Zeile 6 von unten statt „im alten umgürteten" „im Alter umgürteten."

Digitized by Google

Eine Beilage

zu den Sagen und Legenden der Stadt Magdeburg und Umgegend,

zur

näheren Erklärung

des

Prämienbildes

„Editha“

die Wohlthäterin.

Editha

die Wohlthäterin.

Auf dem alterthümlichen Vorsprunge eines fürstlichen Schlosses sehen wir links in der häuslichen Tracht vornehmer Frauen des Mittelalters eine Dame, die mit sichtbarer Mutterliebe aus einem kunstvoll gearbeiteten und mit Goldquasten verzierten Beutel eine Münze herausgenommen hat und sie der vorgestreckten Hand eines Kindes, eines etwa 10jährigen Mädchens, reicht, das, dem mitleidigen Zuge des lieblichen Gesichts nach, um solche Gabe gebeten hat. Unmöglich wird die Kleine, deren feiner und zierlicher Anzug auf hohen Stand schließen läßt, in Verbindung mit der Stelle an der Seite des nahen Tempels, wo sie gerade steht, ein Bedürfniß haben, welches das Verlangen nach dem Besitz von Geld bedingen könnte; der nach dem zarten Mägdlein hinüberstreifende Blick eines etwas älteren Knaben, von dessen

Hand geleitet ein blinder Greis rechts die breiten Marmorstufen vorsichtig und mühsam heraufsteigt, scheint die Bitte um ein Almosen unterstützen zu wollen, denn in der milden Wehmuth dieses kindlichen Blicks verräth sich der stumme Ausdruck des Erbarmens, dessen der bittende Greis wohl eben so würdig, als bedürftig sein mag. — Dem fernhin schweifenden Blick zeigt sich eine mit Bäumen und Gebüsch bekleidete Fläche, von einem Strome begrenzt, auf welchem ein Schiff langsam vorübersegelt. Ganz im Hintergrunde rechts steht ein zwar kleineres, aber festes und mit mehreren Thürmen versehenes Gebäude, welches, obschon nicht mit dem Schlosse zusammenhängend, doch gewiß in irgend einer Verbinduug mit demselben sein mag. —

Es ist gewiß ein billiger Wunsch, recht ausführlich wissen zu wollen, was dieses Schloß für ein Gebäude, welches der Ort sei, wo es steht oder in alter Zeit gestanden hat, und was die auf demselben so sinnig hingestellten Figuren bedeuten mögen?! Die Unterschrift „Editha, die Wohlthäterin" reicht uns den Schlüssel; sie sagt uns, daß die hohe königliche und doch mit einem eben so sanften als leutseligen Auge auf die Kleine herabschauende Dame die ewig unvergeßliche Wohlthäterin, der beglückende Engel Magdeburgs, die gütigste Fürstin, Otto des Großen erste Gemahlin, die liebenswürdigste und allgeliebte Editha

ſei. Sie hat ſich eben an der reizenden Ausſicht geweidet, welche der dargeſtellte Theil ihres königlichen Schloſſes gewährt, als ein von einem Knaben geführter blinder Bettler die Stufen herauf ſchreitet und ſeine Bitte um eine milde Gabe laut werden läßt. Mit ihr zugleich wird die zehnjährige Prinzeß Luitgard, ihre auf einem Geſims des breiten Treppengeländers ſpielende Tochter, vom tiefſten Mitleid ergriffen; noch ehe die königliche Mutter ihre Gabe ſpendet, ruft ihr die Kleine zu, ihr dieſe Gaben einzuhändigen, um ſie dem unglücklichen Greiſe darreichen zu können. Kinder geben ja ſo gern, wenn ſie vom jammernden Mitleid angeſprochen werden, und warum ſollte nicht Prinzeß Luitgard eine hohe Freude im Geben finden, da ſich gewiß das ſchöne Gefühl der Wohlthätigkeit von der in dieſer Tugend nur lebenden Mutter auch auf ſie vererbt hatte?! Doch mit dieſer kurzen Erklärung ſind wir über die wahre Bedeutung des Bildes nicht zu Ende. Der blinde Greis iſt kein gemeiner Bettler, der es wagen ſollte mit unverſchämter Zudringlichkeit die hohe Frau auf einer Stelle zu ſtören, wo ſie vielleicht die ſchönſte Freude des Tages in der reizenden Ausſicht genießt. Voll tiefer Ehrfurcht naht ſich der gütigen Fürſtin ein Mann, der mehr bedarf, als eines goldenen Zehrpfennigs; der einen Verſuch, vielleicht einen Schritt wagt, zu dem ihn die Verzweiflung treibt. Doch laſſen wir die un-

geduldigen Leſer und Beſchauer des Bildes nicht länger rathen; erzählen wir ihnen folgendes geſchichtliche Ereigniß:

In der allerälteſten Zeit, als Magdeburg eine noch wenig bedeutende Stadt war, ſtand, ſchon unter Karl dem Großen und ſeinem Nachfolger, dem König Heinrich I. im 10. Jahrhunderte auf derjenigen Stelle, wo jetzt das Maria-Magdalenen-Kloſter ſich befindet, ein großes Pracht-Gebäude, das ſogenannte Burggrafenſchloß, welches der Burggraf Dittmar dem Kaiſer Otto dem Großen überließ, der es ſeiner erſten Gemahlin, Editha, ſchenkte, von welcher es, ſo oft ſich dieſelbe in Magdeburg aufhielt, bewohnt ward. Von wem dieſes Burggrafenſchloß erbaut worden iſt geſchichtlich ungewiß; Editha hat es aber, wie ſo viele Stellen in und um Magdeburg, weſentlich verſchönert und pflegte täglich, wenn ſie den einen Flügel rechts bewohnte, in dem anderer Seits befindlichen Tempel ihre Andacht zu halten. Das im Hintergrunde erſcheinende, mit zwei Thürmen verſehene Gebäude iſt der ſogenannte Hünenthurm, eine kleine Veſte, welche der Burggraf zur Abwehr der oft unvermuthet auf der Elbe heranrückenden Feinde, die nicht ſelten ſchon Magdeburg überfallen und unſäglichen Schaden und Zerſtörungen, ja heilloſe Frevel verübt hatten, einſt erbauen ließ.

Als der deutsche König, Heinrich I., am 2. Juli 936 zu Kloster Memmleben verstorben war, hinterließ er nächst seiner Gemahlin Mathilde vier Söhne: Otto, Bruno, Thankmar und Heinrich, von welchen der erstere, Otto, zu seinem Nachfolger als König gewählt ward. Bruno widmete sich schon frühzeitig der Kirche, Heinrich und Thankmar aber sahen scheel auf die von Otto davon getragene Krone und suchten sie, besonders weil die Königin Witwe, Mathilde, ihren jüngeren Sohn begünstigte und ihm schon früher die Wahlstimmen der Kurfürsten zuzuwenden sich bemüht hatte, dem älteren Bruder Otto theils mit List theils mit Gewalt wieder zu entreißen. Es entspannen sich mehrfache Bruderkriege, aus welchen indeß der tapfere und in seinem guten Rechte sichere Otto stets als Sieger hervorging. Heinrich unterließ demohngeachtet nicht, das sich vorgesteckte Ziel zu verfolgen und bediente sich dazu der niedrigsten, auf Verrath und Mord planmäßig berechneten Mittel. Sein letzter verzweifelter Versuch bestand darin, daß er sich heimlich mit den Feinden seines Vaterlandes, den stets unruhigen und empörungssüchtigen Slaven verband, den König Otto bei dem Hoflager zu Quedlinburg 942 zu ermorden. Obschon dieser äußerst fein durchdachte und mit aller Vorsicht bis zur nahen Ausführung geheim gehaltene Plan den Verschworenen einen unfehlbar günstigen Er-

folg verſprach, ſo wurde er dennoch mit allem Glück für den König Otto vereitelt, die Verbundenen mußten den ſchweren Frevel mit dem Leben büßen und nur Wenigen, unter denen ſich auch Heinrich befand, gelang es, ſich durch ſchleunige Flucht zu retten. Jetzt war ihm der Muth zu einem neuen Verſuche auf einmal geſunken; ohne Land und mittellos, aller helfenden Freunde beraubt, irrte er geächtet von einem Orte zum andern, und ſah erſt im Elende ein, welcher ſchwarzen Thaten er ſich ſchuldig gemacht, wie ſchwer er ſich an dem Bruder und ſelbſt an Gott, durch deſſen Gnade dieſer die Krone und den Scepter empfangen, verſündigt hatte. Gern hätte er ſich dem geliebten Bruder zu Füßen geworfen und deſſen ihm bekannte Großmuth um Vergebung, ſowie um die Erlaubniß zur Rückkehr in das Vaterland angefleht; er mußte ſich aber jedesmal, wenn er ſolchen Verſuch wagen wollte, ſelbſt ſagen, daß er die Langmuth des Bruders zu oft gemißbraucht und an ſeiner Stelle keinen Glauben an ſeine Sinnesänderung habe. Selbſt die vertrauteſten Räthe und höchſten Bedienungen des Königs hatten denſelben, wie er hörte, zur unerbittlichſten Strenge und dem unabänderlichen Beſchluſſe beſtimmt, daß der flüchtige Verräther, wenn er zurückkehren oder irgendwo ergriffen werde, unnachſichtlich mit dem Leben büßen ſollte. Da fiel ihm der Gedanke ein, den letzten von der Verzweiflung gebotenen

Verſuch zu wagen, ſelbſt auf die Gefahr hin, bei deſſen Ausführung erkannt und von dem Verdachte eines neuen Mordverſuchs betroffen zu werden. Er kannte ſeine Schwägerin, die fromme, engelsgute Editha, er kannte ihren Einfluß auf das Herz ihres Gemahls und wußte, daß er derſelben nie eine Bitte verſagte, weil er ſtets von der Reinheit ihrer Abſicht dabei, ſowie von dem von ihr geprüften Inhalte ſolcher Bitten überzeugt war. Hin zur großen Wohlthäterin Editha mußte er! ſo ward es feſt in ſeiner Seele beſchloſſen, und wie er nun dieſen Entſchluß ausführte, wie er ihm gegen alle Erwartung glücklich gelang, dieß ſtellt uns das Bild dar, welches noch näher beleuchtet werden ſoll. Des Kaiſer Otto's Gemahlin, Editha, befand ſich im Sommer des obengedachten Jahres nebſt ihrem Gemahl in Magdeburg und hatte auf dem zu ihrer Wohnung eingerichteten Burggrafenſchloſſe an einem ungemein ſchönen Tage ihr frommes Gemüth durch ein kurzes Gebet im kleinen Tempel des rechten Flügels geſtärkt, als ſie, die kleine Luitgard an der Hand, auf der Mitte des Altans ſtehen blieb und ihre Blicke nach dem ſchönen, mit Bäumen und Sträuchern geſchmückten Wieſenteppich über die nahe Elbe hin ſtreifen ließ. Die Prinzeß hatte ſich losgemacht von der Hand der geliebten Mutter und trieb mit irgend einem Gegenſtande auf dem Geſimſe des breiten Treppengeländers in harm-

loſer Unbefangenheit ein Spiel, als die breiten Stufen herauf ein, von einem Knaben geführter blinder Greis wankte, welcher, wahrſcheinlich von dem kleinen Führer durch ein Zeichen mit der Hand aufmerkſam gemacht, daß er ſeinem Ziele nahe ſei, die königliche Frau um eine Gabe anſprach. Frau Editha hatte die Bitte des Bettlers, wofür ſie den Greis ſeiner armſeligen Bekleidung nach halten mußte, kaum vernommen, als ſie der koſtbaren Taſche ein Goldſtück entnahm, um es dem Bittenden einzuhändigen, worauf die kleine Prinzeß, die ſich nun erſt recht behaglich zum Spiel geſetzt hatte, in kindlicher Freude ausrief: „Laß mich, liebes Mütterchen! dem armen blinden Manne das Geld geben! willſt Du?“ Und Editha, die wohl wußte, wie ſüß das Gefühl, Wohlthaten ſpenden zu können, ſei, mochte dem geliebten Kinde dieſe Freude gern gönnen. „Da, gieb dem Manne!“ ſagte ſie, indem ſie ein Goldſtück in Luitgards kleines Händchen gleiten ließ, und während die zarte Königstochter mit vor Freude leuchtenden Augen zu der gütigen Mutter empor ſahe, betrachtete dieſe geſenkten Blickes das ihr auch an Herzensgüte ſo ähnliche Kind mit mütterlichem Wohlgefallen und mochte wohl im Stillen den innigen Wunſch hegen, daß das ſchöne Gefühl des Erbarmens und der Wohlthätigkeit aushalten möge bis zu der Zeit, wo dieſes herrliche Kind herangewachſen und in eine Stellung gekommen ſei, in

welcher sie einst als Fürstin den Willen mit der That verbinden könne. Gerade dieser Moment ist die auf unserm Bilde so sinnig, als ausdrucksvoll dargestellte Scene. —

Die Stelle, auf welcher sich im Burggrafenschlosse damals die Kaiserin befand, war absichtlich von ihr dazu gewählt, um von ihren guten Magdeburgern Gesuche anzunehmen und, wenn es irgend möglich war, die Bittsteller sofort zu bescheiden. Jedermann durfte, dieß war bekannt, hier frei sprechen und wurde weder von einer neugierigen Hofschranze belauscht, noch von einer dienstlichen Wache gestört. Editha war bei den Magdeburgern heimisch und frei von aller Furcht, daß ihr irgend etwas Schlimmes begegnen könne. — Als Prinzeß Luitgard dem vermeinten Bettler die Gabe eingehändigt hatte, glaubte sie mit der geliebten Mutter nichts anderes, als daß sich derselbe nach einem kurzen Danke entfernen werde; Beide staunten daher nicht wenig, als sich der Blinde von der leitenden Hand des Knaben losmachte, der Kaiserin einen Schritt näher trat, sich dann auf die Knie warf und, die Hände wie zum Gebet gefaltet, ausrief: „Gelobt sei Jesus Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, der gesandt ward zu den verlorenen Schaafen des Hauses Israel, welcher Knechts-Gestalt annahm und dem reuigen Sünder Vergebung verhieß! Ihr seid, hohe Frau, so wohlthätig! Wollet Ihr an

einen Unglücklichen nicht mehr thun, als ihn nur königlich beschenken, besonders wenn er Euch noch um eine Wohlthat bittet, die Euch nur ein gutes Wort bei Eurem kaiserlichen Gemahl kostet?" —

„Sprecht! sagte Editha: was ich immer vermag, werd' ich gern thun; es erquickt mein Herz, einem Unglücklichen Hülfe reichen zu können."

Der Bettler erhob sich, riß den falschen Bart und die sein jugendliches Gesicht entstellende Maske ab und fuhr im feierlich ernsten Tone, wie ein Mann, der auf Alles gefaßt ist, was ihm noch Schlimmes begegnen kann, fort: „Könnet Ihr mir vergeben, holdselige Frau Schwägerin, wenn ich Euch als ein Verstoßener, der geächtet vom schwergekränkten Bruder, von diesem keine Vergebung hoffen darf — zu nahen wage?" — „Um Gottes Willen!" fiel Frau Editha erschrocken ein, „Ihr wagt es, Heinrich, Euch in Magdeburg und noch mehr, vor der Gemahlin des Mannes sehen zu lassen, dem Ihr nach dem Leben trachtetet, und der die Macht hat, Euch zu verderben, der Eurer immer noch großmüthig schonte, weil seiner Eltern Blut auch in Euren Adern rollt? Entfernt Euch augenblicklich unter der Hülle, in welcher es Euch gelingen wird, eben so glücklich zu entkommen, als Ihr zu mir gelangt seid! Alles, was ich thun kann, bestehet darin, daß ich Euch nicht gesehen habe, am wenigsten Euch verrathen will!" — Aber der

ſchlaue Heinrich blieb, denn er kannte zu gut das im Wohlthun ſich vergnügende Herz der gütigen Fürſtin und hatte darneben auch bemerkt, wie die kleine Prinzeß Luitgard der Mutter Hand gefaßt hielt und ihr weiches Herz mit Bitten für ſeine Erhörung beſtürmte. Genug, er wiederholte ſein Geſuch, gelobte Reue und Beſſerung, unerſchütterliche Treue und Bruderliebe gegen den Kaiſer und wurde endlich von ihr erhört und vorläufig mit dem Verſprechen getröſtet, daß ſie bei ihrem Gemahl für ihn bitten und Alles aufbieten wolle, um ſeinen Zorn zu beſänftigen und ſein großes Herz zur Gnade geneigt zu machen. Die große Wohlthäterin hielt redlich Wort, und ihre Bitten fanden Eingang in Otto's erhabenes Gemüth. Heinrich wurde wieder zu Gnaden aufgenommen, empfing das Herzogthum Baiern zur Verwaltung und blieb dem kaiſerlichen Bruder treu ergeben bis zum Tode.

Wie würde es dem Geächteten gegangen, was würde vielleicht aus ihm geworden ſein, wenn die große Wohlthäterin ein weniger gefühlvolles Herz gehabt, wenn ſie vielleicht gar den unglücklichen Heinrich, der allerdings ihrer großen Huld nicht würdig war, verrathen hätte?

Die fromme Editha lebte nur noch wenige Jahre und ſtarb nach einer neunzehnjährigen glücklichen Ehe mit Otto in der ihr lieben Stadt Magdeburg am

26. Januar 947, wo ihre irdiſche Hülle, nach Erbauung des Domes, hinter dem hohen Chor beigeſetzt wurde. Erſt lange nach ihrem Tode, im Jahre 962, ward der König Otto zum Römiſchen Kaiſer gekrönt; er hatte ſich wieder mit der verwitweten Königin Adelheid von Italien vermählt und ſchied von der Welt im Jahre 973.

Das Bildniß der großen Wohlthäterin Magdeburgs iſt in Lebensgröße, mit dem kaiſerlichen Ornate bekleidet, auf ihrem Grabmale im Dom, in Stein gehauen, mit bildlichen Figuren und Wappen verziert und mit einer lateiniſchen Umſchrift des Inhalts verſehen:

> Hier ruhen die Gebeine der erhabenen Römiſchen Königin Editha, der Tochter des Angel-Königs Eduard; ihr religiöſer Sinn beſtimmte ihren Gemahl, den großen und erhabenen Kaiſer Otto, dieſen Tempel zu bauen. Sie ſtarb im Jahre 947.

Schaut! wer auf dieſem Bilde ſteht,
Ihr Magdeburger alle!
Ob Sie in ihrer Majeſtät

Euch heute noch gefalle!
Sie ist es werth, daß ihr Sie seht
Auf dieses Bildes Gabe!
So oft ihr nun zur Kirche geht,
Blickt hin nach Ihrem Grabe!
Birgt auch den Leib der Erde Schooß;
Die Seele bleibt im Himmel groß.

Nennt eine Königin, wie Sie,
Die so Ihr Volk beglückte,
Die so mit reiner Harmonie
Zum Gatten liebend blickte!
Glaubt ihr, Sie sei auf Erden nicht?
Nur dort im Paradiese
Sei Editha im höhern Licht
Die selige Louise?*)
Nein, nein! wir rufen fröhlich: Nein!
Editha muß noch lebend sein!

Schaut hin auf unsers Herrschers Thron!
Wer stehet Ihm zur Seite?
Wer findet seinen schönsten Lohn,
Wer seines Herzens Freude

---

*) Hochselige Königin von Preußen.

Im ſtillen Wohlthun Jener gleich?
Wer will ſein Volk beglücken?
Wer ſpricht — er ſei arm oder reich —
Von Ihr nicht mit Entzücken?
Wer wäre, der es nicht errieth?
Sagt' es auch nicht dieß kleine Lied. —

Noch lebet die Wohlthäterin —
Editha nicht, Louiſe
Nicht. — Nein die hohe Königin,
Voll milder Huld, Eliſe.
Ihr großes Herz, an Gnade reich,
Stillt heimlich manche Leiden
Und möchte, der Editha gleich,
Nur Glück um Sich verbreiten!
Wohl dem, der ſolche Fürſtin hat!
Wohl Magdeburg Dir! treue Stadt!

Der Dombau zu Magdeburg.

1.

Ein ehrwürdiges Denkmal der grauen Vorzeit, ein unreichbares Meisterstück der alten Baukunst, eine hohe Zierde der Stadt, ein Gegenstand der Bewunderung aller Fremden steht Magdeburgs herrlicher Dom da! Seine Größe, seine Kühnheit, Fertigkeit, Zweckmäßigkeit und Gleichförmigkeit sind Theile eines Ganzen, die gewiß dem größten Kenner Achtung ja Ehrfurcht abnöthigen, denn wer möchte die mächtigen Kreuzgewölbe, die gewaltigen in verschiedenartige Spitzen auslaufenden Formen, das plastische Empor- und Aneinanderstreben der vielerlei Theile zu einem kolossalen Ganzen betrachten können, ohne mit Begeisterung der Zeit zu gedenken, wo unsere Väter bei beschränkten Mitteln, bei Geistesarmuth und oft mitten unter Kriegen und Fehden dennoch so Großes, so Erhabenes ausführten! Sei uns darum täglich gegrüßt Du Riesenkönig unserer Tempel, Du großer, heiliger Schatzwichtiger, freudiger und trauriger Ereignisse, Du dem Herrn geweihte Stätte, an welcher unser Geist

genährt, unser Herz veredelt und unser Gemüth gerichtet ward hinauf zu den unsichtbaren Räumen der Unendlichkeit, wo die ewige Liebe thront! Vernehmt, geliebte Mitbürger! Vernehmt alle Ihr In- und Anwohner Magdeburgs die Sage vom Dombau! Ihr findet sie zur Zeit weder gedruckt noch geschrieben, weder in einer der vielen Chroniken noch in einer Geschichte unserer Stadt; nur noch in einem alten Manuscripte wurde die Sage aufbewahrt und hat sich bis zu unserer Zeit erhalten. Soll sie nicht vergehen, wie alles Irdische vergehet, so muß die Presse Hand an das Werk legen und sie uns zu erhalten suchen. Ist es auch nur Sage, so ist diese, zwischen Wahrheit und Dichtung innestehend, doch immer der Aufzeichnung werth, denn der Gegenstand ist ein großes, heiliges, ein ehrwürdiges, ein sichtbares Denkmal des Alterthums.

Jederman weiß, daß der großer Kaiser Otto I. noch als Deutscher König im Jahr 937 ein mit vielen Gütern und reichen Einkünften begabtes Benediktiner-Kloster auf derselben Stelle errichtete, wo der heutige Dom stehet, daß er später dasselbe in das auf dem Riddags- oder Johannisberge neu erbauete Kloster, welches im Frühjahr 1814 während der Blokade Magdeburgs, von der französischen Besatzung als die unter dem Namen Kloster-Berge berühmte Schule abgebrochen und zerstört wurde, verlegte und bei seiner Krönung zum Römischen Kaiser 962 den erha-

benen Entschluß faste, in der durch das Andenken an seine erste Gemahlin Editha ihm werth gewordenen Stadt, die er zum Sitz eines Erzbischofs bestimmt hatte, eine ganz neue Kathedrale oder Domkirche zu erbauen. Diesen rühmlichen Entschluß führte der große Mann mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln aus. Es stand aber diese von Otto gegründete Domkirche auf einer anderen Stelle als unsere heutige, nemlich auf der nördöstlichen Seite des Domplatzes, wie es auf unserm Prämienbilde zu sehen ist, wo sich gegenwärtig das Oberlandesgerichtsgebäude befindet. Von jener ehemaligen, von Kaiser Otto I. gegründeten Domkirche ist gegenwärtig weiter nichts bekannt, als daß sie ohngefähr 250 Jahre nach ihrer Erbauung, den 20. April 1207, an einem Charfreitage der Raub einer gewaltigen Feuersbrunst geworden, welche auf dem breiten Wege zum Ausbruch kam und einen großen Theil der Stadt bis zur Johanniskirche hin in Asche legte. Auch das obenerwähnte Benediktiner-Kloster wurde ein Opfer derselben. Noch in demselben Jahre keimte, nach der Volkssage, die wir hier vortragen werden, in der Seele eines Mannes aus niederem Stande, eines gemeinen Schäfers, der fromme Gedanke, ein neues Bethaus zu bauen, und gedieh von einem wunderbaren Zufalle begünstigt zu der herrlichen Blüthe, welche die Gründung eines erhabenen Doms zur schönsten Frucht entwickelte.

Zu der Zeit, in welcher sich die erzählende Sage

bewegt, lebte und reſidirte in Egeln ein Graf von Barby, ein gar reicher Herr der einen gewaltigen Hofſtaat hielt und das Städtlein zu einer Blüthe von Luxus und Wohlſtand brachte, der ſeit dem wohl nie wieder ſo üppig geprangt haben mag. Da gab es Turniere und Ritterſpiele, prachtvolle Zechgelage und Feſte aller Art, die den Adel und die Ritterſchaft von nah und fern herbeizogen. So reich der edle Graf war, ſo freigebig und mildthätig bezeigte er ſich gegen jedermann, der ſeiner Hülfe oder Unterſtützung bedürftig ſchien, insbeſondere beſchien die Gnadenſonne ſeiner Freigebigkeit alle ſeine Diener, welche aber dafür auch ihm mit einer Treue und Ergebenheit anhingen, daß man, wenn man einen Glücklichen bezeichnen wollte, ſich im allgemeinen des zum Sprichwort gewordenen Ausdrucks bediente: er ſitzt warm, wie ein Grafendiener. Nicht fern von Egeln, in dem ſpäter zu einem Vorweg gewordenen Etgersleben, beſaß der Graf ein Jagdſchloß, auf welchem er ſich nur bisweilen mit einer kleinen Dienerſchaft, größtentheils Jägern und Leibſchützen, aufzuhalten und wo er mit Leidenſchaft die edele Weidmannskunſt zu üben pflegte. Die Räumlichkeit der Burg gab Veranlaſſung, daß die beweibten Diener des Grafen nicht ſelten ihre Familien, Frauen und Kinder, mit dahin nahmen und es gewährte dem ſehr gütigen Herrn eine große Freude, wenn ſich die Kleinen in dem weiten Burghofe oder in dem nahe da-

ran gelegenem großen bis an eine Waldspitze reichenden Garten, welcher mit fremden Gehölz und andern überraschenden Parthien verzieret war, herumtummelten oder wenn die Frauen und Jungfrauen sich in den romantischen Gängen ergingen und sich an dem Gesange der Vögel ergötzten, die damals die Deutschen Wälder bevölkerten.

Eines Abends, im Frühlinge des obengedachten Jahres, wandelte eine Jungfrau, einsam und dem melancholischen Schlage einer Nachtigall ihr Ohr leihend, an der Waldspitze vorüber und blieb mit der kleinen Hand an einen mächtigen Baumstamm sich stützend, auf einer Anhöhe stehen, von welcher sich eine reizende Fernsicht über Wiesen und Feldmarken darbot. Das Mädchen mochte kaum 17 Jahre alt sein, war zwar einfach, wie man bei Landparthien zu gehen pflegt, aber doch im Verhältniß zu ihrem Stande ziemlich vornehm gekleidet. Dies würde indeß weniger aufgefallen sein, wenn nicht in dem zarten Gesicht wahre Schönheit mit erhebender Anmuth sich harmonisch vereinigt hätte. Agnes, die einzige Tochter des ersten Gräflichen Leibschützen Fuchs, die wir in der wandelnden Jungfrau erkennen, war die herrlichste Blondine in ganz Egeln und hatte mit ihren großen blauen Augen und den zu beiden Seiten des blendend weißen Halses herabhangenden Ringellocken, weil es in der Zeit noch nicht Mode war, die Haare zu binden, schon manches Herz warm gemacht, schon

manchen rüſtigen Knappen oder wohlhabenden Bürgersſohn, ja wohl manchen Junker zu dem heimlichen Verlangen ihres Beſitzes geführt. Agnes war bei allen Huldigungen, die man ihr gebracht hatte, kalt geblieben und hatte noch nicht den Gegenſtand finden können, zu dem ſie ſich hätte hingezogen fühlen ſollen. Sie mochte ſich wohl in ihrer Seele ein Bild geſchaffen haben, das ihrer Phantaſie als Ideal diente, aber ſie war ſich eines ſolchen Bildes noch nicht bewußt, betrachtete alle jungen Männer ganz gleichgültig und glaubte ſich geſtehen zu müſſen, daß ſie noch zu jung ſei, das Bedürfniß eines Gefühls zu haben, welches man Liebe nennt. Ein junger Kamerad ihres Vaters, der gräfliche Schildknappe Hans Statius, war der einzige Jüngling, der ſich, wenn er den Leibſchützen Fuchs beſuchte und der hübſchen Dirne einige Schmeichelworte ſagte, eines freundlichen Blicks aus den blauen Augenſternen derſelben rühmen konnte; als ihr aber der Vater eröffnete, daß Statius bei ihm um ſie geworben habe, da floh' ſie auch den Jüngling und ſetzte dem Vater, wenn er ſie mit Ernſt zum Jawort beſtimmen oder mit liebreichen Vorſtellungen überreden wollte, einen Trotz entgegen, der ihn in Furcht und Bangigkeit verſetzte, weil er ihren Widerſtand kannte und ſie von zarter Kindheit an zum unbedingten Gehorſam nicht gewöhnt hatte. Während nun Agnes ſinnend am Baume lehnte und den ſchmelzenden Tönen der Nachtigall zuhörte, ereignete ſich

ein Auftritt, der mit einem Male eine Empfindung in ihr hervorbrachte, die sie sehr richtig für das nahende Gefühl der Liebe erkannte. Von der Ecke des Waldes her, um welche sie von ihrem Standpunkte aus nicht herumsehen konnte, drangen die bezaubernden Töne einer Schallmei oder Hirtenflöte herüber und machten in der stillen Natur, in welcher schon der melodische Gesang der Nachtigall das Mädchen zu süßer Schwermuth gestimmt hatte, auf ihr Gemüth einen so außerordentlichen Eindruck, daß sie erst das Herabrieseln der Thränen über Wangen und Busen fühlte, als um jene Waldecke eine Jünglingsgestalt bog, in der sie den ihre Sinne berauschenden Flötenbläser erkannte. Der Unbekannte war viel zu sehr mit seinem Spiel beschäftigt, als daß er hätte vor oder neben sich hin und das nur mit der Gesichtsseite der Wiese zugekehrte Mädchen sehen sollen, nur zuweilen, wenn die sanfte Weise seines Liedes eine kurze Pause gebot, blickte er sich um, als ob er hinter sich Jemand erwarte, schritt aber dann sogleich wieder vorwärts und gerade auf die Stelle zu, auf welcher Agnes stand. Sie zog sich hinter einen dichten Haselstrauch zurück und nahm sich vor, den jungen Flötenbläser, so lange das Tageslicht noch scheinen würde, zu betrachten und sich an den die stille, einsame Natur so zauberisch belebenden Lauten der einfachen Musik zu ergötzen. Er war, wie sie bemerkte, nicht wie ein junger Bauer gekleidet, seine Tracht hatte im

Gegentheil etwas Fremdartiges, etwas Romantiſches, was mehr dem wilden, freien Naturleben zuſagte; denn ſeinen grünen Huth mit breiten Rändern zierten mehrere bis auf die Schultern herabflatternde Bänder und ein Strauß von bunten Wieſen- und Waldblumen, der kurze leichte Sommerrock von brauner Naturfarbe ſtand offen und ließ aus der halb geöffneten Weſte ein blendend weißes Hemd erſcheinen, ein paar lange eng über die vollen Waden anliegende Stiefeln zeigten von einem eben ſo regelmäßigen als kräftig ſchlanken Wuchſe; das ziemlich ſtark von der Sonne gebräunte Geſicht auf beiden Seiten mit einem vollen braunen Haarwuchs bedeckt, wurde durch einen kleinen ſchwarzen Bart über den Lippen zu einer männlichen Schönheit erhoben, wie ſich Agnes in der Wirklichkeit geſehen zu haben nicht erinnern konnte. Genug die kleine Schwärmerin hatte ihr oft geträumtes Ideal gefunden und ſah' noch immer den ſchönen Jüngling an, als es ſchon rund um ſie herum rauſchte und eine Heerde Schaafe in den Wald brach und von dem wachſamen Hunde auf Feld und Wieſe zurückgetrieben ward. Wehmüthig von dem Gedanken ergriffen, daß der bildſchöne Jüngling nur ein Schäfer ſei, war ſie eben im Begriff aus dem Buſche zu treten und ſich nach einer andern Seite hin zu entfernen, als ein großer, zottiger Hund vor ihr ſtand und ihr Fortgehen verhindern zu wollen ſchien. Unfehlbar würde das gutmüthige Thier ſich ſchweigend entfernt

haben, wenn Agnes furchtlos davon gegangen wäre, da ſie aber die Hände empor hob und ängſtlich zögerte, ſo fing der Hund an zu bellen und machte ſeinen Herrn aufmerkſam. Mit einer raſchen Wendung ſtand der junge Schäfer vor ihr. Er mochte aber eben ſo wenig ein junges, hübſches Mädchen erwartet haben, als dieſes vorher in ihm einen ſo blühend ſchönen Jüngling. Beide ſahen ſich eine Minute lang ſchweigend an und ſenkten dann die Augen. Heinrich Falke — dies war der Name des jungen Schäfers — faßte ſich zuerſt, rief den Hund neben ſich und ſagte dann, die Jungfrau höflich grüßend: Fürchtet Euch nicht, werthes Fräulein! ein Schäferhund thut Niemandem etwas zu leide, wenn er nicht gereitzt oder von ſeinem Herrn angehetzt wird. Ihr ſeid wahrſcheinlich vom Gefolge unſers gnädigen Grafen und habt Euch wohl gar verirrt! Dann tretet nur zu mir auf die Wieſe, wo ich Euch zurecht weiſen werde!

Jagt nur, ich bitte Euch, Eure Hunde fort, antwortete mit zitternder Stimme Agnes, denn ich kann mich einmal der Furcht vor ſolchen zottigen Thieren nicht erwehren und werde mich dann ſchon allein zurecht finden, da ich ja täglich hier bin, ſo lange der Graf in Etgersleben jagt!

Auf einen Wink wichen die beiden Hunde weit zurück, Falke aber faßte mit zwei Fingerſpitzen des Mädchens Aermel und zog daſſelbe auf den Wieſenrand, wo er, als ſie ihm eine gute Nacht ſagte und raſch

davon eilte, schweigend den bebänderten Hut zog. Als sie schon der Burg nahe war, hörte sie wieder die schmelzenden Töne der Schallmei, die aber diesmal so traurig klagend, so kummervoll sehnsüchtig klangen, daß sie noch lange, lange horchte und nur dann erst durch die offene Pforte in den Hof schritt, als der letzte Nachhall gänzlich verklungen war. Täglich begab sich nun Agnes, wenn das Abendroth die Spitzen der mächtigen Eichen an der Waldecke vergoldete, nach jener stillen Stelle, war aber immer so ängstlich vorsichtig, daß sie nie wieder mit dem jungen Schäfer zusammen treffen mochte. Aber auch Falke liebte das schöne Mädchen, wenigstens hatte er seit dem ersten Zusammentreffen mit ihr keine Nacht schlafen können und, ob er schon 25 Jahre alt war, noch nie bei dem Anblick eines Mädchens so wonnevoll, so sehnsüchtig gefühlt. Freilich konnte er, als ein armer Schäfer, an eine nähere Verbindung mit dem adlichen Fräulein, wofür er die schöne Dirne hielt, durchaus nicht denken, aber ihr bloßer Anblick machte ihn glücklich und zauberte einen Frohsinn in seine Seele, an dessen Stelle ihn vorher Schwermuth und Traurigkeit begleitet hatten. Er verabsäumte keinen Tag die lange Feld und Wiesenfläche an der Waldspitze zu behüten, blies auf seiner Schallmei die schönsten Weisen, die er kannte, hatte aber immer nicht das Glück sein geliebtes Mädchen zu sprechen, ob er sie schon einigemal in den Wald schlüpfen gesehen zu haben

glaubte. Wir wollen uns bei der Entwickelung eines endlichen Liebesverſtändniſſes zwiſchen Agnes und Heinrich Falke ſo kurz, wie möglich, faſſen! Beide liebten ſich, beide ſcheu'ten den Unterſchied ihres Standes und vermieden es, ſich ernſtlich aufzuſuchen und einander zu nähern. Der Zufall, oder vielmehr ein ſonderbares Geſchick führte endlich ein Reſultat herbei. Unter der Gräflichen Dienerſchaft auf Etgersleben befand ſich auch der junge Schildknappe Hans Statius und hatte gehofft, hier vielleicht öfter mit Agnes allein ſein und ihr endlich ſeine glühende Leidenſchaft offenbaren zu können, er hatte deßhalb ihre einſamen Gänge nach dem Burggarten und aus dieſem nach der Waldſpitze belauſcht und glaubte anfangs, das Mädchen ſeiner Liebe habe dort ein verabredetes Zuſammentreffen mit einem ſtill geliebten Gegenſtande, doch bald überzeugte er ſich von dem Ungrunde eines ihm ſo quälenden Verdachts, denn ſo oft er ihr nachgegangen war, hatte er ſie ganz allein, durchaus Niemanden in ihrer Nähe und eben ſo harmlos zurückkehren geſehen; ſie hörte dem Geſange der Vögel oder dem herrſchaftlichen Schäfer zu, wenn dieſer am Abende mit der Heerde heimkehrte und ein Abendlied auf der einfachen Flöte blies. Nun ſäumte er nicht länger die Jungfrau anzureden, ſich ihr zum Begleiter anzubieten und ſo die Einleitungen zu einem ernſtlichen Angriff auf ihr Herz vorzubereiten, doch dieſes Beginnen fiel zu ſeinem Verderben aus und öffnete ihm

die Augen, daß er nie und nimmer auf Gegenliebe zu rechnen habe. Agnes verbot sich ernst und stolz seine zudringliche Nachfolge und droh'te sich an den Grafen zu wenden, wenn er es ferner wage, sie in ihren stillen Freuden, die sie am Busen der Natur suche, zu stören. Sie hatte sich unter einer gewaltigen Eiche eine Moosbank machen lassen und brachte, oft schon die heißen Nachmittagsstunden über, mit irgend einer weiblichen Arbeit beschäftigt, darauf ihre angenehmste Zeit zu. Dort hörte sie, wenn der Abend nahte, das Läuten der fernen Glocken aus Flecken und Dörfern, den Gesang der Drossel und Amsel und vor Allem die ihr Herz immer so wehmüthig stimmenden und doch entzückenden Flötentöne des jungen Schäfers, der sie nie wieder gesehen, nie sie gestört und, wenn er auch die Moosbank gesehen haben sollte, gewiß zu viel Achtung gegen sie hatte, als daß er es wagen sollte, sich ohne Ursache ihrem Lieblingsplätzchen zu nähern. An einem ungemein schwülen Junitage saß sie noch immer auf der Moosbank unter der Eiche, als es schon in der Ferne donnerte und der nahende Abend ein Gewitter brachte. Schon manchmal hatte sie es um diese Zeit wittern gehört, ohne daß das Wetter über Etgersleben gekommen wäre, sie blieb daher auch diesmal sorglos sitzen, wollte, ehe sie nach der Burg zurückkehrte, den flötenden Schäfer hören und war, ermattet von der Hitze des Tages, eingeschlafen. Träumend hörte sie die me-

lancholiſchen Klagetöne des jungen Schäfers, er bog eben, die Flöte am Munde, um die Waldſpitze und ſchritt langſam der Stelle, wo ſie hinter Laubholz verborgen ſaß, näher; aber diesmal ging er nicht vorüber und ließ durch die Hunde die zerſtreu'te Heerde zuſammentreiben, nein er warf die braune Schallmei vor ſich nieder, brach ungeſtüm, wie ein wilder Eber durch die Büſche und packte mit gewaltiger Fauſt die ſorgloſe Schläferin. — So träumte Agnes und ſchrie beim Erwachen laut auf, denn ſie ſah' und fühlte ſich wirklich von den Armen des Schäfers fortgetragen, aber ſie hatte weder Zeit noch Kraft ſich ſeinem Beginnen zu entziehen, denn ein furchtbarer Schlag warf ſie mit ihm zu Boden und ihre Sinne ſchwanden. — Eine brennende Hitze droh'te ſie zu erſticken und ein knatterndes Gepraſſel betäubte ihr Gehör, ihre Füße ſchienen von feurigen Flammen beleckt zu werden, — ſie ermannte ſich und ſprang auf. Da, heilige Jungfrau! Der Eichbaum mit ſammt der Moosbank, auf welcher ſie nur erſt geruhet hatte und eingeſchlafen war, brannte lichterloh und der junge Schäfer lag, bleich wie Marmor, neben ihr und war tod. Was ſollte das unglückliche Mädchen thun? ſollte ſie davon laufen und ihren Retter von der Eiche, die von Zeit zu Zeit mächtige Feuerbrände umherſchleuderte, vernichten, ſeinen Leib zu Aſche verbrennen laſſen? Schnell war ihr Entſchluß gefaßt. Sie trug oder ſchleppte den, ihrer Meinung nach,

entseelten Körper weit fort von der Eiche in einen Busch und setzte sich neben ihn. Da nah'te ein neuer Schicksalsgefährte, — der Regen schoß, wie die Fluthen der Elbe, vom Himmel und schien auch sie vernichten zu wollen, die dem Feuertode entronnen war. Sie war in wenig Minuten so durchnäßt, daß sie vor Frost zitterte und bebte, aber plötzlich wurde ihr wohler und wohler, sie fühlte keine Nässe und keinen Frost mehr, denn der Jüngling lebte, er regte sich, schlug die Augen auf und sagte mit matter Stimme: ach! es war ein schöner Tod für sie, die ich so innig und doch so hoffnungslos liebte!

Die jungen Leute erholten und verständigten sich und schwuren sich, in Folge dieses wunderbaren Ereignisses, welches sie für eine Fügung des Himmels erkannten, ohne Rücksicht auf ihr Standesverhältniß, ewige, unveränderliche Liebe, Treue bis zum Todte und gelobten sich gegenseitig, nie einem andern Gegenstande angehören, nur sich die Hände zum ehelichen Bunde reichen, oder für immer ledig bleiben zu wollen. Noch ein paar Mal sahen sie sich an der Waldspitze bei Etgersleben, besiegelten ihren Liebesbund fester und fester und trennten sich mit der Hoffnung auf baldiges Wiedersehen, denn der Graf kehrte wieder nach Egeln zurück und Heinrich Falke vertauschte seinen Aufenthalt zu Etgersleben ebenfalls mit dem zu Egeln, da er ja an beiden Orten einem Herrn, dem Grafen v. Barby diente.

Digitized by Google

Der Schäfer Heinrich Falke

Gründer der Dame zu Magdeburg.

2.

Wir wollen nicht länger bei der Erzählung einer Liebesgeschichte verweilen, welche, wie wohl jede, gute und böse Tage, frohe und trübe Stunden unter ihren Begleitern zählt. Der Schäfer, Heinrich Falke, liebte seine Agnes nicht hoffnungslos, denn ihm ward von ihrer Seite mit gleicher Liebe gelohnt, aber dennoch hatte er keine Hoffnung jemals zu ihrem Besitz zu gelangen. Der Leibschütz Fuchs hatte dem Andringen seines Kameraden, des Knappen Statius, ihm sein Töchterlein zur Ehe zu geben, nicht länger widerstehen können, da derselbe in hoher Gunst bei dem Grafen stand und von den reichen Geschenken, die neben seinem Solde ihm vorzugsweise vor Anderen zu Theil wurden, sich ein recht ansehnliches Vermögen gesammelt hatte. Agnes mußte, wollte sie nicht die Liebe des zwar guten aber auch strengen Vaters für immer verscherzen, sich mit Statius verloben lassen. Lange Zeit verbargen Falke und Agnes ihr inniges Verhältniß mit Glück und fanden täglich Gelegenheit, sich im Verborgenen zu sprechen, und den Knoten ihres Bundes immer fester zu schlingen; doch eines Abends überraschte sie der Knappe Statius und würde ohnfehlbar den unbewaffneten Schäfer durchbohrt haben, wäre ihm dieser nicht mit Gewandheit unterlaufen und hätte ihm das tötende Eisen aus der Faust gedrehet. Die beiden Nebenbuhler geriethen ins Hand-

gemenge, bei welchem Statius zu Boden geworfen und Angesichts seiner liebloſen Verlobten tüchtig durchgebläuet ward. Einige Tage darauf war Agnes verschwunden; sie befand sich im Agnetenkloſter zu Magdeburg, welches von der Hohenpforte rechts, wo sich jetzt der kleine Wald befindet und der Weg nach der Elbe führt, stand, und vom General Eckmil im Jahre 1812 mit der halben Neustadt abgerissen wurde, um vorerst ihr Probejahr zu bestehen, und sich dann dieser frommen Stiftung als Nonne einverleiben zu lassen. Man muß wissen, daß Jungfrauen selbst gegen den Willen ihrer Eltern den Schleier nehmen durften, wenn sie einen innern Drang und Beruf fühlten, dem Weltleben zu entsagen und ihr irdisches Dasein dem Herrn in der stillen Kloſterzelle zu weihen. Dieser Schritt hatte nun zwar für immer die unfreiwillige Verlobung der armen Agnes mit dem ihr verhaßten Knappen Statius vernichtet, aber sie hatte damit auch das rosige Band zerrissen, welches sie mit dem geliebten Falke verband. Es muß hier eingeschaltet werden, daß Heinrich Falke kein gewöhnlicher Schäfer, das heißt, nicht erwa der Sohn eines gemeinen Hirten oder Schaafmeisters war, der von Kindheit an die Heerden geweidet und seine Jugend in geistiger Trägheit und Unwissenheit zugebracht hatte, er war aus dem Böhmerlande und mit dem Polenkönig als zarter Jüngling nach Sachsen gekommen, hier mit seinem Vater gefangen und gen Egeln ge-

bracht worden, wo ihn der Graf von Barby lieb gewonnen, auf die Burg Etgersleben gebracht und ihm überlassen hatte, sich nach seinen Neigungen eine Lebensweise zu wählen. Der nur für die Reize der Natur lebende Jüngling hatte aus eigenem, freien Willen den Schäferstand gewählt und gefiel sich darin so außerordentlich, daß er alle Anerbietungen, als Knappe oder Leibdiener in des Grafen Dienste zu treten, beharrlich ausgeschlagen hatte. Jetzt, wo sein Liebstes auf Erden, seine ihm theuere Agnes im Kloster zu Magdeburg war, litt es ihn nicht mehr in Egeln; er machte sich eines Tages gen Magdeburg auf und erfuhr hier zu seiner großen Freude, daß der Schäferdienst auf dem Vorwerke des Klosters Bergen vakant und, wenn er mit guten Empfehlungen versehen, sich darum bewerbe, wohl zu erlangen sei. Alles ging ihm nach Wunsch und bald nach seines geliebten Mädchens Abreise trat er den neuen Dienst an. Erst dann, als er seinen neuen Posten verwaltete, erkannte er, daß er dennoch eine Thorheit begangen hatte, denn was konnte ihm sein Aufenthalt in Magdeburg nützen, da die geliebte Agnes hinter starken Klostermauern verborgen und für die Welt, folglich auch für ihn, verloren war; hier vermochte er weder mit List, noch mit Gewalt auch nur ein einziges Mal das Glück zu erreichen, sie sehen oder sprechen zu können, der Anblick des grauen Klostergebäudes regte nur schmerzliche Erinnerungen in seiner Seele auf, Erinnerungen, die sich an

eine schöne Vergangenheit knüpften und mit der Gegenwart oder Zukunft nichts gemein hatten. So jung und kräftig, so rüstig, gesund und lebensfroh er auch immer gewesen war, das peinliche Gefühl, der Geliebten nahe zu sein und sie doch nicht einmal sehen oder sprechen zu können, machte ihn zum frommen Schwärmer und Kopfhänger. Er war früher schon mehrmals in Magdeburg gewesen und hatte dessen schönste Zierden, das vom Kaiser Otto gestiftete, schöne Benediktinerkloster, so wie den nachher von Demselben erbauten erhabenen Dom gesehen. Diese ehrwürdigen Denkmähler eines für die Geschichte der Stadt unvergänglichen Zeitalters lagen in Trümmern, unter Schutt und Asche lag die glorreiche Vergangenheit, lag die Hoffnung der Zukunft, ihrer Wiederherstellung, begraben, denn wie war es denkbar, daß in der Zeit, wo fortwährend Kriege das Mark der guten Bürger ausgesaugt und die Kassen des Erzbisthums erschöpft hatten, große Neubauten hätten unternommen und ausgeführt werden können? So dachte unser armer Schäfer, so dachte jeder um das Wohl der Stadt besorgte Magdeburger, so dachte selbst der fromme Erzbischof Albert, welcher zwar lange schon mit dem Gedanken schwanger ging, einen neuen Dom zu bauen, dessen Pläne aber stets an der Unzulänglichkeit der Mittel scheiterten. Die Brandstätten der beiden eingeäscherten Tempel waren mit Gras bewachsen, die alten Ruinen lagen wie die Gebeine zweier gewaltiger Riesen unter

grauen Stein- und Erdhaufen und Niemand konnte vorübergehen, ohne der Schmach solcher Zerstörung eine mitleidige Thräne zu weinen. Der junge Schäfer Falke hatte ein gefühlvolles Herz, seine unglückliche Liebe hatte die Reizbarkeit seines Gefühls noch mehr erhöhet und wenn er konnte, trieb er mit seinen Hammeln vorüber und blieb, auf den langen Schäferstab gestützt, vor den Ruinen stehen und stellte tiefe, fromme Betrachtungen an. Er hatte sich niemals Reichthum und irdische Glücksgüter gewünscht, er war immer mit seinem Schicksale zufrieden gewesen und hatte sich auch mit Wenigem seines Daseins gefreuet. Das war jetzt alles anders. Seine schönste Hoffnung lag, wie der ehrwürdige Dom in Trümmern und nicht einmal ein kleines Andenken besaß er von der geliebten Agnes. Sein Geist hatte eine andere Richtung genommen, er fand den Frieden seiner Seele nur im Gebet. Ach! dachte er, so oft er auf den Ruinen des Doms stand, hättest du nur soviel, um eine kleine Kapelle bauen zu können! Du würdest sie dem Andenken deiner Agnes weihen und gewiß mit Trost und Stärkung das kleine Bethaus verlassen! —

Zu Michael des Jahres **1208** regte sich ein großes buntes Leben in Magdeburg, denn der Mauritiustag war angebrochen und sollte durch ein gar sinniges Fest verherrlicht werden. Nach einer feierlichen Messe in der Kirche U. L. F. sahe man eine ungeheuere Volksmenge, Einheimische und Fremde

Fürſten und Prieſter, den böhmiſchen Prinzen Theobald, welcher einen Theil ſeiner Jugend in Magdeburg zugebracht und daſelbſt ſtudirt hatte, den Domprobſt Burkhardt von Hildesheim, welcher ſpäter dem Erzbiſchof Albert ſuccedirte, ſo wie den Bruder des Erzbiſchofs, den reichen und angeſehenen Grafen Hildebrand ſo wie noch viele andere hohe Perſonen nach dem erzbiſchöflichen Palaſte ziehen, wo die Freuden einer ſchwelgeriſchen Tafel zum Genuß einluden. In dem großen, kaum mit den Augen zu überſehenden Prunkſaale ſaßen um eine reich beſetzte, die feinſten Wohlgerüche verbreitenden Tafel die hohen Herren und Gäſte und ſchmauſ'ten. Es war kein üppiges Lottermahl, was man aus Ehr- und Ruhmſucht ſpendete, nein, der fromme Erzbiſchof hatte eine gar andere Abſicht, er wollte den Anfang zu einer Sammlung machen, um dereinſt an einen Dombau denken und den Gedanken möglichſt bald verwirklichen zu können. Um ſeinen Worten, die er an die hohe Verſammlung zu richten gedachte, mehr Gewicht zu geben, hatte er ſich in den höchſten Glanz ſeiner erzbiſchöflichen Würde gehüllt. Auf einem reich vergoldeten Armſeſſel von blauem Sammt ſaß Albert am oberen Ende der Tafel mit dem Pallium, einem von drei goldenen Nadeln über der Bruſt feſtgehaltenen, um die Schultern geſchlungenen Kragen von weißer Wolle mit ſchwarzen und karmoiſinrothen Kreuzen, bekleidet, auf der Rücklehne des Seſſels ragte über dem

Haupte des hohen Prälaten eine goldene Krone hervor, welche an beiden Seiten von zwei Löwen gehalten ward, ihm zur Rechten saß der päpstliche Legat und zur Linken der Böhmerfürst Theobald. Es würde zu weit führen, wenn wir den Glanz und die Herrlichkeit beschreiben wollten, worin das Innere und Aeußere des Palastes gleichsam schwammen. Der Zweck des großen Festmahls wurde erreicht, denn sowohl an der Tafel als auch unter dem Volke, welches diesen in dichten Haufen umlagerte und unter welches mit fürstlicher Freigebigkeit Früchte und Wein verabreicht ward, kreis'te der an einer Stange von Ebenholz befestigte Beutel, in welchem von einem Kämmerer Beiträge zum Dombau gesammelt wurden. —

Nur eine Minute lang mischte sich der junge Schäfer Falke unter die wogende Menge, warf sein Scherflein in den schon ziemlich vollen Beutel und kehrte zu den Ruinen des Doms zurück, wo die von seinem treuen Hunde bewachte Hammelheerde immer noch friedlich gras'te. Die Sonne war längst über die Berge und nur der Widerschein des goldenen Abendroths leuchtete hell genug, daß er die einzelnen Thiere erkennen und zählen konnte. Aber es war als solle er die Stelle gar nicht verlassen, von welcher aus er die Trümmer der in Staub und Asche verfallenen Tempel übersahe, zu deren Wiederherstellung eine so hohe und reiche Gesellschaft im erzbischöflichen Palast Beiträge sammelte. Doch der Abend nah'te

und er mußte fort. Da bemerkte er, wie ſein Hund am Rand des alten Mauerwerks, da wo das von Otto dem Großen geſtiftete Mauritius- oder Benediktiner-Kloſter geſtanden hatte, mit den Pfoten ſcharrte und die Naſe an das Geſtein legte, als ob er darunter einen Braten wittere. Nur flüchtig hatte der Schäfer dieſes Scharren des Hundes bemerkt und kehrte, ihn abrufend, mit der Heerde nach Haus zurück. Es war als ob es ihn unwiderſtehlich nach den Ruinen der eingeäſcherten Tempel ziehe, denn am Früh-Abend des folgenden Tages ſaß er wieder auf einem von Rauch geſchwärzten Steine jener Brandſtätte und ſchnitzte eifrig, denn es begann ſchon zu dunkeln, an einem Muttergottesbilde, das er bisweilen vor die Augen hielt und mit einer Kennermiene betrachtete, als ob er die Gottesmutter leibhaftig geſehen hätte und ſich ihrer himmliſchen Geſichtszüge erinnern könne. Ja, dachte er bei ſich und that einen tiefen Seufzer, ja, ſo ſoll es ſein! Iſt es auch ein Andenken ohne Werth, nur ein ſchlechtes hölzernes Bild von einem unerfahrenen Menſchen geformt, der die hohe Kunſt der zierlichen Bildſchnitzerei nicht nach Regeln gelernt hat, ſo wird es der guten Agnes in der klöſterlichen Einſamkeit doch Freude machen, wenn ſie nur weiß, daß ich es ihr zu Liebe mit meinen Händen gemacht habe. Aber es wird ja Nacht, wenn ich länger verweile! rief er, ſich vergeſſend, laut aus und richtetete ſeine Blicke nach dem Hunde, um ihn

zum Zuſammentreiben der zerſtreuten Heerde zu rufen. Auch jetzt ſcharrte das ſonſt nur den Befehlen ſeines Herrn gewärtige Thier an der geſtrigen Stelle und es bedurfte eines wiederholten Rufes, um ihn zur Erfüllung der gewöhnten Pflicht zu bringen. Wohl acht Tage mochten vergangen ſein, daß Heinrich Falke nicht wieder auf den Domplatz gekommen war, es hatte geregnet und das Gras war auf den Brandſtätten der eingeäſcherten Kirchen üppig emporgeſchoſſen, da fand ſich der junge Schäfer mit dem Sinken der Sonne wieder auf den ihm ordentlich lieb gewordenen Ruinen ein. Er hatte ſeit dieſer Zeit täglich an dem Marienbilde gearbeitet, trug es wie eine theure Heilige im Buſen, zwiſchen der bundgeſtreiften Weſte und dem Hemde und langte es, ſich auf ſeinen Schäferſtab ſtützend hervor. Sieh! ſagte er, liebes Bildchen nun ſiehſt du doch ſchon einer Heiligen ähnlich! Die Streifen um den Kopf fehlten vor acht Tagen noch und haben mir viel Mühe gemacht, morgen mußt du vollendet werden und dann hin zu ihr! Ach! könnteſt du ſprechen, du würdeſt ihr ſagen, wie oft ich ihrer in Liebe und Wehmuth gedacht habe! Nun ſie wird es aus deinen Augen leſen, wie traurig ich bei der Arbeit geweſen bin! — Er drückte das kleine Bild an ſeine Lippen und wiſchte mit der Hand die Thränen von den Wangen, die ihm aus den blöden Augen rannen. Ach! er hatte die Augen ſo voll von Thränen, daß ihm Alles wie in Nebel gehüllt erſchien

was er um und vor ſich ſahe. Er hörte wohl das Rauſchen der ihn umgebenden Heerde, wie ſie noch gierig graſete, aber ſein Hund, der ihm ſonſt immer zur Seite ſtand, fehlte. Er rief ihn, doch der ſonſt ſo folgſame Diener kam nicht, da ſtrengte er ſeine Sehkraft noch einmal an und bemerkte abermals, wie das treue Thier gerade ihm gegenüber an der nämlichen Stelle, wo er ſchon zweimal ſo emſig geſcharrt hatte, daſſelbe Geſchäft fortſetzte. Laß doch ſehen, Herkules, ſagte er! was du da witterſt! Mit dieſen Worten ſchritt er auf das alte Gemäuer zu und ſtieß den langen Schäferſtab zwiſchen eine Fuge. Der Steinritz ſchien ſich zu erweitern und der Stab fuhr tief in den Boden. Ein dumpfer Schall, wie auf Erz oder Eiſen, dröhnte ihm entgegen. Raſch zog er den Stab zurück und verſuchte den Stein mit der Hand zu lüften, die Steinplatte bewegte ſich und er konnte ſie emporheben. Was mag da unten ſein? etwa ein Grab? hu, es überlief ihn eiskalt! Er ſahe eine Reihe Stufen. Mit Gott! ſagte er und ging hinab. Da war es aber dunkel unten, doch fühlte er mit den Händen eine eiſerne Truhe, die er nicht zu bewegen vermochte! Herr Gott! rief er aus, wenn die voll Gold, wenn das ein Schatz wäre! aus Dankbarkeit gegen Gott wollteſt du eine Kapelle bauen und ſie ihrer Namensſchweſter, der heiligen Agnes weihen. Eilig kehrte er zurück, trieb die Heerde nach dem Stall und kehrte mit einer Handleuchte wieder

zur Höhle. Leicht fand er sie wieder, hob den Deckel von der Truhe und fand sie mit puren Gold- und Silbermünzen angefüllt. Lange betrachtete er den großen Schatz, dann warf er sich nieder, betete recht andächtig und sagte: Das ist ein Gottesschatz, damit kann ein großes, heiliges Werk ausgeführt werden! Hin zum hochwürdigen Erzbischof, der mag beschließen, was damit werden soll!

Es war zwar schon zu spät, um im erzbischöflichen Palast vorzusprechen, aber er vermochte nicht bis zum Morgen zu warten und seinen Eifer zu zügeln, er mußte den Erzbischof sprechen, und wenn er ihn aus Abrahams Schooße hätte reißen sollen. Was sich der Mensch nur recht ernstlich vorsetzt, das wird ihm, wenn er in seinem Eifer beharrt, gewiß gelingen. Der Erzbischof hatte sich, erschöpft und ermüdet seit mehreren Tagen von dem vielen Sprechen und Ermuntern zur Unterstützung des Dombaues, in sein Gemach zurückgezogen und war eben im Begriff, auf einem Ruhebett sich zu erholen, als ihm der Schäfer Heinrich Falke gemeldet, dabei aber sogleich bemerkt ward, daß sich der junge Mann durchaus nicht habe abweisen lassen, daß er vorgebe, eine Sache von der höchsten Wichtigkeit vorzutragen zu haben, die er ihm, dem hochwürdigen Prälaten, selbst mittheilen müsse. Albert befahl ihn eintreten zu lassen, hieß, auf Ersuchen des Schäfers, alle seine Diener entfernen und unterhielt sich über eine halbe Stunde lang allein mit ihm.

Dann gebot er zweien Dienern ihm zu folgen, ließ einige Leuchten mitnehmen und begab sich mit dem jungen Schäfer nach den Ruinen des Doms. Man kann sich denken, daß dieser geheimnißvolle Gang in Begleitung eines Schäfers überall die größte Neugierde erregte; einige glaubten, es gäbe einen bösen Geist zu beschwören, der sich habe sehen lassen, andere meinten, der Schäfer, von dem man wußte, daß er ein Böhme war, sei ein geheimer Kundschafter, der überhaupt die Schäfersrolle nur zum Schein übernommen habe und so errieth Niemand das Wahre.

Heinrich Falke mußte, als Führer, vorausschreiten, ihm folgte der Erzbischof mit seinen Dienern. Auf der Stelle, wo am Rande eines Stücks alter Mauer von dem durch Brand zerstörten Benediktiner-Kloster der Schäferstab lag, machten sie Halt, der Schäfer hob die Steinplatte empor und stieg, die Leuchte in der Hand, mehrere breite Stufen hinab. Der Erzbischof Albert stutzte Anfangs und zögerte zu folgen, als ihm aber Falke mit einer Hand voll Goldstücken entgegen kam, da stellte sich der feste Glaube an einen Schatz ein, und es fand sich auch Albert in seiner hohen Erwartung, die ihm bei dem Anblick des Goldes beikam, nicht getäuscht. Eine große eiserne Truhe, die kaum vier Menschen zu Tage fördern konnten, und darneben ein kleineres Gefäß wurden aus der Tiefe des Gewölbes herausgebracht. Es war jenes Gewölbe ein ohngefähr 12 Fuß tiefes,

6 Fuß breites und eben so langes regelmäßig und gut vermauertes Behältniß, einer Grabstätte ähnlich, in welcher nur der Sarg mit dem Leichnam fehlte. Stellt man sich außerhalb unsers heutigen Doms, auf der Abendseite an die Ecke links, von wo aus man über dem Paradiese das in Stein gehauene Bild des Schäfers sieht, so wird man nicht irren, wenn man auf der Stelle zu stehen glaubt, wo sich jener Schatz in dem unterirdischen Gewölbe befand.

Nun sag' an, mein Sohn! sprach der Erzbischof zu dem Schäfer, als der Schatz aus der Erde gebracht war, wohin soll er gebracht werden? und ist es noch dein Wunsch, daß er zum Bau eines Bethauses oder wohl gar eines neuen Doms verwendet werde, wie du mir vorhin zu erkennen gegeben hast? Du bist der von Gott erkorene Finder dieses gewiß sehr erheblichen Schatzes und darum soll dein Wille um so gewissenhafter befolgt werden, als du, wie du mir bekannt hast, schon lange dich mit dem frommen Gedanken gequält hast, einmal wenigstens eine Kapelle oder ein kleineres Bethaus zu bauen. Erkläre dich und bestimme, wann und wie der Bau begonnen werden soll!

Falke war ein zu guter und uneigennütziger Mensch, als daß er sich einer Autorität oder Gewalt des Willens hätte anmaßen sollen. Er sagte: Laßt das Geld in euren Palast schaffen, gnädiger Herr! und verfügt darüber nach eurem eigenen Belieben und

besseren Einsichten! Mein Wille ist, daß das Geld zum Dombau verwendet werde und kein Stück soll darunter sein, das ich davon jemals mir zueignen werde. Der Wille des braven Schäfers wurde befolgt, man brachte die Gefäße mit dem Gelde in den erzbischöflichen Palast, wo sie unter sichern Verschluß gelegt, der Schlüssel zu dem Behältniß dem Schäfer übergeben und der nächste Morgen zur weiteren Berathung des so wichtigen Gegenstandes festgesetzt ward.

Heinrich Falke stellte sich pünktlich zu der Stunde, auf welche er beschieden war, bei dem Erzbischof ein und fand daselbst eine zahlreiche Versammlung von Männern, die sich mehr oder weniger für einen Dombau interessirten oder sonst dabei, wenn er wirklich zur Ausführung gedeihen sollte, nöthig waren. Außer dem Erzbischof Albert waren anwesend die sämmtlichen Capitularen oder Domherren, eine Deputation der Bürgerschaft, die Vorstände der Baugewerke und andere Männer von Gewicht, vor allen der im In- und Auslande rühmlichst bekannte Techniker und Baumeister Bonsak. Man kam dahin überein, daß nach dem von dem Baumeister Bonsak bereits entworfenen Plane eine neue Kathedrale oder Domkirche gebauet werden sollte. Der Schäfer, als Bauherr betrachtet und gleichsam von Gott dazu berufen, sollte die wesentliche Ausführung des Baues leiten, die Stelle bestimmen, wohin, und die Größe, Höhe und Länge angeben, wornach gebauet werde und die unbeschränkte,

ausschließende Disposition über den Schatz haben, auch die Ausgaben ohne weitere Verantwortung davon bestreiten. Ein heiteres Mahl schloß die Berathung; Der Schäfer mußte den erzbischöflichen Palast beziehen und ging schon am nächsten Tage mit dem genannten Baumeister an die Arbeit, prüfte mit ihm den Plan, gab Vorschläge und Aenderungen an und unterzog sich dem gewiß schwierigen Geschäft mit dem rastlosen Eifer, den man von ihm, einem für die gute und heilige Sache so hoch begeisterten Jünglinge erwartet hatte. Er wohnte im Palaste des Erzbischofs und hatte das Regiment über seine Hammelheerde, das er aus Neigung nicht aufgeben wollte, seinem ehrlichen Knechte, Kasper, übertragen. Täglich brachte er mit dem Baumeister Bonsak zu und nur bisweilen nahm der Erzbischof von den Arbeiten, die sich Anfangs nur um die Größe und Form, um einige wesentliche Veränderungen des vorgelegten Plans und um einen ohngefähren Kostenanschlag handelten, Kenntniß; der begeisterte Schäfer blieb der Schöpfer des großen Werks und bewies täglich mehr und mehr, daß ihm der Herr bei seinem frommen Sinne auch Verstand genug verliehen hatte, um die ihm gewordene schwere Aufgabe zu lösen. Darum ist auch der Dom, wie er heutigen Tages noch steht, im deutschen Geschmack erbaut und in ihm wird das Andenken seiner Begründer, besonders des damals hochberühmten Künstlers Bonsak, fortwährend hochgeehret werden. Wenn

sich übrigens der Erzbischof Albert weniger mit Ernst dem Dombau widmete und diese Sorge dem Schäfer überließ, so darf man dies nicht etwa als einen Mangel an Sinn und Gefühl für das fromme Werk betrachten, sondern den Grund hiervon in einer ganz andern Ursache suchen. Durch die eine Reihe von Jahren hintereinander stattgehabten Kriegsvorfälle und Verwüstungen an den äußeren Umgebungen der Stadt hatte diese so ungeheure Beschädigungen erlitten, daß eine Wiederherstellung derselben dringend nöthig erschien. Albert unterzog sich ruhmvoll diesem Unternehmen, und erwarb sich dabei das Verdienst, die Stadt bedeutend erweitert, ja fast um die Hälfte vergrößert zu haben.

Der Grund zum Dombau war gelegt, das Schiff der Kirche von unten herauf schon weit gediehen, als im Jahre **1209** eines Morgens der Schäfer Falke bei dem Erzbischof Albert, zu dem der junge Mann stets freien Zutritt hatte, eintrat und ihn mit trauriger Miene anredete: Ihr seid immer so gütig gegen mich gewesen, gnädiger Herr! erlaubt mir daher, euch ein Anliegen vortragen zu dürfen, welches mir schwer auf dem Herzen liegt, und das auch den Keim zu dem großen Mißmuthe gelegt hat, den man mit Recht an mir tadelt, dessen ich mich aber nicht eher entäußern kann, bis die veranlassende Ursache gehoben ist; denn ich war sonst ein froher und lebenslustiger Gesell und werde, wenn mein Lebensmuth,

wie bisher, täglich mehr niedergedrückt wird, wohl den unternommenen Dombau nicht fortsetzen, wenigstens nicht ausführen können.

Sprich, mein Sohn! redete Albert dem jungen Schäfer zu, was es auch sein möge, vertraue mir es, kann ich es ohne Sünde thun, so rechne auf meine Hülfe und auf meinen Beistand!

Ja, ihr könnt mir helfen, gnädiger Herr! nahm Falke das Wort wieder; hört mich an! ich werde es kurz machen, und bei gelegener Zeit Euch Alles umständlicher erzählen! Seit nunmehro länger als einem Jahre liebe ich ein Mädchen und bin ihrer Gegenliebe in gleichem Grade versichert. Da wird das arme Geschöpf auf einmal mit einem anderen, ungeliebten Manne verlobt und weiß nun in der Verzweiflung, um ihrem Verlobten nicht als Hausfrau angetrauet werden zu können, nichts anderes zu thun, als daß es in's Kloster geht. Agnes heißt meine Geliebte, sie besteht zur Zeit ihr Probejahr im hiesigen Agnetenkloster und ist die Tochter des gräflichen Leibschützen Fuchs zu Egeln, der mit seinem Weibe zu stolz war, sein Kind einem Schäfer zu verehelichen. Und wer ist — frug der Erzbischof dazwischen — der Eurer Geliebten wider Willen Verlobte? Das ist — sagte der Schäfer — ein Gräflicher Leibknappe zu Egeln, Hans Statius benamset, gegen den ich gerade keinen Groll habe, ob ich ihn schon, als er mich einmal mit Agnes belauschte und mit dem Schwerdte durch-

bohren wollte, tüchtig abgebläuet habe. Wie könnte ich es ihm aber verdenken, die reizende Agnes zu lieben? Nur die Eltern meiner Agnes handeln nicht brav gegen ihr Kind, da sie wissen, daß sie nur mich liebt und nie einwilligen wird, eines andern Weib zu werden. Seht! das Probejahr ist bald abgelaufen und da möchte wohl rasch gehandelt werden müssen, wenn ich Agnes erlangen will, die wohl das Kloster nur ungern herausgeben würde, da sie von ihren Eltern Vermögen zu erwarten hat!

Beruhige dich mein Sohn, tröstete der Erzbischof, ich werde handeln und verspreche dir einen guten Erfolg. Vorläufig werde ich dafür sorgen, daß Agnes nicht als Nonne eingekleidet wird und dann werde ich mit ihren Eltern sprechen, nur wenn diese mir grundlosen Trotz entgegen setzen, sie durch die mir zu Gebote stehenden Mittel zur Einwilligung in die Ehe ihrer Tochter mit dir zwingen. Der junge Schäfer küßte dankbaren Blicks die Hand des ihm wohlwollenden Kirchenfürsten und ging mit mehr Ruhe und Heiterkeit als sonst, an seine Arbeit.

3.

Ein halbes Jahr darauf war Agnes dem Agneten-Kloster entnommen und lebte auf Kosten des Erzbischofs bei der Aebtissin als Freundin und Gesellschafterin,

denn dieſe hatte das junge Mädchen lieb gewonnen und mochte ſich nicht eher gern von ihr trennen, bis ſich ihr Schickſal entſcheiden würde. Sie kam dann und wann in den erzbiſchöflichen Palaſt und hatte Erlaubniß unter den Augen des Erzbiſchofs mit dem Schäfer Falke zu ſprechen. Albert ſprach den Liebenden Muth ein, verhieß ihnen mit aller Zuverſicht ihre baldige Vereinigung, ſelbſt in dem Falle, wenn die Eltern ihre Einwilligung nicht geben würden, und machte es dem Schäfer zur Pflicht, neben ſeinem Geſchäft des Dombaues auch ſeine eigenen Angelegenheiten nicht zu vernachläſſigen, daher für ſich und ſeine künftige Hausfrau ein räumliches Quartier zu ſuchen und daſſelbe mit den nöthigen Erforderniſſen und Bequemlichkeiten einzurichten. Wie gern, ja wie freudig der junge Schäfer dieſe Pflicht erfüllte, wie glücklich ſich die beiden Liebenden fühlten, wenn ſie davon ſprechen, ſich über ihre Zukunft, über Wohnung und Hausgeräth berathen konnten, kann man ſich leicht denken. Der Erzbiſchof überraſchte ſie eines Tages mit der angenehmen Nachricht, daß nun wohl alles in Güte und Frieden ſich werde ausgleichen laſſen, der Probſt zu Egeln habe ihm berichtet, daß die Eltern geneigt wären, ihre Einwilligung zu der Verbindung ihrer Tochter Agnes mit dem Schäfer Falke zu ertheilen, daß ſie aber die Elternfreude genießen wollten, ſelbſt nach Magdeburg zu kommen, ihren Willen perſönlich auszuſprechen und zugleich den herrlichen Dombau zu

bewundern, deſſen Unternehmung das Verdienſt ihres künftigen Schwiegerſohnes ſei; es ſei jedoch, hatte der Berichterſtatter hinzugefügt, zur Zeit die Mutter von Agnes krank, weshalb ſich die Ankunft des Fuchſiſchen Ehepaars wohl noch um einige Tage oder Wochen verziehen könne. Ach! wie freute ſich das glückliche Paar bei dieſer frohen Nachricht! Agnes hatte immer gefürchtet, der ſtrenge Vater werde auf ſeine Weigerung beſtehen, denn ihr Verlobter, Hans Statius, war ſein Freund und Kamerad und dieſem trauete ſie nicht, er hatte ein böſes, rachſüchtiges Gemüth und konnte, wie ſie meinte, es nimmer verſchmerzen, daß er einmal von dem Schäfer, den er hatte tödten wollen, recht tüchtig durchgebläuet worden war. Wahrſcheinlich hatte der Probſt die geliebten Eltern zum Nachgeben beſtimmt und ſie zu der Ueberzeugung gebracht, daß ſie als Nonne ihnen für immer ein verlohrnes Kind ſei. O! wie glücklich fühlte ſich die fromme Jungfrau, deren Geiſt in der klöſterlichen Stille eine hohe, heilige Richtung erhalten hatte, wenn ſie erwog, daß ihr die guten Eltern nicht mehr zürnten, daß ſie perſönlich zu ihr kommen und ſie als ihr einziges, ſtets folgſames Kind umarmen wollten! Die Mutter war krank — hatte der Probſt berichtet — aber die Krankheit konnte unmöglich von Bedeutung ſein, denn er hatte beruhigend hinzugeſetzt: nur um einige Tage oder Wochen werde ſich dadurch die Ankunft der Eltern in Magdeburg verziehen.

In der frohen Hoffnung, mit dem geliebten Heinrich nun doch gewiß und wahrscheinlich recht bald vereinigt zu werden, sich mit den theuren Eltern zu versöhnen und unter allen Umständen einer recht heiteren Zukunft entgegensehen zu dürfen, lebte Agnes sich und ihrer Liebe, ihrem Geliebten und der zarten Sorge einer häuslichen Einrichtung, die sie dem mit dem Dombau schwer belasteten Jünglinge freudig abnahm, auch der Schäfer wurde ein ganz anderer Mensch, vom früh'sten Morgen an bis in die spätesten Abendstunden war er thätig und emsig, heiter und fröhlich und blies noch in tiefer Nacht auf seiner lieben Flöte die schönen Weisen, welche seine Agnes einst so bezaubert hatten. Viel, unendlich viel Arbeit verursachte ihm die Auszahlung der vielen Arbeitsleute, deren jeder täglich einen Groschen, einen damals sehr hohen Lohn, empfing, die sich aber auch zur Arbeit drängten, da die meisten von ihnen Weib und Kinder hatten, mit denen sie nun ohne Nahrungssorgen leben, ja sich wol etwas zurücklegen konnten, um sich mit den Ihrigen einmal einen guten Tag zu machen.

Doch Niemand baue auf die Beständigkeit des Glücks! es gleicht einem schönen Junitage, dessen Frühsonne uns holdlächelnd auf dem Lager begrüßt, die sich aber mit dem nahenden Mittag hinter schwarze, verrätherische Wolken birgt und uns verläßt, wenn Blitz und Hagel, Donner und Sturm sich einigen,

die Hoffnung der Saaten vernichten, Tempel und Wohnungen zerstören, und uns zum elenden Bettler machen; dann tritt sie wieder hervor, die prangende Himmelsleuchte und zeigt uns die Spuren der Verwüstung, welche das Ungewitter hervorbrachte. O, wer mag ihr trauen, der falschen Himmelskönigin mit ihren schmeichelnden Gluthstrahlen?! Wer mag dem Glück vertrauen, wenn es sich schmeichelnd an unsere Fersen hängt?! Bleich und verstört in den edeln Gesichtszügen trat eines Tages der Erzbischof Albert in die Werkstätte Meister Bonsaks ein, bei welchem sich unser glücklicher Schäfer befand und mit ihm über die Hallen und Bogen sprach, zu welchen die behauenen Steine angefahren und über deren Bau und Construktion Beide noch nicht einig waren.

Möge Euch Gott helfen, Unglücklicher! sagte der ehrwürdige Prälat zu dem jungen Schäfer, Ihr seid eines schweren Verbrechens angeschuldigt und werdet in dieser Minute noch in den Thurm gebracht werden, wo man die Mörder zu verwahren pflegt! Seid Ihr schuldig, dann hab' ich mich sehr geirrt in Eurem ehrlichen Gesicht, seid Ihr unschuldig, so vertrauet Gott und meiner Freundschaft! Ich werde thun, was mir Pflicht und Gewissen gebieten!

Heinrich Falke erbleichte, er versuchte zu sprechen, aber das Wort erstarb ihm auf der Lippe und der Erzbischof war längst fort, als er dem edeln Bonsak in die Arme fiel und im schmerzlichsten Wehetone

ausrief: Möge über mich kommen, was da wolle, ich bin mir keiner böſen That bewußt, triumphirt die Bosheit meiner Feinde, ſo ſchwört mir, daß Ihr meine Agnes beſtimmen wollet, augenblicklich in das Kloſter zurückzukehren und den Schleier zu nehmen, damit ſie nicht das Opfer meines unglücklichen Falles, nicht das Weib meines Nebenbuhlers, des rachedurſtigen Hans Statius werde, der gewiß mit dem verblendeten Vater des Mädchens einen teufliſchen Plan geſchmiedet hat, dem ich nicht entrinnen werde.

Der brave Künſtler tröſtete den ihm lieb gewordenen jungen Mann, ſo gut er es vermochte, ſprach ihm Muth zu, ſein Schickſal mit Standhaftigkeit zu ertragen und ſchloß ſeine Rede mit den Worten: Wohl Euch, Freund! wenn Ihr reines Herzens und Euch keines Fehls bewußt ſeid, denn die Unſchuld hat im Himmel einen Freund! Euch iſt aber ſchon auf Erden ein mächtiger Freund zur Seite in unſerm hochwürdigen Erzbiſchof, der, wenn Ihr, wie ich nicht zweifle, unſchuldig ſeid, Gewalt genug hat, Euch den Klauen Eurer Feinde oder Verfolger zu entreißen.

Aber, was mag es ſein, weſſen man mich anklagen könnte? frug, den Kopf ſinnend auf die rechte Hand geſtützt, der Schäfer; kann ich mir doch kaum denken, was der racheſüchtige Statius erſonnen haben könnte, um mir eine Grube zu graben!

Ihr müßt weiter zurückdenken! entgegnete ihm der Baumeiſter; ſeid Ihr nicht ein Böhme? Wenn

mich nicht Alles trügt, seid Ihr nicht hinter der Heerde aufgewachsen, vielleicht waret Ihr in Kriegsdiensten an einem fremden Hofe und mögt dort ein Abenteuer bestanden haben, welches erst jetzt unangenehme Folgen über Euch ausschütten wird. Doch verzeiht es unserer Freundschaft, wenn ich vielleicht eine Saite berührt haben sollte, die Euch nicht wohlklingend ist.

Wohl bin ich ein Böhme — sagte der Schäfer mit Wärme — und bin auch nicht hinter der Heerde aufgewachsen, aber auch als Böhme bin ich mir keines Verbrechens bewußt, auch könnte, was ich dort begangen, hier wol nicht gerichtet werden, und was meinen Stand anlangt, so bin ich aus Neigung und Liebe ein Schäfer.

Das Gespräch der beiden Freunde wurde von der Wache unterbrochen, welche jetzt eintrat und dem unglücklichen Schäfer seine Verhaftung ankündigte, ihn auch sogleich mit sich fortnahm, um ihn an die auf der Straße harrenden Büttel abzuliefern, welchen es nicht gestattet war, in den erzbischöflichen Palast zu bringen und darin einen gerichtlichen Haftbefehl zu vollstrecken.

Ganz Magdeburg war auf den Beinen, als die beiden Frohne, in ihren eisernen Panzerröcken und mit Partisanen bewaffnet, den allgeliebten Schäfer nach dem breiten Wege in die Gefängnisse des Rathhauses führten, denn man weiß, daß sich das Rathhaus bis

zum Jahr 1293 am breiten Wege und zwar auf der Stelle befand, wo gegenwärtig das Knevelsche Haus stehet, in dem gedachten Jahre brannte es zum zweiten Mal ab und wurde dafür das heutige erbaut.

Niemand erschrak mehr über ein so unglückliches Ereigniß, als Agnes, die sich die Zukunft täglich mit rosigen Farben gemalt und vollauf mit der künftigen Einrichtung zu thun hatte. Sie warf sich der Aebtissin an die Brust und beschwor sie, ihr bei dem Erzbischof die Erlaubniß auszuwirken, den Geliebten im Kerker besuchen zu dürfen, doch ihr Leidensbecher sollte erst voll werden; der Erzbischof ließ sie vor sich rufen und machte sie, zwar mit aller Schonung und unter den Augen der frommen Aebtissin, aber doch mit einer That bekannt, deren Erzählung gleich Anfangs das unglückliche Mädchen von Sinnen brachte. Ihre beiden Eltern, der Leibschütz Fuchs nemlich und seine Gattin waren schnell nach einander, allen Zeichen und Umständen nach, an Gift gestorben, welches ihnen der Schäfer Heinrich Falke gemischt und bei einem Besuche in Egeln, als er sie zur Einwilligung in die Verehelichung mit Agnes überreden wollen, gleißnerisch gereicht haben sollte. Der Knappe Statius hatte sich zum Zeugen aufgeworfen, daß er den Schäfer kurz vor dem Ableben der Fuchsischen Eheleute bei denselben gesehen und getroffen habe und hatte sich erboten, seine Aussage mit einem Eide zu bekräftigen. Seine Aussage verdiente zwar, wenn man auf das feindselige

Verhältniß zurückſah, in welchem er zu dem von Agnes begünſtigten Schäfer ſtand, wenig Glauben, doch wurde ſie wieder von einigen anderen Umſtänden unterſtützt, namentlich hatte er ſeinen Anſprüchen auf das ihm verlobte Mädchen längſt vorher entſagt und die Eltern zur Einwilligung in die Ehe mit Heinrich Falke zu bereden geſucht, allein der Vater ſollte ihm mit einem Eide verſichert haben, daß er lieber ſein Kind dem Kloſter, als dem heuchleriſchen Schäfer überlaſſen werde.

Der in jener Zeit wahrhaft furchtbare Unterſuchungs-Prozeß begann mit allen das menſchliche Gefühl empörenden Formen; da der Angeſchuldigte, ganz natürlich, die ihm beigemeſſene That läugnete, ſo ſuchte man ſchon nach den Marter-Inſtrumenten, um das Geſtändniß auf einem eben ſo barbariſchen als geſetzlichen Wege zu erpreſſen. Es würde gewiß auch zur Anwendung der Tortur gekommen ſein, wenn nicht der edle Bonſak aufgetreten wäre und behauptet hätte, drr Schäfer Falke ſei in der Zeit, wo der Dombau begonnen, nicht einen einzigen Tag abweſend geweſen, könne alſo die That, welche in Egeln verübt worden ſein müſſe, durchaus nicht begangen haben. Da dieſem Zeugniß ſogar der Erzbiſchof Albert mit der kräftigen Verſicherung beitrat, er habe faſt jeden Tag den Künſtler Bonſak in ſeinem Atelier beſucht und niemals den jungen Schäfer bei ihm vermißt, ſo ſah ſich das unterſuchende Schöppengericht in einer

unangenehmen Verlegenheit, der es kein anderes Ziel zu ſetzen wußte, als daß es die Entſcheidung der Frage: ob der Schäfer Falke ſchuldig oder unſchuldig ſei? einem ſogenannten Gottesurtheile unterwarf. Ein ſolches Gottesurtheil beſtand nemlich darin, daß der Angeſchuldigte mit ſeinem Ankläger oder, wenn deren mehrere waren, mit einem von ihnen auf Leben und Tod kämpfen mußte: beſiegte er den Ankläger, ſo ward ſeine Unſchuld als erwieſen betrachtet und er ſofort von der Haft und Unterſuchung entbunden, ging dagegen der Gegner ſiegreich aus dem Kampfe, ſo wurde der unterliegende Angeklagte als ſchuldig verurtheilt und die geſetzliche, gewöhnlich eine grauſame, Todesſtrafe, wenn er noch lebte, an ihm vollſtreckt.

In der nächſten Gerichtsſitzung machte man den unglücklichen Schäfer mit dieſem unwiderruflichen Beſchluſſe bekannt, ſtellte ihm den von Egeln herbeigerufenen Knappen Hans Statius entgegen und forderte ihn auf, ſich die Art der Waffe zu wählen, mit welcher er ſich mit ſeinem in allen kriegeriſchen Waffen geübten Gegner zu kämpfen getraue.

»Ich bin,« ſagte der bleiche Jüngling, »ein einfacher Schäfer und in dem Kriegshandwerk nicht erfahren, was könnte ich in der freien Natur gelernt haben, als allenfalls mit meinem Schäferſtabe einen Wolf zu erlegen, oder dem fliehenden Räuber, wenn er einen Hammel in ſeinem Rachen fortträgt, mit der Schleuder einen Stein nachzuwerfen, damit er er-

ſchrocken ſeine Beute loslaſſe? Die Lanze oder das Schwerdt ſind mir ungewohnte, ja, ich möchte ſagen, unbekannte Werkzeuge, die ich nicht zu handhaben verſtehe. Thut, was Ihr für gut findet, geſtrenge Herren! ich bin in Eurer Gewalt und muß mich Eurem Ausſpruche unterwerfen. Richtet der liebe Herr Gott wirklich in ſolchem Kampfe nach der Wahrheit, ſo wird er, der Allwiſſende und Allmächtige, gewiß der Unſchuld den Sieg verleihen und wenn ſie mit gebundenen Händen gegen einen Löwen kämpfen ſollte!«

Nun ſo beſtimmt Ihr, Statius! ſagte der Syndikus des Schöppengerichts nach kurzer Berathung mit ſeinem Kollegen, die Waffen! »Ihr ſeid ein Kriegsknecht und im Gebrauch der Lanze und des Schwerdtes wohl erfahren. »Weß dünket Euch, womit der Schäfer wider Euch ſtreite?« Hans Statius, der mit voller Rüſtung vor dem ſchwachen Schäfer ſtehende Schildknappe, warf einen ſtolzen, verachtenden Blick auf dieſen und ſprach im hochfahrenden Tone: »Was würde ich Ruhms davon haben, wenn ich einen Gegner erlegte, der wol einen Knittel oder einen Stein zu handhaben weiß, um ein Raubthier zu verſcheuchen, oder ſeinen ungehorſamen Hund zu züchtigen, der aber weder Kraft noch Geſchick hat, die Lanze oder das Schwerdt zu führen? Dieſe beiden Waffen ſind meine Wehren, womit ich den Angriff zurückweiſe oder mich vertheidige und dann dem Gegner auf den

Leib gehe. Mir kann es darum gleich sein, welcher Waffe sich der Hirt gegen mich bedienen will!«

»Nun sprecht, Schäfer, noch einmal, womit wollt Ihr kämpfen? denn Ihr habt beide auf den dritten Trompetenstoß Euch gegenseitig anzugreifen und zu vertheidigen, hier gilt kein Vorzug des Einen vor dem Andern! So sprach wieder der Syndikus, und der Schäfer gab zur Antwort: »Stab und Schleuder mögen die Waffen sein, mit denen ich kämpfen werde. Aber gewährt mir noch eine Bitte!« Sprecht — sagte der Syndikus, was recht und billig ist, wird man Euch nicht versagen! »Nun« — fuhr Heinrich Falke fort — »so laßt mir noch heute meinen Stab und die Schleuder reichen, und noch Eins! sendet mir einen Priester, dem ich beichten und mit dem ich mich vom Himmel und der Gnade des barmherzigen Vaters unterhalten kann, dann bin ich auf Alles, selbst auf meinen unverdienten Tod, gefaßt!«

Euch soll die Bitte gewährt werden, schloß der Syndikus und befahl den Unglücklichen in sein Gefängniß zurückzubringen.

Am folgenden Morgen, nach dem Tage dieses zum Gottesurtheil gefaßten Beschlusses, zog in der siebenten Stunde eine Schaar Geharnischter aus dem Rathhause durch einen Theil des breiten Weges in mehrere Straßen der Stadt und stellte sich auf einem freien Platze in der Nähe der Stelle auf, wo der neue Dom gebaut ward. Dieser Platz war ziemlich

lang und breit und dehnte sich bis nahe zur Elbe aus, da wo heute der Regierungsgarten mit dem Ende des Fürstenwalls mündet. Hier ward ein Viereck gebildet, in welchem eine lange mit Sand bestreuete Bahn hinlief, auf der sich die beiden Männer angreifen und bekämpfen sollten, die Kampfrichter standen geharnischt und mit langen Spießen in den Händen, an beiden Seiten, und außerhalb des von den Wachen umschlossenen langen Vierecks wogten die Zuschauer und mußten oft mit vorgehaltenen Partisanen zurückgetrieben werden, so drängten und stürmten sie nach der Sandbahn los, auf welcher der blutige Wettkampf, dessen Ausgang der Wille Gottes, dem Aberglauben der damaligen Zeit nach, bestimmte, entschieden werden sollte. Mit den anrückenden Wachen fand sich auch der eine Kämpfer, Hans Statius, in seinem besten Waffenschmuck ein. Mit einem ihm befreundeten Söldner plaudernd und zuweilen die lüsternen Blicke nach einer hübschen Dirne unter dem Volkshaufen werfend, stand er, die gewaltige Lanze in der Faust und das breite Schlachtschwerdt an der Seite, so heiter und fröhlich auf dem verhängnißvollen Platze, als ob er zur Kurzweil ein gewohntes Waffenspiel beginnen wolle. Vom Kopf bis zu den Füßen mit Eisen bedeckt, mochte er wohl von dem Angriffe des Gegners nichts zu fürchten haben und seines Sieges im voraus gewiß sein, nur als einmal ein Flug Raben über die Elbe herüber sauste und sich mit lautem

Geschrei hoch über seinem Haupte einige Augenblicke lang in einem Kreise herumbewegte, warf er trotzig die Augen gen Himmel und schien an dieser Erscheinung, die ihm wie eine schlimme Vorbedeutung vorkam, eben keine Freude zu haben. Laut und mit dem Fuße stampfend, daß es die schwere Rüstung durchdröhnte, rief er ungeduldig aus: »Nun, wo bleibt denn der Bursch!? denkt er denn, ich sitze hier beim vollen Humpen und thue meinem Leibe Gutes?

Der Schäfer ließ allerdings lange auf sich warten, davon war aber die Schuld dem Priester beizumessen, dem er im Gefängniß gebeichtet und welcher ihm den Schäferstab und den Stein gesegnet hatte, womit er den ungleichen Kampf bestehen wollte. Endlich — es mochte gerade 8 Uhr sein — erschienen die Männer des Schöppengerichts in ihren langen schwarzen Kleidern mit weißen Halskragen, umgeben von einem Haufen Gewappneter, welche den Angeschuldigten, dessen Hände mit schweren Ketten gebunden waren, hinterherführten. Leichten Schrittes, den freien, frommen Blick nach oben gerichtet, ging der Schäfer seinem Schicksal entgegen, in der linken Hand trug er die einfache Schleuder von Birkenholz, in der rechten den mit einem weißen Bande an der Spitze umwundenen Schäferstab, seine Bekleidung war die, so man alltäglich bei ihm wahrgenommen hatte, wenn er den am Dombau arbeitenden Handwerkern und Tagelöhnern ihren Lohn reichte. Das weiße Band

am Stabe war die letzte Liebesgabe seiner Agnes, die ihm dasselbe durch den Priester gesandt hatte, welcher ihr das von ihrem Heinrich geschnitzte Muttergottesbild brachte. Es würde uns zu weit führen, wenn wir die Förmlichkeiten alle beschreiben wollten, welche dem ernsten Kampfe auf Leben und Tod, oder der Vollstreckung eines sogenannten Gottesurtheils vorausgingen. Die beiden Gegner wurden an die in gerader Richtung einander gegenüberlaufenden Spitzen oder Enden der mit Sand bestreuten Bahn gestellt und ein Herold rief die Namen der Kämpfenden laut aus, machte auch das Volk in einer kurzen Formel mit dem Gegenstande des Kampfes bekannt und erklärte die Folgen seines Ausgangs, in welchem der eine Theil siegen, der andere auf dem Platze bleiben mußte. Fünf Minuten lang standen — so erforderte es das Gesetz — die Kämpfer einander gegenüber, beim ersten Trompetenstoß setzten sie ihre Waffen in Stand, beim zweiten den rechten Fuß vor und beim dritten mußten sie aneinander rennen; es stand jedem von ihnen frei, sich der ihm zum Angriff, sowie zur Vertheidigung dienenden Wehr, nach eigenem Gutdünken zu bedienen. Ruhig und seinen Gegner mit Verachtung messend, stand der mit Eisen bedeckte Statius auf der Stelle, während der Schäfer immer noch, wie ein Träumer, nach dem weißen Bande an der Spitze seines Stabes schaute.

Mit dem dritten Trompetenstoß rannte der Leib-

knapp, die mit langer Eisenspitze beschlagene gewaltige Lanze vorstreckend, gerade auf den Schäfer los, und Jedermann glaubte, Dieser werde, da er immer noch sinnend auf der Stelle stand, sich unvertheidigt durchbohren lassen, erst als ihm Statius etwa bis auf 20 Schritte weit nahe gerückt war, schritt er langsam ihm entgegen, legte den Stein in die Schleuder und warf mit der gelenken rechten Hand, daß man ein sausendes Schwirren hörte. Der Kampf war entschieden, der Stein hatte den Knappen gerade vor die Stirn über dem rechten Auge getroffen, so daß Statius in die Knie sank und der schwere Fall des mit Eisen bedeckten Kämpfers weithin durch die Volksmenge ertönte. Ein tausendstimmiger Jubel, ein die Sinne betäubender Glücksruf des entzückten Volks drang durch die Lüfte, denn Alles liebte den Schäfer, der Geringste im Volk wie der Höchste kannte ihn ja und hielt ihn für nicht schuldig. Die Wachen hatten vollauf zu thun, das vor Freude übermüthige Volk im Zaume zu halten, denn es drohte ihre Reihen zu durchbrechen, und ließen sich mehr als hundert Stimmen hören: man müsse den Sieger, den braven Schäfer, im Triumph nach dem erzbischöflichen Palast tragen. Doch das Trauerspiel war noch nicht zu Ende. Der Schäfer, welcher vor dem Beginnen des Kampfes und während desselben ruhig wie ein Lamm gewesen war, entflammte mit einem Male in nie gesehene Wuth; er nahte sich dem im Todeskampfe sich

wälzenden Statius, welchem das Blut aus Mund und Augenhöhlen quoll, riß ihm die eiſerne Sturmhaube vom Haupte und faßte ihn mit beiden Händen um den Eiſenleib. Als er ihn auf die Knie vor ſich hingeſtellt hatte, ſchrie er ihm mit lauter Stimme in die Ohren: »Glaubſt Du, Menſch! an eine waltende Gerechtigkeit, an einen Richter jenſeits, an Lohn und Vergeltung, ſo rette Deine Seele von der ewigen Verdammniß! Bekenne, wer den Leibſchütz und ſein Weib mordete und ſei meiner Vergebung, meiner Fürbitte bei dem barmherzigen Gott gewiß! Der Herr will nicht, daß der Sünder verloren gehe, ſeine Gnade iſt groß! Da richtete der Knapp ſein blutiges Haupt empor, legte es auf die untergehaltene Rechte des Schäfers, und begann zu ſprechen. Das Volk war ſtill, als ob kein Athem in der Bruſt der Tauſenden ſei. Statius rang mit matter, doch vernehmbarer Stimme die Worte hervor: »Gott hat gerichtet und möge mir gnädig ſein! Ja, Du biſt ſchuldlos, rein wie Gottes Sonne, ich habe den Gifttrank bereitet und — — «! Hier ſank der verworfene Böſewicht zuſammen und wurde von den bereitſtehenden Henkern auf eine Karre geladen und nach dem Gerichtshauſe gefahren, wo ſein Leben noch einmal erwachte und dem Volke die Hoffnung ließ, daß er von der ſtrafenden Gerechtigkeit den wohlverdienten Lohn ſeiner böſen That empfangen werde. Noch wogten Tauſende von Zuſchauern um den Kampfplatz, noch ſtand der

Schäfer als Sieger und der von Gott für schuldlos befundene, ja selbst von seinem Gegner von der ihm beigemessenen schwarzen That für rein erklärte Jüngling vor dem mit Blut bedeckten Raume, auf welchem der Knapp gefallen war und richtete, die Hände zum frommen Gebet gefaltet, sein Auge zum blauen Himmel empor; da ertönten abermals im rauschenden Freude-Jubel des Volkes tausendfache Stimmen, näher und näher drang der Ruf, und wie die Stimme eines Engels klang er in des Schäfers Ohr: „Ein Eilbote von Egeln ist da, der Leibschütz Fuchs ist gerettet und lebt fröhlich und wohlgemuth, nur sein Weib ist verblichen! Heil dem braven Schäfer! Das wird ihn trösten!

4.

In ihrem Kämmerlein saß Agnes und weinte; sie vermochte nicht mehr zu beten, sie hatte keinen Trost, keine Hoffnung, keinen Glauben an die Rettung ihres geliebten Heinrich. Der Tag seines Kampfes mit dem waffenkundigen Statius war angebrochen, der Priester hatte ihr das von demselben geschnitzte Muttergottesbild gebracht, und redlich ausgerichtet, was ihm der Schäfer aufgetragen. Mit wehmüthigem Entzücken betrachtete die fromme Jungfrau das mit einem Heiligenschein umgebene Marienbild,

küßte es und redete es an: O! du gebenedeite Gnadenmutter! verlaß ihn nicht, der mir so theuer, der, ach! ich weiß es ja, so schuldlos, wie dein gekreuzigter Gottessohn, ist! Kann ich auch nicht glücklich sein an seiner Seite als die ihn liebende Hausfrau, gern will ich in einsamer Klosterzelle mein Leben beschließen, an ihn denken und für ihn zu Gott beten; nur rette seine Unschuld, seine Ehre und sein Leben!

Es mochte um 10 Uhr des Morgens sein, als Agnes noch immer in ihrem Schlafgemach auf den Knien lag, sie hatte nichts von dem Getöse des wogenden Volkes gehört, absichtlich sich eingeschlossen, um ungestört dessen, der ja ihr Alles war, gedenken und für ihn zu Gott beten zu können, und ein heiliger Friede war in ihre Brust zurückgekehrt. Da klopfte es leise an die Thür des Kämmerleins und die Aebtissin rief leise aber fröhlich: Wachst du mein Kind? öffne mir schnell, denn ein hoher Besuch wartet deiner und will dir Trost und Freude bringen!

Ist's vorüber? antwortete ängstlich fragend Agnes. Mach' nur auf, meine Tochter: fuhr die Aebtissin fort! der hochwürdige Erzbischof ist in eigener Person da, und verlangt dich zu sprechen! komm, er wartet deiner in meinem Zimmer!

Bleich und mit thränenleeren, aber vom vielen Weinen gerötheten Augen trat Agnes in das Zimmer der ehrwürdigen Klosterfrau und neigte sich tief vor dem Erzbischof Albert, der ihr lächelnd entgegenschritt

und ſie anredete: Der ſchönſte Augenblick meines Lebens, liebe Tochter, iſt der gegenwärtige, denn ich bringe dir den Segen Gottes! Freue dich, wie ſich alles Volk freuet, dein Geliebter lebt, iſt Sieger und ſchuldlos, auch dein Vater lebt und wird kommen, um deinen Liebesbund mit dem edlen Jünglinge, dem Schäfer Falke, zu ſegnen und feierlich in die Ehe mit ihm einzuwilligen. Der Böſewicht Statius liegt ſchwer verwundet in der Marterkammer des Rathhauſes und erwartet den Lohn ſeiner fluchwürdigen That von der ſtrafenden Gerechtigkeit!

Agnes blickte den hochwürdigen Prälaten ungläubig an und zog ſeine Hand an ihre brennenden Lippen, denn die Freude folgte zu ſchnell auf den langen Schmerz, ſie ſah ſich wild im Zimmer um und rief: „aber warum kommt er nicht ſelbſt, wenn er frei und unſchuldig iſt? Weiß er doch, daß ich nimmer ruhen kann, bis ich ihn geſehen und ſein Schickſal aus ſeinem Munde gehöret habe! Erwarte nicht zu viel, mein Kind! tröſtete der Erzbiſchof, noch heute wird dein Vater erſcheinen, und ehe er Euren Liebesbund nicht geſegnet hat, will der Jüngling auf die Freude, dich wiederzuſehen, verzichten, dann aber Eure Vereinigung beſchleunigen und nicht wieder von deiner Seite weichen. Sei darum fröhlich und wohlgemuth und ſchmücke dich bräutlich, um Vater und Bräutigam freundlich zu empfangen. Kaum hatte ſich der Erzbiſchof Albert entfernt und Agnes, ſeinem Befehle

zu Folge, ſich ſtattlich gekleidet, da kamen, Arm in Arm, der Leibſchütz Fuchs von Egeln, ihr Vater, und der Schäfer Falke, ihr Geliebter, und ſchloſſen die vor Wonne zitternde Dirne in ihre Arme. Alles war vergeben und vergeſſen, und Fuchs legte die Hand ſeines einzigen Kindes in die Rechte des jungen Schäfers und ſagte: „Gott hat mich wunderbar vom gewiſſen Tode errettet und durch ſein Urtheil die Unſchuld dieſes Jünglings, noch ehe ich in Magdeburg ankam, offenbaret. Geſegnet ſei der Bund, den Ihr ſchon längſt geſchloſſen habt und der mir nur von einem Böſewicht als ſtrafbar dargeſtellt wurde! Auch die Mutter, der Gott eine fröhliche Urſtund bereiten wolle, hat Euch im Tode geſegnet und iſt zufrieden in dem Herrn entſchlafen, da ich ihr in die kalte Hand noch gelobte, in Euren Ehebund zu willigen und Euch glücklich zu machen.

Agnes weinte der Mutter kindliche Liebesthränen, ſetzte ſich dann zwiſchen Vater und Verlobten und ſprach: „Nun erzählt, wertheſter Vater! was es mit der Mutter Tode und Eurer angeblichen Vergiftung für eine Bewandtniß hat und wie Alles gekommen iſt?

Nun, ſo hört, meine Kinder! ſagte der Leibſchütz und erzählte wie folgt: „Ihr wißt, daß ich mich von Hans Statius hatte bereden laſſen, ihn und keinen andern als Sohn anzunehmen, darum verlobte ich dich ihm gegen deinen Willen, denn er ſagte: der Schäfer ſei ein Böhme, aus ſeinem Vaterlande ver-

wieſen und halte ſich nur als Flüchtling in Sachſen auf. Als mir aber der fromme Probſt zuredete, meinen Willen in Eure Verehelichung auszuſprechen, und als ſelbſt die Mutter, mein gutes ſeliges Weib, ihre Bitten mit den Vorſtellungen des redlichen Prieſters vereinigte, da begann ich zu ſchwanken und ſagte einmal dem wilden Statius, als er im Trunke mir grollte und mich einen ſchlauen Fuchs nannte, der nur dem zu Willen ſei, der ihm den Pelz ſtreichle, — mit wenig Worten die Wahrheit; ja es erglüh'te mein Zorn und ich kündigte ihm die Freundſchaft und die mit meinem Kinde geſchloſſene Verlobung auf. Anfangs ſchäumte er vor Wuth, nach und nach näherte er ſich mir aber wieder und trank! ſogar mehrere Humpen auf unſere Freundſchaft und auf ſeine Verſöhnung mit mir; ſelbſt mein ſchon kränkelndes Weib mußte mittrinken. Den Abend des Tages, wo dieß geſchehen war, verfielen wir Beide in einen langen, betäubenden Schlaf, aus dem ich allein wieder erwacht bin. Offenbar hatte uns der Böſewicht Gift gemiſcht. Was er weiter gethan, wie er ſich zum Angeben und Zeugen wider dich, mein Sohn! aufgeworfen hat, das wird Euch beſſer, als mir, bekannt ſein!

An demſelben Tage noch wurde die baldige Hochzeitfeier beſprochen. Der junge Schäfer nahm den Leibſchützen mit zum braven Baumeiſter Bonſak, wo Vater Fuchs von dem Funde eines Schatzes, vom

Dombau und von allen Umſtänden und wunderbaren Ereigniſſen unterrichtet ward. Fuchs war lange ſprachlos vor Staunen und Verwunderung, als er das viele Geld in der großen Truhe ſah'; noch mehr aber ward er zur Verehrung des Schäfers hingeriſſen, als er hörte, wie derſelbe ſich von dem vielen Gelde nichts aneignen, vielmehr alles zum Dombau verwenden wollte. Lange ſaß er mit Heinrich Falke auf der Steinplatte am Domplatze, wo der Grund gelegt und der Bau ſchon ziemlich vorgeſchritten war und ſagte: „Schade, daß Ihr in dem neuen Tempel nicht eingeſegnet werden könnet zu der heiligen Ehe, die doch bald geſchloſſen werden muß!

Ihr bringt einen Gedanken in mir zur Reife, antwortete ihm der Schäfer, den ich lange mit mir herumgetragen habe. Seht! der Erzbiſchof will mir wohl und hat ſich ſogar ſoweit herabgelaſſen, meine Agnes zu beſuchen und ihr meine Freiheit und Unſchuld anzukündigen; es wird mir ein Wort koſten und er wird es genehmigen, daß unſere Trauung auf der Stelle des neuen Doms vollzogen werde, wo ich dreimal meinen Hund ſcharren ſah und dann den gewaltigen Schatz fand.

Ja, mein Sohn, ſagte der Leibſchütz, ſo mag es ſein! doch nun auch eine Bitte an Euch Beide, meine Kinder! ſieh, mein Sohn! die Sorge für den Dombau legt dir ſoviel Arbeit auf, daß du den Schäferdienſt nicht mehr wirſt verwalten können;

mach' dich los von dieſem Herrendienſte und nimm mich, wenn ich meinen Abſchied genommen haben werde, auf! ich habe, Gott ſei Dank! ein ſo hübſches Erſparniß, daß wir, ohne daß du von dem heiligen Kirchenſchatze etwas zu nehmen brauchſt, leben können! vorläufig kehre ich zwar wieder nach Egeln zurück und will noch ein paar Jahre dem gnädigen Grafen dienen, denn ich bin noch rüſtig und komme immer noch zeitig genug zu Euch, um mich an dem Fortgange des Tempelbaues freuen zu können; aber wenn meine Kräfte zu ſchwach ſein werden, um die ſchwere Rüſtung und das Jagdzeug zu tragen, dann komm' ich zu Euch und beſchließe, ſo Gott will, mein Leben in Magdeburg.

Wer hätte denken mögen, daß, wie die Sachen anfangs ſo ſchlimm ſtanden, am Ende noch Alles einen ſo glücklichen Ausgang nehmen ſollte? Agnes dachte nicht mehr daran, Nonne zu werden und ihr junges, friſches Leben in der einſamen Kloſterzelle zu vertrauern, ſie war von nun an täglich nur damit beſchäftiget, Einkäufe zur Ausſtattung zu machen, wozu ihr der Vater eine baare Summe ihres Brautſchatzes eingehändigt hatte, und bei der Zubereitung und Fertigung des vielen Linnen und Weißzeugs halfen ihr alle Nonnen mit großer Bereitwilligkeit, ſo daß es manchen Tag und wohl manche Nacht gar luſtig in dem großen Refectorium oder Arbeits- und Speiſeſaale zuging. Fuchs mußte öfters von Egeln nach Magdeburg

kommen, weil der Knappe Statius geneſen und die peinliche Unterſuchung gegen ihn eingeleitet war. Er hatte ſich in der Zeit, ſeit dem Gottesurtheil, ganz verändert, ſein Trotz war gebeugt und er bereute ſeine böſe That; ja er konnte nicht ruhen, der Leibſchütz und der junge Schäfer mußten ihm vorgeſtellt werden, wo er ihnen Abbitte that und nur die grenzenloſe Liebe zu Agnes als Beweggrund ſeiner fluchwürdigen Handlung angab Der Schäfer reichte ihm zuerſt die Hand zur Verſöhnung, denn ſein weiches Gemüth hatte die erduldete Schmach längſt vergeſſen, und ſein freier, ungehinderter Umgang mit der geliebten Braut gab ihm reichlichen Erſatz für die im Gefängniß zugebrachten Stunden. Fuchs hegte zwar auch keinen Groll mehr gegen ihn und bedauerte den jungen, kräftigen Mann, der in ſeiner Verblendung bis zum Meuchelmörder geſunken war; doch wollte er den Menſchen, der ſein braves Weib gemordet, nimmer wieder ſehen und, als er ihm die Hand zum Zeichen der Vergebung gereicht hatte, nahm er für immer kurzen Abſchied von ihm und empfahl ſeine Seele der Barmherzigkeit Gottes.

Ein Vierteljahr war wieder vergangen, der Winter hatte ſein weißes Leichentuch über die Erde gebreitet und mit dem ſtillen Frieden, welchen die Natur feierte, und in dem ſie neue Kräfte ſammelte zum kräftigen Wirken und Schaffen, hatte auch der kräftige Dombau aufgehört, wenigſtens konnte nicht viel gethan und allenfalls in den innern Werkſtätten das

Behauen der Steine zu Säulen und Gesimsen, zu den Bogen und Gewänden vorgenommen werden; da brachte Meister Bonsak, als der Schäfer zu ihm in die Werkstätte trat, das Gespräch auf die Hochzeitfeier seines jungen Freundes und scherzte: Nun, frommer Bauherr! wie wird's mit Eurer Hochzeit? Werdet Ihr nicht bald Anstalt machen, Euer Liebchen Euch antrauen zu lassen? Eine Hausfrau im Winter thut wohl, denn da findet Ihr immer ein warmes Stübchen, wenn Ihr aus dem kalten Gemäuer heimkehrt; macht, daß Ihr zusammen kommt, sonst verlieb' ich mich wohl gar auch noch in Eure schöne Braut!

Ich habe nur abwarten wollen — antwortete Falke — bis der Mörder Statius verurtheilt und sein Schicksal entschieden sein würde; denn es könnte den gestrengen Herren Schöppen wohl gar einfallen, die Exekution gerade an dem Tage vorzunehmen, wo wir getrauet würden, und das wäre mir ein fataler Kasus, denn wenn ich auch den Burschen nicht bedauere. —

Deßhalb seid unbesorgt! unterbrach ihn Bonsak, der hat sich heute früh, oder wohl schon in der vergangenen Nacht aus dem Staube gemacht und seinen Richtern, welche ihm mit ihrer faulen Justitia die Zeit zu lang machten, eine Nase gedrehet oder ihnen wohl auch einen Gefallen gethan. Wie! — frug Falke ängstlich — ist der Mörder entflohen? Ja! — sagte Bonsak trocken — er ist entflohen, hat aber Fleisch

und Bein zurückgelaſſen, denn er hat ſich in der Marterkammer erhenkt! Seht, Ihr ſitzt, wenn man in der Herberge Neuigkeiten ſammelt, beim Bräutchen und vergeßt darüber, daß Ihr auf der Welt ſeid, wo es gar wunderlich zugeht!

Nun, ſo hat ihn Gott gerichtet! ſeufzte Falke: Er möge ſeiner Seele gnädig ſein! Ich danke Euch für die Nachricht, denn noch heute nehm' ich von dem Kloſter-Voigt als wohlbeſtalter Schäfer Abſchied, empfehle ihm meinen braven Knecht Kasper und laſſe mich an dem nächſten ſchönen Tage, wo die Sonne recht freundlich ſcheint, auf dem Grunde des neuen Doms trauen; denn Ihr müßt wiſſen, daß ich mir ſchon längſt die Erlaubniß dazu beim hochwürdigen Erzbiſchof ausgewirkt habe. Am Nachmittage deſſelben Tages, nahm Falke von ſeinem alten Herrn, dem Kloſtervoigt, Abſchied und dankte ihm für die vielen Beweiſe von Liebe und Freundſchaft, die er ihm als einem ſo geringen Diener, einem Schäfer, hatte angedeihen laſſen. Er fand den alten Voigt nicht allein; ſeine Enkelin, die zwanzigjährige Marie, ein blühendes Mägdlein mit ſchwarzen Augen und Haaren, ſaß neben ihm und ſchien ihm aus einem geiſtlichen Buche vorgeleſen zu haben. Der Voigt hatte ihn längſt erwartet, da er wohl wußte, daß er neben der Sorge für den Dombau nicht ferner die Heerden würde weiden können. Mir iſt es — ſagte der Alte — ordentlich weich um's Herz, Heinrich! wenn ich daran denke,

daß du nicht mehr zu uns kommen, auch meiner Marie nicht mehr so schöne Lieder vorblasen wirst! doch freue ich mich über das Glück, das dir einen andern, einen so schönen Wirkungskreis anweiset und glaube gewiß, daß dich unser Herr Gott zu einem Werkzeuge seiner Gnade ausersehen hat, womit er die guten Magdeburger beglücken will!" Heinrich Falke war eben so weich gestimmt, als sein alter Dienstherr; er drückte dem biedern Voigt, der ihn immer mehr wie einen Sohn als Untergebenen behandelt hatte, die Hand, nahm an seiner Seite Platz und begann: Ich habe Euch auch zu melden, daß ich bald Hochzeit mit meiner Agnes mache; dazu seid Ihr mit Eurer schönen Enkelin, Marie, freundlich eingeladen und werdet mir diese Bitte nicht abschlagen! Den Tag und die Stunde sollt Ihr, wo möglich, morgen schon erfahren! Dann muß ich Euch aber auch eine Bitte vortragen! Seht! ich habe mit dem Dombau so vollauf zu thun, daß es Sünde sein würde, den Schäferdienst beizubehalten, das sahet Ihr ein und habt mich entlassen. Man soll ja, wie die Schrift sagt, nicht zweien Herren dienen und wird nur dem einen anhangen, den andern verlassen müssen. Ihr waret mir stets ein freundlicher und gar lieber Herr und darum hab' ich Euch, wie ich noch fortwährend thun werde, mehr als Vater geliebt, wie als einen Herrn gefürchtet. Eure Heerden sind vollzählig und wohl auf, mein Lohnvieh überlass' ich dem braven Kasper, dem Ihr gewiß mei-

nen Platz gönnt, da Euch seine Redlichkeit und sein Diensteifer für seine Brauchbarkeit bürgen, und damit würden wir mit unserm Verhältniß, als Herr und Diener, auseinander oder auf's Reine sein, wenn Ihr nicht noch etwaige Schadenansprüche habt, die ich in der letzten Zeit wohl verschuldet haben kann! Seht, daß Kasper mein Nachfolger werden möge, ist meine Bitte. Du bist mir mit nichts verpflichtet, mein Heinrich! erwiderte der Voigt: denn du warst zu diensteifrig; nimm mir es nur nicht übel, wenn ich noch immer das trauliche Du brauche, was jetzt nicht recht passen will, da du gewissermaßen ein vornehmer Herr geworden bist, mit dem hochwürdigen Erzbischof und gar vielen hohen Personen umgehest; aber du warst mir ja schon ein lieber Junge, als du bei meinem Vetter in Egeln dientest und es würde mir schwer ankommen, mit dir anders, als wie mit einem Sohne zu sprechen. Dem ehrlichen Kasper soll der Schäferdienst nicht entgehen, denn er bleibt mir schon als ein Andenken von dir ein gar werther Gesell! Zu deinem Ehrentage, nämlich der Hochzeit mit Agnes, werde ich mich einfinden, wenn ich den hohen Herren nicht anstößig bin, welche dich gewiß mit ihrer Gegenwart beehren werden!

O! glaubt das nicht, Vater! sagte Heinrich Falke: nur Bonsak und noch wenige von den Vorständen der Baugewerke werden geladen, ebenfalls mit ihren

Frauen und Töchtern, damit auch Marie Unterhaltung findet.

Auf dieſe rechne nicht, mein Sohn! — ſprach der Alte — du weißt nicht, wie empfindſam die Dirne jetzt iſt, gerade was ihr Freude machen ſollte, das flieht ſie und überläßt ſich von Tage zu Tage immer mehr einem Trübſinne, der nicht zu einem ſo jungen Mädchen paßt. Doch ich will mein Möglichſtes thun, um ſie zu überreden. Der junge Schäfer wollte ſich nun ſelbſt an die Jungfrau wenden, allein ſie war ſtill aus dem Zimmer gegangen und die alte Haushälterin ziſchelte, als ſie den Tiſch zum Abendbrod deckte, dem Voigt etwas leiſe ins Ohr, worauf derſelbe verdrüßlich mit dem Fuße ſtampfte und zu Falke ſagte: „Gewiß iſt die Dirne wieder bei ihrer Muhme, der Priorin in St. Agneten; ja, ich werd's wohl noch erleben, daß ſie den Schleier nimmt, den Eure Agnes mit der Hochzeitsfackel vertauſcht hat, denn ſo oft ſie ihr Trübſinn beſchleicht, huſcht ſie auch zu der alten Heuchlerin, die ſie gar zu gern in ihre Klauen haben möchte und auf jede junge Dirne ſo erpicht iſt, wie der Böſe auf eine Seele.“ Der Voigt und der junge Schäfer mußten ſich bequemen, das kleine Mahl allein zu bekämpfen; ſie hatten aber in dem vortrefflichen Weine, welchen der Alte den großen Stückfäſſern des Kloſters gar ſchlau zu entziehen wußte, einen Verbündeten, der ihnen den Sieg er-

leichterte und ſie bald in eine ſo frohe und heitere Stimmung verſetzte, daß ſich ihre Zungen löſ'ten und Keiner ein Geheimniß vor dem Andern hatte.

Heinrich Falke, welcher bemerkte, daß der alte Voigt etliche Humpen über den gewöhnlichen Durſt getrunken hatte, der in der Regel immer ſtark war, nahm mit dem einbrechenden Abende von dem munteren Greiſe herzlichen Abſchied. Ich ſehe Euch, ſagte er, doch bald wieder und gedenke morgen eine Reiſe nach Egeln zu machen, um dort und in Etgersleben meinen alten Freunden und Bekannten ein Lebewohl zu ſagen; denn wenn der Frühling heranrückt und das Bauen am Dom im Freien wieder beginnt, da wird es für mich gerade Arbeit genug geben. Er drückte dem alten Herrn und väterlichen Freunde die Hand und verließ den langen, ſo oft mit ſeiner Heerde durchſchrittenen Kloſterhof. Als er auf die Kloſterfreiheit kam, fiel es ihm ein, ſeine Agnes noch zu ſehen und zu dem Ende der Frau Aebtiſſin ſein Anliegen vorzutragen. Auf der breiten, von zwei großen Morgenſternen oder koloſſalen Flurlaternen beleuchteten Treppe kam ihm Marie entgegen, die ſich eben von der Priorin beurlaubt hatte; ſie ſahe ſehr traurig aus und wollte an ihm vorüberſchlüpfen; er faßte ſie aber am Arme und redete ſie an: Lebt wohl, ſchöne Jungfrau! ſagte er mit ritterlicher Artigkeit, ich komme in Eure Wohnung, um von Euerm Großvater, dem Voigt, meinem alten guten Herrn, Abſchied zu neh-

men und auch Euch zu bitten, daß Ihr des armen Schäfers bisweilen gedenken möchtet, der ja manchen schönen Tag, wenn der liebe Gott ein böses Wetter schickte, daß die Heerde im Stalle bleiben mußte, Euch ein Liedlein auf der Schallmei vorblasen mußte! — aber was ist Euch, holde Marie! Ihr habt geweint und scheint mir vor Jammer nicht antworten zu können? Ist Euch was Böses widerfahren oder habt Ihr sonst ein Herzeleid, bei dem ich Euch helfen könnte? Ihr wißt, ich war ein treuer Diener und gehe noch heut für Euch und den Herrn Voigt, Euren Großvater, durch's Feuer!

Lebt wohl Herr Falke! sagte das Mädchen ängstlich, mir ist unwohl, auch möchte der Großvater auf mich warten.

Der sitzt im Sorgenstuhle und schläft sein Räuschchen aus, entgegnete Falke mit Theilnahme: aber wahrlich Ihr seid krank! vertraut mir und gebt mir Euern Arm, daß ich Euch nach Hause geleite! sagt auch nicht „Herr Falke" zu mir, nennt mich „Heinrich" wie Ihr früher gethan habt! bin ich Euch denn so fremd geworden, seitdem ich, was Ihr kaum wißt, nicht mehr der Klosterschäfer bin? Thut das nicht an mir, liebe Marie! Allein Marie blieb traurig und entfernte sich, ihm nur mit wenig Worten ein Lebewohl sagend. Falke dagegen eilte zu seiner lieben Agnes, mit der er den Abend verplauderte. Er brachte das Gespräch auf des Voigts schöne Enkelin Marie und erzählte, wie traurig sie ge-

ſtimmt geweſen ſei und wie ſie nur mit wenig Worten von ihm Abſchied genommen habe. Agnes aber beruhigte ihn und meinte, das Mädchen ſchwärme ſeit einiger Zeit und neige ſich wunderbar zu einer ſeltſamen Liebe zum Kloſterleben, was ſich mit ihrem ſonſt immer heiteren Humor gar nicht vereinigen laſſe. Bei dieſem Geſpräch brachte ſie eine ſchöne ſchwarze Locke zum vorſchein, händigte ſie dem Verlobten ein und ſagte: Das iſt von Mariens ſchönem, ſchwarzem Haar, gebt die Locke Eurem Freunde Bonſak! ich glaube, Marie hat ſie für ihn beſtimmt, iſt aber zu zaghaft, ſie ihm ſelbſt einzuhändigen, der ſie einmal darum gebeten haben mag!

Falke nahm die Locke und ſteckte ſie, um damit nach Vorſchrift zu verfahren, in den Buſen.

5.

Es war ein heiterer Wintertag, die Morgenſonne war glühroth aufgegangen und warf ihre Strahlen weit hin über die leichte Schneedecke, welche feſt gefroren und, in Millionen kleiner Blättchen flimmernd, über der Erde lag. Der Boden war hart und der glatte trockene Weg munterte den Wanderer bei einer mäßigen Kälte zum raſchen Auftreten auf. Da ſchritt in einen warmen Flausrock gehüllt und die Mütze aus

Fuchspelz auf dem Haupte, ein junger Mann aus dem Städtlein Egeln, nach dem nahe gelegenen Etgersleben zu. Wenn wir auch nicht hinzufügten, daß ihm zwei braune zottige Hunde folgten, so würden ihn doch leicht unsere Leser als den Schäfer Heinrich Falke erkennen, wenn sie dem lauten Selbstgespräche zuhörten, in welches er, Alles um sich her vergessend, versunken schien. Er war in Egeln gewesen und hatte von seinen alten Freunden und Bekannten Abschied genommen, und wollte ein Gleiches auf der Gräflichen Burg zu Etgersleben thun, hier aber die lieben trauten Plätzchen noch einmal sehen, wo er so alt, beim Weiden seiner Heerde, noch fröhlich und frei, auf der Schalmei geblasen, wo er mit den traurig schmelzenden Flötentöne das Herz seiner geliebten Agnes errungen, wo er sie vom Todte durch den Blitzschlag errettet, sie seinem Nebenbuhler Statius abgekämpft und beglückt durch ihre Liebe einen von Vielen beneideten Vorzug, ja eine Seeligkeit genossen hatte, wie sie einem niederen Schäfer wohl selten im Leben zu Theil wird. „Lebt wohl — rief er aus, als er die grauen Thürme der Burg sahe und eben um die Ecke des Weges umbog, wo jene ihm ewig unvergeßliche Waldspitze herüberdämmerte — lebt wohl! Ihr seid so still und traurig, ihr schüttelt eure weißen mit Schnee bedeckten Kronen und Häupter und meinet: ich sei stolz geworden, weil ich nicht mehr ein armer Hirt, weil ich berufen sei von Gott, zu etwas Höherem, zum

Bau eines ehrwürdigen Tempels, der auf ſeinen gewaltigen Säulen und Spitzen und Thürmen meinen Namen forttrage auf die kommenden Geſchlechter und ihn unſterblich mache, wie den eines Helden oder Fürſten, der durch Thaten oder Weißheit ſich Ruhm erwarb! — Nein, glaubt das nicht, ihr alten, treuen Freunde! ihr harmloſen Kinder der Natur! ſo dankbar wird die Welt nicht ſein gegen einen armen Schäfer und ſoll es nicht ſein! Mein Name wird vergeſſen und nicht bis auf meine Enkel behalten werden, ja man wird es nach Jahrhunderten nicht glauben und die Geſchichte des Magdeburger Dombaues durch einen Schäfer für eine Fabel, für eine unverbürgte Legende halten! Seht, ihr freien Kinder der Natur, das iſt der Weltlauf ſo und wird auch mein Schickſal ſein! Doch fahr hin, du eitler Ruhm! hab' ich nicht Erſatz dafür in meiner geliebten Agnes? Wenn ich an Agnes denke, ſo fällt mir des Kloſtervoigts Enkelin, Marie, ein. Was mag es ſein, das dieſes Mädchen ſo ſchwermüthig macht, das ſonſt die Heiterkeit ſelbſt war? War es mir doch, als ob ſich Bonſak mehr entſetzte, als freuete, wie ich ihm die Locke gab. Nun, wie Gott will! ſie iſt des Baumeiſters werth!

In Magdeburg wieder angelangt, betrieb nun Falke ſeine Hochzeitsfeier mit Eifer, er beſuchte täglich ſeine Agnes und traf faſt jedesmal ihre Freundin Marie bei ihr. Am zweiten Weihnachtsfeiertage ſollte die Trauung auf der neuen Grundlage des Doms

ſtatt finden, Bonſak ſollte ſein Brautführer und Marie die Führerin ſeiner geliebten Braut ſein; der Erzbiſchof Albert hatte gern und freudig die auserwählte Stelle zur Einſeegnung bewilligt und immer näher und näher rückte der erſehnte Feſttag heran. Da wurde die ſonſt ſo heitere Agnes, welche nie ein Geheimniß vor ihm hatte, mit einem Male verſchloſſen, ſie hatte oft ſo viel zu ſchaffen und mit Marie zu arbeiten, daß ſie ihn kaum einer Unterhaltung würdigte, in der er doch ſtets ſeine größte Glückſeligkeit fand. Frug er ſie um die Urſache, ſo lachte ſie oder ſchmollte, wenn er dringlicher ward.

Endlich war er herbeigekommen der zweite Weihnachtstag, das herrlichſte Wetter, das man um dieſe Jahreszeit ſich wünſchen kann, ſchien die ſeltene Feier des Hochzeitfeſtes zu begünſtigen und die ganze Stadt ſprach mit Entzücken davon, denn der junge Schäfer war der frommen Bewohner Magdeburgs Liebling. Schon am frühen Morgen wogten ganze Schaaren von Zuſchauern nach dem Domplatze, wo unter des Künſtlers Bonſak Leitung viele Menſchen, Maurer und Zimmerleute, Steinmetzger und Maler, auch Frauen und Jungfrauen emſig arbeiteten. Am Mittag ſtand ein ſchöner, erhabener Altar auf dem Grunde des Platzes, gerade auf der Stelle, wo Falke den Schatz gefunden hatte, von allen Seiten führten mit ſeltenen Blumen beſtreuete Wege zu der heiligen Stätte und die hohen aufgerichteten Säulen und die Flügel der

beiden Engel, welche über der Kuppel des Altars schebten, waren mit Myrthen und Rosen mit Immergrün und lang herabhangenden Epheuranken geziert, die breiten nach dem Altar führenden Stufen mit rothen, kostbaren Teppichen belegt. Ein großes Haus auf der Ostseite des Domplatzes — die nachherige Domdechanei — war mit seltenen Blumen-Guirlanden so dicht behangen, daß man nur die hohen Fenster sahe und das Ganze einen so sinnig schönen Anblick gewährte, als ob die Fensterspiegel aus dem Blumenpallast herauswüchsen; in diesem Hause war die künftige Wohnung des Schäfers Falke, deren innere Einrichtung dem prachtvollen Aeußeren keineswegs entsprach, denn ein paar Zimmer einfach und prunklos ausmöblirt mit himmelblauen Decken und silbergrau gemahlten Wänden, machten die einzigen Zierrathen aus. Falke wollte nicht eine glanzvolle Wohnung haben, wie sie nur Hohen und Reichen zukam, nur bürgerlich mittelmäßig, anständig und geschmackvoll hatte es ihm Freund Bonsak dekoriren müssen, denn er liebte überhaupt das Einfache und wollte besonders in seiner Wohnung keine Art von Schnörkelei und Luxus leiden. Der als gemeiner Schäfer an die stille, kunstlose Natur gewöhnte Jüngling, den blaugewölbten Himmel mit den großen und kleinen Lichtern über sich als die herrlichste Wohnung erkennend war, weit entfernt, einen pomphaften Hochzeitreigen aufzuführen und dem Volke ein anderes, als ein ganz

einfaches Schauſpiel zu gewähren; wenn der kopulirende Prieſter an der heiligen Stätte ſein, wenn er ihn rufen laſſen würde, wollte er mit dem Freunde Bonſak kommen und gleichzeitig ſollte auch ſeine Agnes am Arme ihrer Freundin Marie erſcheinen, ſein Wille ſollte aber diesmal nicht erfüllt, es mußte, ſo wollten es mit dem hochwürdigen Erzbiſchof alle Domherren und Großen der Stadt, ſo wollten es alle Stände und Gewerkſchaften, ihm, dem Schöpfer eines majeſtätiſchen Doms, dem gewiß von Gott berufenen Schäfer, eine Ehre erzeigt werden, welche ſeinen Muth zum kräftigen Fortbau noch mehr befeuerte. Es würde uns zu weit führen, wenn wir die ganze Ceremonie des Trauungsaktes, mit ihren einzelnen Theilen und feierlichen Abſchnitten beſchreiben wollten und es wird genügen, wenn wir nur in aller Kürze das Weſentliche herausheben. Um 10 Uhr Morgens zog die Geiſtlichkeit, an der Spitze der Erzbiſchof Albert, im feſtlichen Ornat nach dem Domplatz, ihnen folgte ein Muſikchor, das in wechſelnden Chören feierliche Hymnen blies, gleich darauf erſchien die Braut Agnes von Marie geführt und von einem langen Zuge weißgekleideter Jungfrauen begleitet, vom Baumeiſter Bonſak am Arme gefaßt, ſchritt der einfachgekleidete Bräutigam einher und den Beſchluß machten die Vorſtände der Bürgerſchaft, der Zünfte und Gewerken, unter welchen ſich auch der Kloſtervoigt von Agneten und andere geladene Gäſte befanden. Agnes war in weiße

Seide gekleidet, das schöne blonde Haar mit einem Silbernetz umschlungen, von einem lebendigen Myrthenkranze geschmückt, das himmelblaue Seidenkleid der Brautführerin Marie, war mit einem großen weißen Schleier, der nur in dunkeln Umrissen, das glänzend schwarze Haar durchschimmern ließ, ganz bedeckt. Die Farbe der Kleider des Bräutigams und seines Führers war schwarz, auch hing über dem Rücken eines jeden derselben, ein schmales, schwarzes Mäntelchen, von gestickter Seide herab. Dies möge von der Bekleidung der Hauptpersonen genug sein, die Phantasie der Leser wird nicht irre gehen, wenn sie sich das ganze Bild auch in den einzelnen Gruppen der Begleitung so prachtvoll als möglich ausmalt. Wir kommen zu dem großen Hauptakt, der Copulation oder Trauung, und beschließen damit die gedrängte Beschreibung.

Am schönen, mit allen kirchlichen Emblemen und heiligen Attributen versehenen Hochaltar, stand im höchsten Festschmucke der Erzbischof, ihm zur Rechten und Linken zwei Priester, auf der letzten Stufe des Altars, nahe den Füßen des hohen Prälaten kniete das Brautpaar, der Bräutigam rechts, hinter ihnen auf der zweiten oder nächsten Stufe, standen Meister Bonsak und Marie, als Führer und Führerin der Brautleute, und diesen schlossen sich nach Rang und Stand die geistlichen und weltlichen Diener, die Vornehmen der Stadt, sowie die Deputation und Vorstände der Bürger,

Zünfte und Gewerke an. Auf beiden Seiten des Altars waren auf hohen Gerüſten die Orcheſter für die Chöre der Sänger und Muſikanten errichtet, und ein unüberſehbarer Volkshaufe, von Conſtablern und erzbiſchöflichen Hellebardierern in gemeſſener Ordnung und Ferne gehalten, bildete den gewaltigen Zuſchauerkreis. Ein erhabener Chorgeſang von ſanften Tönen der Hörner begleitet, eröffnete die Feier der heiligen Handlung, dann ſprach der Erzbiſchof einige Worte zur Einleitung des Trauaktes und ſetzte in kurzem, bündigem Vortrage die Gründe aus einander, welche ihn beſtimmt hatten, die Copulation an der noch bei weitem nicht vollendeten Stelle der neuen Domkirche zu geſtatten. „Ein junger Schäfer iſt der Mann — ſprach er zu dem Volke — welchen Gott auserkohr, durch Entdeckung eines Schatzes, ein großes, heiliges Werk zu fördern, wozu unſere Mittel noch lange keine Ausſicht verſprochen haben würden! Geht zurück in die heilige Geſchichte und leſet, wie zur Zeit, als der Heiland geboren war und als neugeborenes Kind in der Krippe eines Stalles zu Bethlehem lag, in jener Gegend auf dem Felde Hirten waren, welche ihre Heerden weideten. Und ſiehe — ſagt der Evangeliſt — des Herrn Engel trat zu den Hirten und die Klarheit des Herrn umleuchtete ſie, und ſie fürchteten ſich anfangs. Da ſprach der Engel zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird, denn euch iſt heute der

Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr in der Stadt Davids! Auch dieser Jüngling befand sich in seinem Berufe als Hirt, auf den Ruinen des zerstörten Doms, da zeigte ihm der Herr den Stein, unter welchem der Schatz verborgen lag, mit welchem dieser Hirt oder Schäfer, den Dombau ausführen will und wozu wir ihm unsere Erlaubniß gern geben, ja ihm die freie Verfügung über den Schatz überlassen mußten, denn wir erkannten, daß er ein frommer Mensch, ein von Gott auserwähltes Rüstzeug seiner Gnade war, die uns der Allgütige in dem ehrwürdigen Tempel angedeihen lassen will. Sollte der Mann, der ohne allen Eigennutz handelt, der den ersten Gedanken des Dombaues faßte, und der mit stiller Bescheidenheit sich dennoch seiner innern Kraft, die ihm von Gott verliehen ward, bewußt ist, nicht werth sein, daß wir ihn an dieser heiligen Stätte zu dem wichtigen Lebensbunde seegneten, welchen er mit seiner Verlobten zu schließen gedenkt?"

Erzbischof Albert reihete diesem Vortrage noch viele fromme Wünsche an und überwies dann den Priester zur Rechten das knieende Brautpaar zur Einsegnung. Die Förmlichkeiten dieser Handlung hat uns die Sage nicht näher mitgetheilt, sie können sich von dem Leser, wenn er sich der alten Zeit erinnert, wo noch streng die ehrwürdigen freilich in unserer modernen Zeit hart klingenden Bibelworte: im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen ꝛc. und er

ſoll dein Herr ſein ꝛc. gebraucht wurden, allenfalls ſelbſt gedacht werden. Die Geſangchöre und Muſikanten machten den Schluß der ganzen Ceremonie und Jedermann glaubte genug geſehen und gehört gehabt zu haben und, ſein Mittagsbrod nicht zu verſäumen, nach Hauſe eilen zu können. Da rauſchten die Fanfaren, da ſchmetterten die Trompeten aufs neue und riefen durch ihre lockenden Töne das ſchon zerſtreute Volk zurück! Was iſt's? was geſchieht noch? hörte man ſich von allen Seiten fragen, aber niemand wußte zu antworten. Ein Blick nach dem Altar ſchien eine eben ſo ſchnelle als unerwartete Auskunft zu geben. Die Brautführerin Marie war auf die erſte Stufe geſchritten und ſank auf die Knie. — Ach! der Baumeiſter Bonſak wird mit der ſchönen und reichen Enkelin des Kloſtervoigts getraut werden, mit der guten, wohlthätigen Marie, die alle Magdeburger kennen und lieben! Und zurück wogte das Volk im Sturmſchritt nach dem Domplatze. Man kam eben an, als der Erzbiſchof ſeine Hand auf das glänzend ſchwarze Haupt der Jungfrau legte und ſich zu ſprechen anſchickte. Es geſchahe wie man vermuthet hat, wie Jedermann gehofft und gewünſcht hatte: Marie, welche an der Möglichkeit einer Verbindung mit dem berühmten Baumeiſter gezweifelt hatte dem alle adlichen Fräuleins und reichen Kaufherrentöchter zulächelten war nun glückich und froh und gewann bald ihre

frühere Heiterkeit wieder, in welcher sie als Jungfrau gar oft den blöden Schäfer geneckt hatte.

Heinrich Falke, der ehemalige Schäfer, nahm sich nun des Dombaues alles Ernstes an. Zwar traten, in Folge der von Kaiser Otto IV. wider das Erzstift geführten Kriege, bei welchen die Stadt unsägliche Schäden erlitt, auch rücksichtlich des ungestörten Fortbaues am Dom vielfältige Hindernisse ein, doch der eben so redliche, für Magdeburgs Flor hochverdiente und fromme als für das begonnene Werk begeisterte Erzbischof Albert wußte auch in den Zeiten der Drangsale den Sinn für das Heilige und Erhabene zu begeistern; auf seinen Reisen nach Italien, wohin ihn der Kaiser berief, sammelte er mancherlei Reliquien und sandte sie nach seinem lieben Magdeburg, um größtentheils im neu erstandenen, wenn auch noch unvollendeten, Dom verwahrt zu werden. Doch wäre unser Schäfer Falke nicht gewesen, es würde ohnfehlbar schlimmer um den Fortbau des Doms gestanden haben, da Albert seine Aufmerksamkeit und Sorge vielen andern zwar nicht minder wichtigen, Gegenständen widmete, die aber gerade dem hochwichtigen Interesse des Dombaues hinderlich waren, weil sie jenen keine Hoffnung übrig ließen zu einer Zeit, wo der von Falke gefundene Kirchenschatz völlig verwendet sein würde, die nöthigen Mittel zu besitzen. Wir würden nur abschreiben und wiederholen müssen, was Magdeburgs Geschichtsschrei-

ber von des Erzbiſchofs Unternehmungen geſchrieben haben, wennwir der Verdienſte dieſes Mannes weiter gedenken wollten; ſein Eifer die Stadt zn vergrößern und zu verſchönern, Klöſter und Stiftungen zu gründen, fand keine Grenzen und es mag wohl nicht geleugnet werden, daß er unter allen Fürſten und Erzbiſchöfen der Einzige war, der in dieſer Beziehung dem großen Kaiſer Otto 1. zur Seite geſtellt werden kann.

Doch wir kehren zu unſerm Schäfer zurück und verfolgen nicht allein deſſen Verdienſte um den Dombau ſondern auch ſein Familienleben! Mitten unter oft gar großen Unruhen, Störungen und Erſchütterungen erkaltete ſein Eifer um das große heilige Unternehmen doch nicht. Vier koloſſale Thürme, zwei gegen Morgen und zwei gegen Abend beabſichtigte er emporſteigen zu laſſen, mit den beiden öſtlichen hinter dem hohen Chor konnte er nur zur Hälfte fertig werden, ſo daß die bereits vorhandenen Werkſtücke ſpäter zum Feſtungsbau verbraucht wurden. Er war eben an dem Werke die beiden Thürme auf der Abendſeite zu vollenden, da ſtarb — im Anfange des Jahres 1234 — der Erzbiſchof Albert. Als er, um im Dom begraben zu werden, als Leiche mit dem Erzbiſchöflichen Ornat bekleidet auf einem prachtvollen Sarkophag neben dem damals nur erſt in Stand geſetzten einem Altar, — demjenigen, wo noch heutigen Tages das Bild der Mathilde v. Heideck wahr-

zunehmen ist — ausgestellt ward, trat ein junger Mönch auf und hielt zu Ehren des hohen Dahingeschiedenen eine salbungsvolle Rede. Man wunderte sich allgemein, daß es ein so junger, etwa und kaum drei und zwanzig Jahre alter Jüngling wage einen Erzbischofe, der so viele und ausgezeichnete Verdienste hatte, den Leichensermon zu halten, fand sich aber höchst unangenehm berührt, daß der Jüngling gar nicht des Schäfers gedachte, der von dem gefundenen großen Schatze im Einverständnisse mit dem Erzbischof den Grund zum neuen Dombau gelegt und denselben mit so rühmlichen Eifer fortgeführt hatte, doch nur zu bald legte sich der Unwille der Zuhörer, ein tausendfaches Ach! und O! ließ sich durch den dichten Volkshaufen vernehmen und Alt und Jung, Vornehm und Gering, Arm und Reich konnte sich der Thränen der Freude, der Rührung und des Entzückens nicht enthalten, als der junge Predikant seinen Vortrag mit den Worten schloß: „Was ich Ruhmvolles von dem hohen Entschlafenen, von dem für unser Volk so väterlich besorgten Erzbischof dessen verwesliche Hülle vor uns liegt, gesagt habe, ist nicht der letzte Tribut den ich im Namen und aus den Herzen aller Bewohner Magdeburgs und des ganzen Erzstiftes, als eine verlassene Heerde bringe, welche der treue Hirt mit dem ihm von der Gnade Gottes verliehenen Stabe redlich gehütet hat, nein ich spreche darneben noch die dankbaren Gefühle eines Mannes aus, zu

welchem sich der erhabe Kirchenfürst mit seltener Liebe und Freundschaft herabließ, in dem er als Mensch den Menschen achtete und welchen er darum mit seinem vollen Vertrauen beglückte. Ihr könnet errathen, wer dieser Mann, der aus niederm Stande herstammt, sei, und ich könnte Euch eine lange Erzählung von seinen Schicksalen, von der Gnade Gottes, die sich wunderbar über ihm ausschüttete, sowie von seinen Verdiensten um den erhabenen Tempel machen, auf dessen noch unvollendeten Grunde wir stehen, doch die Rücksicht daß dieser Mann in unserer Mitte, die Bescheidenheit, welche mir gebührt, weil er mein Vater ist, wollen mir nicht gestatten, in der nur dem Andenken an den hohen Dahingeschiedenen geweiheten Stunde eines Mannes zu erwähnen, der weder vor der Mitwelt noch vor der Nachwelt glänzen will und dessen höchster Wunsch nur darin besteht, daß die Muse der Geschichte seinen Namen ungenannt lasse. ꝛc.

Das ist der Sohn des Schäfers, des Heinrich Falke, erscholl es aus tausend Kehlen! Wißt ihr noch, wie der freundliche Knabe jedesmal nach dem Domplatz sprang und dem Vater bei der Auszahlung des Wochenlohns half, wenn dieser am Sonnabend Nachmittag die Arbeitsleute um sich versammelte? Ja, ja, sagten Andere, er hatte ein großes Buch und schrieb es allemal auf, so oft ein Arbeiter seinen Lohn empfangen hatte! Das kann einmal ein großer Mann, ein Domherr oder Bischof wohl gar der hochwürdige

Erzbiſchof werden! — Solche und ähnliche Reden führte das Volk und gedachte nun erſt mit großem Lobe des Schäfers, der den großen Schatz gefunden, den Dombau unternommen und ihn mit unſäglichen Eifer unter vielen und mancherlei Zeitſtürmen fortgeführt hatte, der noch immer dem Rieſenwerke vorſtand und alle ſeine Kräfte aufbot, um den Bau nicht ins Stocken gerathen zu laſſen. Der junge Mönch hatte in ſeiner Rede geſagt: dieſer Mann, der Schäfer nämlich, ſei in der Mitte des Volks! nun ſuchte ihn Jeder mit den ſpähenden Augen, bis endlich Alles nach dem Altar hinwies, wo die Erzbiſchöfliche Leiche im Sarge lag. Dort ſteht er! hieß es, der blaſſe Mann neben dem Baumeiſter, er ſoll in ſeiner Jugend ſo ſchön geweſen ſein! Ja, ſagte ein alter Bürger mit weißem Haupte zu ſeinem Nachbar, einem jungen rüſtigen Färber, deſſen Metier ſeine blauen Hände verriethen, vor ſechs und zwanzig Jahren war er ein ſchöner ſchlanker Burſch, ich weiß noch immer, wie ſtattlich er einherſchritt, wenn er mit ſeinem Schäferſtabe von zwei großen zottigen Hunden begleitet die Heerde vom Kloſter Berge über die Brandſtätte trieb, wo damals Gras wuchs, und wie er nachher den Schatz gefunden hatte und von allen Großen geehrt wurde! Aber ſo iſt's in der Welt, der beſte Menſch, gerade der Wohltäter oder Förderer eines guten Werks wird bald vergeſſen, die Zeit bringt andere Geſchlechter und dieſe achten das Alte nicht.

Dem Erzbiſchof Albert folgte in ſeiner Würde Burkhard 1. der nur zwei Jahre und neun Monate, dieſem aber der Erzbiſchof Hildebrand, welcher ſiebzehn Jahre regierte. In diſeer Zeit hatte der Schäfer Falke die Laſt des Dombaues auf ſeinen Schultern, keiner der beiden Erzbiſchöfe unterſtützte ihn ſo, wie Albert gethan hatte. Falke war jetzt ein Sechziger aber noch kräftig und glühend vor Eifer für den heiligen Bau. Er hatte mit unendlichen Sorgen zu kämpfen. Seine Gattin, die treue Agnes, war ſeit zehn Jahren todt und auch der Baumeiſter Bonſak war entſchlafen, die größte Sorge aber machte der unglückliche Umſtand, daß der Schatz bis auf das letzte Goldſtück verbauet, daß ſogar ſein und ſeiner Gattin Vermögen mit zum Dombau verwendet worden war und der Erzbiſchof den Bau zu ſeiner großen Kränkung ſtets zu erſchweren, ja ſogar zu ſtören ſtrebte.

Hildebrand handelte was den Dombau betraf, nicht im Geiſte ſeiner Vorgänger, welche den Schäfer auf alle nur mögliche Art zu unterſtützen und zu ermuntern bemüht waren. Dieſer dagegen ſchien, neidiſch auf den Ruhm, welcher für den Schäfer im Dombau keimte und zu einer üppigen Frucht zu gedeihen begann, den thätigen Falke vom Schauplatz ſeines Wirkens verdrängen zu wollen. Dieſen Zweck ſuchte er durch allerhand Chikanen und Turbotianen zu erreichen: bald miſchte er ſich in die vom Bau-

meiſter angeordnete Ausführung eines gewiſſen Theils, bald tadelte er die Form, hauptſächlich aber trieb er die Arbeiter zu einer fortwährenden Eile und Anſtrengung an und konnte es nicht erwarten, bis ein angefangenes Stück vollendet war. Natürlich konnte er den Bau und deſſen Gang nicht beurtheilen, weil er keine techniſchen Kenntniſſe beſaß und entmuthigte mit ſeinem unbeſonnenen Treiben die beſten und geſchickteſten Leute. Sein höchſt ſtörendes Verfahren in dieſer Beziehung ging ſoweit, daß er faſt täglich die Arbeiter überraſchte und jeden den er traf, auf der Stelle fortjagte, ja er ließ ſich, als ihm die Bauvorſteher deßhalb Vorſtellungen machten, in ſeinem Benehmen nicht nur nicht ſtöre, ſondern trug an einer über den Rücken herabhängenden ſeidenen Schnur eine ſilberne Glocke und hielt, da er häufig an dem Platz verüber ging, die Arbeiter in einer ſteten Spannung und Furcht, weil er ohne Barmherzigkeit Jeden fortjagte, den er nicht in der größten Thätigkeit traf. Er freuete ſich, als er hörte, daß der Schäfer Falke nicht nur den großen Schatz ſondern auch einen Theil ſeines eigenen Vermögens verbauet habe.

Mancher Andere würde, entmuthigt, das Werk aufgegeben oder gegen den tyranniſchen Kirchenfürſten ſein Verdienſt um den Bau herausgeſtellt und ſein Recht auf den Fortbau geltend gemacht haben, Falke aber handelte wie er begonnen hatte, in Chriſtlicher Demuth und Beſcheidenheit fort. So lange er einen

Groschen im Hause hatte, zahlte er und redete den Arbeitern zu, ihn nicht zu verlassen, denn es war ihm, als wenn er noch nicht aufhören sollte, und wenn er das Geld erbetteln müsse.

Betteln? Ja betteln, dachte er, das ist das große Wort, auf das du nicht kommen konntest! Sein Entschluß war gefaßt. Und er suchte seinen Schäferstab, seine Ledertasche und den alten Hut mit dem breiten Rande, die großen langen Stiefeln, die er als rüstiger Bursche auf der Weide getragen, wieder hervor — denn alle diese Sachen hatte er, zur Erinnerung an seinen niederen Stand, daß ihn der Hochmuth nicht berücken möge, in einer Kammer treulich verwahrt — und wollte ausgehen durchs ganze Land und Geld betteln und sammeln zur Fortführung des Dombaues und dann, wenn der Herr ihn rufen würde, freudig vom Schauplatze seines irdischen Wirkens abtreten. — Die genannten Gegenstände waren leicht gefunden, doch er mußte in der alten Rumpelkammer, wo sie lagen und standen, niederknien und dem Herrn, der gnädig auf ihn herabsahe, ein inniges Dankgebet zollen, denn ein neues Wunder leuchtete ihm entgegen — der alte, vor länger als dreißig Jahren bei Seite gelegte Schäferstab von Ebischholz, grünte und blüh'te und war nicht mehr der Schäferstab, nein jetzt erkannte er erst, daß dieser Stab eine heilige Reliquie aus dem Dom war, die ihm der Erzbischof Albert übergeben hatte, um sie an einer Stelle im Dom aufzustellen, die ihm

am passendsten scheinen würde und die er hier aus Vergessenheit hatte liegen lassen. Aber es war, ob der Herr seinen Geist geleitet und in wunderbarer Absicht diese Vergessenheit in seinem sonst stets guten Gedächtniß hervorgebracht hätte, denn der grünende Stab war der Krummstab des ersten Erzbischofs Adelbert, des würdigsten und edelsten Kirchenfürsten, den der große Otto aus weiter Ferne herbeigerufen und mit der hohen Würde eines Erzbischofs betrauet hatte. Da gedachte er des heiligen Stabes des Erzpriesters Aaron, wie er gegrünt, geblühet und Mandeln getragen und wie der Herr Mosi geboten hatte: den Stab vorzutragen den ungehorsamen Kindern, daß ihr Murren wider ihn aufhöre! — Ja, rief er aus: lange schon haben die Magdeburger mit ihrem Erzbischof gezweifelt und gemurret, daß ich das große Werk des Tempelbaues nicht würde hinausführen können, daß ich unbesonnen einen Bau unternommen, dessen Wesen ich, aus dem niederen Stande eines Schäfers entsprossen, nicht zu begreifen vermöge! Komm, mein heiliger Wunderstab! Du sollst mein Begleiter, mein Talismann sein, wenn ich Almosen sammle, wenn ich für den Dombau bettle, deine grünen Blätter sollen meinen Muth, meine Hoffnung und meinen starken Glauben beleben, denn der Herr wird mit mir sein!" Der rüstige Greis nahm noch den Finger der heiligen Catharine, den Schuh der heiligen Marie aus den Reliquien des Doms und zog fröhlich von dannen, selbst sein

treuer Herkules, der einzige noch lebende Stamm seiner Hunde, mußte ihn begleiten und muthig wanderte er von Ort zu Ort und siehe! die heiligen Reliquien, welche er den reichen Grafen und Rittern auf ihren Burgen zeigte, thaten Wunder; denn der fromme Glaube hielt es für ein hohes Verdienst, zu dem frommen Werke des Dombaues beitragen zu können. Als er nach Egeln kam, beschloß er den dasigen Schäfer zu besuchen, denn es war ja sein alter Freund, der ehemalige Knecht Kasper, bei dem er sich eine gute Aufnahme und Herberge versprach, den er aber viele, viele Jahre lang nicht gesehen, von dem er nur seit langer Zeit gehört hatte, daß er seinen Dienst auf dem Agnetenvorwerke zu Neustadt-Magdeburg mit dem zu Egeln vertauscht habe. Ach! wie freute er sich, als er in den Burghof eintrat und Alles noch so vorfand, wie er es vor vielen Jahren verlassen hatte! heiteren Sinnes schritt er nach der Schäferei zu und hatte sich schon ausgedacht, wie er den alten, treuen Freund überraschen, wie er ihm sein Schicksal erzählen und einige Tage mit ihm sich freuen wolle. Es war schon später Abend, als er dort anlangte, das geräumige Zimmer, des Schäfers Wohnstube, war hell erleuchtet und der sanfte Ton einer Flöte scholl ihm entgegen. — Hastig riß er die Stubenthür auf und wollte dem Freunde, der ja auch alt sein mußte, wie er, um den Hals fallen, da blieb er staunend an der Thür im Innern stehen, denn ein junger Mann

lehnte mit dem Rücken an einem Tiſche, die Flöte an den Lippen und umſchlungen von dem runden, vollen Arme eines jungen Weibes, auf deren zweitem Arme ein Säugling ruh'te. — Guten Abend! ſagte der Greis, nehmt es nicht übel, wenn ich ſo ſpät noch ſtöre! ich ſuche einen alten Freund, den Schäfer Kasper." — Der junge Mann legte die Flöte bei Seite, trat einen Schritt vorwärts und antwortete traurig lächelnd: Da hättet Ihr zehn Jahre früher kommen ſollen, denn ſo lange iſt es, daß mein Vater, der alte Kasper, wie man ihn nur nannte, tod iſt! Doch ſeid uns herzlich Willkommen! Ihr ſeid auch vom Schäferſtande, wie ich an Eurer Bekleidung und an dem Hunde wahrnehme, wahrſcheinlich außer Dienſt und müßt im Greiſenalter noch fechten gehen! Es trifft ſelten, daß von unſeren Leuten Reiſende kommen und wenn es ja einmal geſchieht, ſo iſt es gewiß ein fauler Bengel, der lieber in den Herbergen ſeine Beine unter dem Schenktiſche ausruhen, als über Brache und Stoppel laufen will! Legt Eure Taſche ab, denn Ihr müßt bei uns herbergen, das Alter muß man ehren! He, Marie! beſorge ein gutes, warmes Abendbrod!"

Da konnte Falke ſich nicht länger halten, Thränen rannen über die braunen, gerunzelten Wangen und er faltete ſeine Hände wie zum andächtigen Gebet und rief wie begeiſtert aus: So löſt ſich denn alles los von dem alten morſchen Stamme, der gern noch eine

Knospe zur Blüthe bringen und die Frucht reif sehen möchte! Meine Agnes, mein Albert, mein Bonsak, ach! auch Marie tod! — Der junge Schäfer horchte hoch auf bei diesem schmerzlichen Ausruf, dann drückte er den Greis an sein junges Herz und sagte: Mann, Ihr seid der alte Schäfer Falke! Der Engel Magdeburgs, der Freund meines Vaters, der noch im Hinscheiden sehnsuchtsvoll Eurer gedachte; bleibt bei mir und seid, wenn es Euch nicht wohl gehen sollte, mein Vater, den mein Weib pflegen soll, wie sie den seeligen Vater Kasper gepflegt hat.

Die beiden Männer verständigten sich nun näher und Falke fühlte sich so heimisch, so traulich und behaglich bei den jungen Schäfersleuten, daß er bekennen mußte, seine letzten Lebenstage hier zubringen zu mögen, wenn ihn nicht ein heiliger Beruf nach Magdeburg gezogen hätte, wo ein großes Unternehmen seiner wartete, ein Werk, das, wie ein junger, schöner Baum, in der üppigsten Blüthe stand und von dem er noch reiche Früchte erndten wollte, an welchen sich viele, viele Geschlechter laben konnten und wo ja auch sein hoffnungsvoller Sohn lebte. Er theilte dem jungen Kasper seinen Plan, im Lande umherzuziehen und Geld zum Dombau zu betteln mit und zeigte ihm aus der schweren Schäfertasche das Geld, welches fromme Ritter und Grafen, Edele und Unedele, Hohe und Niedere ihm auf seiner zur Zeit noch kurzen Wanderung gespendet hatten; auch die Reliquien ließ er

ihn ſehen und ſagte ihm, wie er noch einen weiten Weg, nach Prag und weiter ins Böhmerland pilgern wolle, wo die Reliquien ihm einen reichen Seegen hoffen ließen. Als der junge Schäfer den grünenden Aaronsſtab ſahe, bekreuzigte er ſich und ſagte: o! lebte doch mein alter Vater noch! wie freudig würde derſelbe Euch begleiten und Euch die Laſten tragen helfen, die Eure Schultern beugen. Aber laßt es gut ſein, Vater! der Geiſt des ſeligen Kasper iſt auf den Sohn übergegangen, ich kann wegen meines Dienſtes zwar nicht Euer Begleiter ſein, doch werd' ich Euch nach Kräften unterſtützen und wenn meines Weibes Bruder, der rüſtige Schwager Arnold aus Giebichenſtein, bei deſſen Vater ich gelernt und gedient habe, mich eine Zeit lang im Dienſt vertreten kann, woran ich nicht zweifle, ſo ſehet Ihr mich bald bei Euch in Magdeburg. Ich werde auch nicht mit leeren Händen kommen und will, ſo lange Ihr wollt und die Umſtände es erlauben, beim Dombau Euer Diener, Euer treuer Mitarbeiter ſein, ſo Ihr mir vertrauet!

So kam es auch, wie der junge Mann gelobt hatte. Beide, Falke aus Böhmen und der junge Kasper aus dem Thüringer Lande kamen mit vollen Seckeln in Magdeburg an und der Dambau wurde aufs neue ſchwunghaft betrieben.

6.

Es war im Jahre **1265** unter der Herrschaft des Erzbischof Rupert, als an einem freundlichen Septembertage ein hochbetagter Greis von zwei Domherren geführt nach dem Dom wankte, eine ungeheuere Volksmenge folgte und aus einer prachtvollen Senfte von reichbordirten erzbischöflichen Dienern getragen, stieg ein Mann von nicht eben angenehmen Aeußeren aus. Der Erzbischof Rupert war dieser Mann, nicht geliebt von seinen Magdeburgern, aber auch nicht gefürchtet, denn die Bürger damaliger Zeit waren nicht gewohnt, sich knechtisch vor den Launen eines eigensinnigen oder hochfahrenden Kirchenfürsten zu beugen und setzten, wenn ihnen zu viel geschah', ihr gutes Recht mit dem Schwerte durch. Nur von den Juden ward Rupert gehaßt, da er ein unversöhnlicher Feind dieses unglücklichen Volks war und ihnen von Jahr zu Jahr neue, schwere und kaum noch zu tragende Lasten auferlegte. — Der feierliche Zug hielt vor dem ehrwürdigen Gebäude, das mit seinen Riesenthürmen stolz auf die heranwogende Volksmenge schau'te, und stellte sich an der Abendseite im Freien gerade vor den keck und kühn emporstrebenden Thürmen auf. Es hatte sich um den Greis, in welchem Jedermann den ehemaligen Schäfer Falke, den Erbauer des neuen Doms erkannte, eine Anzahl von Männern versammelt, welche zum

Theil mit Schriftrollen, Zeichnungen und architektoniſchen Inſtrumenten verſehen waren und aus den ernſten und prüfenden Geſichtern der einzelnen Perſonen war mit Zuverſicht die untrügliche Vermuthung zu leſen, daß irgend ein wichtiger um den Dombau ſich handelnder Akt vorgenommen werden ſollte. So war es auch. Der ehemalige Schäfer Falke hatte ſein Werk für vollendet erklärt und eine Uebergabe des Doms beantragt. Zwar war der Bau bei weiten noch nicht überall ſo weit gediehen, daß man ihn für völlig vollendet hätte betrachten können, der Greis aber, körperlich ſchwach und lebensmüde, hatte nicht allein ſein hohes Alter und die Abnahme ſeiner Kräfte, ſondern hauptſächlich den Umſtand zu Gründen ſeines Antrags benutzt, daß die ihm zum Bau zu Gebote geſtandenen Geldmittel, ja überdem noch ſein eigenes kleines Vermögen, erſchöpft wären und er zu Beſchaffung neuer und nachhaltiger Subſidien weder Kraft noch Beruf fühle. Den Hauptgrund, daß der Erzbiſchof Hildebrand den Bau mehr erſchwert und gehindert, als befördert und unterſtützt habe, hatte er freilich nicht mit Worten ausgeſprochen, doch lag er jedem Magdeburger ſchon klar vor Augen.

Nun Meiſter! ſagte der Erzbiſchof zu einem kleinen hagern Männchen, das mit dem gewaltigen Spiesdegen zu ſeiner Linken ſtand und durch ein langes Fernrohr emporblickte, wir wollen nur die Hauptpartien ins Auge faſſen und Euer Gutachten heute nur

im allgemeinen hören, da wir zur Prüfung des Ganzen schwerlich mit einem einzigen Tage ausreichen, meine Zeit aber zugemessen ist, als daß ich sie Tage lang ausschließend einem und demselben Gegenstande widmen könnte. Der kleine Mann, in welchem unsere Leser ohne weitere Erklärung, einen Sachverständigen oder Baukünstler erkennen werden und welcher ein berühmter Baumeister aus Nürnberg war, verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor dem hohen Prälaten und sagte: Ich werde mich kurz fassen, hochwürdigster Herr! und in dem schriftlichen Uebernahme-Protokoll desto spezieller eindringen. Die beiden Thürme sind ebenso prachtvoll als künstlich gearbeitet, theilen sich in fünf Absätze, von welchen die vier unteren regelmäßig viereckig sind, der fünfte oder obere, aber ein laternenartig durchbrochenes Achteck bildet, und laufen nach oben zu in eine pyramidalische Kuppel aus. Jede Kuppel der beiden Thürme ist mit einer durchbrochenen Krone geziert*)! Jeder Thurm hat drei Gallerien, welche sich rund um ihn herziehen. Imponirend ist das zwischen beiden befindliche hohe Portal, welches sich in altdeutscher Manier nach innen zu, in eine Nische mit Spitzbogen wölbt. Unter derselben ist der Haupteingang aus zwei Thüren bestehend, zwischen welchen die Statue der heiligen Katharina und darüber die des heiligen Mau-

*) Die Krone der südlichen Thurmkuppel ist bei dem Sturme 1631 vernichtet worden.

ritius ſteht. Ueber dem Portal bis zur Spitze des Haupt-Frontons ziehen ſich verſchiedene altdeutſche Verzierungen, Statuen von Apoſteln und anderen Heiligen unter Spitzbogen hinauf. Die Höhe vom Fußboden bis zur Spitze des Frontons ſoll **207**, die der Thürme **416** Fuß betragen!"

Die Verſammlung verließ nach dieſer überſichtlichen Erklärung die genannte Stelle und ſtellte ſich gerade auf der Mitte des Domplatzes auf, wo ſich nach der Seite zu das Rieſengebäude ſo prachtvoll darſtellte, daß der fremde Baumeiſter in eine Art von heiliger Entzückung gerieth, denn er faltete andächtig die Hände und hob ſie vor ſich wie begeiſtert empor und ließ ſie ſinnend und in ſtiller Betrachtung verloren langſam wieder ſinken.

Hier — ſagte er — iſt der Eindruck von der Anſchauung des Ganzen, der ſich meinem Kennerauge aufdrückt, ſo gewaltig, das es mir ſchwer werden wird, die einzelnen Parthien vollkommen richtig aufzufaſſen.

Bei dieſer Aeußerung that der greiſe Schäfer einen Schritt näher und ſagte mit beſcheidener Selbſtzufriedenheit: Hier werdet Ihr finden, hochgelehrter Herr Baumeiſter, daß Meiſter Bonſak die Kraft ſeiner Kunſt bewährt hat; das Verhältniß der Höhe der Thürme mit der Länge des Schiffs iſt nämlich ſo gleichförmig, daß jene gerade ſo hoch ſind, als dieſes lang iſt.

Wie groß ist das Gebäude, frug der Baumeister, in seinem Umfange.

Es hat, erwiderte der Alte, einen Umfang von hundert Ruthen, und einen Flächeninhalt von 285 Quadrat-Ruthen, er würde auf dem Platze bis zu dem Ende desselben fünfmal stehen können.

Jetzt kamen die Männer an den westlichen Eingang neben den Thürmen, wo wiederum die Statue des heil. Mauritius und der heil. Catharina standen; vor dem östlichen Eingange fiel dem Baumeister eine etwas herausspringende Halle in die Augen, über welcher auf einen Pfeiler eine männliche Figur mit einem Hunde stand, eine ähnliche Figur befand sich auf dem nächsten Pfeiler und darneben sahe man zwei Schäfe. Was soll das bedeuten? frug der Baumeister den alten Schäfer. Der Greis sagte: das ist nicht mein Werk. Diese Vorhalle ist dem Wunsche des hochseligen Erzbischofs Albert nach um deßwillen angebauet worden, damit die Leute bei Prozessionen und wenn sie in die Kirche gehen, darin abtreten und sich sammeln können. Der Baumeister Bonsak mußte diese Figuren ebenfalls auf Befehl des gedachten Erzbischofs daselbst anbringen. —

Damit — fiel der Erzbischof Rupert dem Greise ins Wort — man Euch doch eine Dankbarkeit beweisen mochte, denn sonst werdet Ihr auch auf keinen Dank weiter zu rechnen haben.

Ich habe nur meinem innern Berufe Folge ge-

leiſtet, bemerkte der Alte etwas gereizt, und achte keines Dankes, den Frieden der Seele trag' ich im Herzen und hoffe ihn auch Jenſeits zu finden; dies iſt das einzige Gut, nach welchem ich verlange. Nun weiter, lieber Meiſter! erinnerte der Erzbiſchof, wir wollen uns nicht auf Nebendinge einlaſſen.

Die Prüfungs-Kommiſſion, wie wir in unſerer modernen Zeitſprache die Verſammlung jener Männer wohl nennen können, begab ſich nun nach einer andern Seite und wählte einen Standpunkt auf der Stelle vom jetzigen Fürſtenwalle aus. Hier — bemerkte der Baumeiſter iſt der Anblick dieſes Doms ſo erhaben, daß ich im allgemeinen nur das Koloſſale des ganzen Gebäudes bewundern kann', man erſtaunt, wenn man das prachtvolle Bild betrachtet, wie es von den fernen Thürmen gleichſam bewacht wird!

Als man in das Innere des Tempels eintrat, war der fremde Baumeiſter ganz erſtaunt, ſtellte ſich vor den alten Schäfer und ſagte: „In Euch und Eurem Baumeiſter Bonſak hat der Geiſt Gottes gewohnt, als Ihr dieſen Bau unternommen habt; ich bin ſo ergriffen von der Größe und Kühnheit dieſer Bauart, daß ich Euch erſuchen muß, die Hauptpunkte oder die vorzüglichen Theile des ſchönen Ganzen in der Folgenreihe zu zeigen, wie ſie Eure Grundidee geſchaffen hat. Seid daher ſo gut und verdolmetſcht mir als Führer die einzelnen Parthien! ich werde Euch aufmerkſam machen, wenn Ihr zu weit gehet,

denn wir wollen uns heute nur nach den wesentlichen Punkten umsehen!

Der alte Schäfer Falke wählte zwei Standpunkte, den einen vor dem hohen Chor, den andern von der Thurmseite aus und labte sich an der Freude wahrzunehmen, welchen gewaltigen Eindruck der Anblick auf den Baumeister so wie auf die ganze Gesellschaft machte. Er blieb zur Seite des Baumeisters und sagte: Seht! das Hauptschiff der Kirche bildet ein Kreuz, diese Form scheint dem Christenthum am entsprechendsten. Das innere Schiff von den Thürmen bis zum Ende des hohen Chors ist der Stamm des Kreuzes und vor dem hohen Chore dehnen sich seine Flügel aus. Der größte Theil des Raumes den die Flügel einnehmen, besteht in sogenannten Abseiten oder Seitenhallen so wie in mehreren Altären, in welchen sich größtentheils Reliquien befinden.

Das Hauptschiff der Kirche ist **108** Fuß hoch, und ruht mit Ausschluß des hohen Chors auf zwölf Pfeilern. Die Abseiten sind **31** Fuß hoch und werden auf jeder Seite von zehn hohen Fenstern erleuchtet, das Hauptschiff hat eine gleiche Zahl Fenster.

Hier hielt der Greis in seiner Erklärung inne, sahe sich nach allen Seiten einige Augenblicke lang um und fuhr sodann fort: „Wenn Ihr heute nur eine oberflächliche Umschau halten wollt, so werde ich Euch sieben Standpunkte angeben, wo Ihr hinreichende Momente sammeln könnt, um Euer Urtheil zu bestimmen!

Der Alte fing hierauf mit der

1., Thurmſeite an, ging dann,

2., die ſüdliche Abſeite bis zum hohen Chor hinauf,

3., an der Vorderſeite des Chores durch

4., die gegenüberliegende Abſeite nach den Thürmen zurück,

5., durch das Schiff der Kirche,

6., in das hohe Chor und beſchloß ſeine Führung mit

7., dem Erſteigen des Thurms.

Die Sage hat uns nicht berichtet, welche Urtheile und Erklärungen bei den einzelnen Gegenſtänden von dem Sachverſtändigen ſowie von dem alten Schäfer abgegeben und welche Parthieen überhaupt einer genaueren Prüfung unterworfen worden ſind, eine ſolche Prüfung ſcheint auch nicht in der Abſicht des Erzbiſchofs gelegen zu haben und würde hier um ſo weniger von einigem Nutzen ſein, als man erwägen muß, daß das Innere der Kirche damals noch gar nicht vollſtändig ausgebaut, insbeſondere viele, ja der größte Theil der jetzt noch ſichtbaren Merkwürdigkeiten, als z. B. die Kanzel, der Taufſtein und andere Dinge noch gar nicht vorhanden waren, ſondern erſt ſpäter theilweiſe erſt nach Jahrhunderten gebaut worden ſind.

Wir können daher die angegebenen Standpunkte auch gegenwärtig nicht verfolgen, indem wir den Leſer auf alle die Denkmäler und Grabſteine führen müſſen

deren Zahl groß ist und wovon in jener alten Zeit noch keins vorhanden war.

Der alte Schäfer mußte nur an solchen Stellen erklärend stehen bleiben, wo der prüfende Künstler mit seinem tiefen Forscherblick dennoch den wahren Sinn der meist bildlichen Darstellungen nicht vollständig entziffern oder errathen konnte. Solcher Stellen waren unter anderen:

a. Die dem einen Haupteingange zur Kirche vorgebaute, unter dem Namen des Paradieses bekannte Halle, auf deren beiden Seiten zwei weibliche Statuen stehen, welche mit ihren Emblemen das alte und das neue Testament darstellen sollen.

b. Die fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen.

c. Das beim Zurückgehen aus dieser Vorhalle in die Kirche rechts in Sandstein gearbeitete Bildniß des Erzbischof Albert.

Auf der nördlichen Abseite:

d. Die Capelle Otto's des Großen und seiner Gemahlin Editha. Der Kaiser trägt in der Hand eine Scheibe mit 19 Kugeln andeutend die Zahl der Tonnen Goldes, so er zum ersten Dombau verwendet haben soll.

Im Schiff der Kirche:

e. Das Domherrn-Chor mit der Statue des Baumeister Bonsak auf dem linken Knie ruhend und auf der linken Schulter eine Säule tragend.

An der Hinterseite des hohen Chors:

f. sechs Statuen von Sandstein vorstellend:

1., den Apostel Andreas mit dem römischen Statthalter Egeus zu seinen Füßen, welcher ihn kreuzigen ließ.

2., den Apostel Paulus mit dem Kaiser Nero, der ihn enthaupten ließ.

3., den Apostel Petrus mit demselben Kaiser, der ihn an das Kreuz schlagen ließ.

4., den Täufer Johannes mit dem Lamme vor der Brust und dem König Herodes, der ihn enthaupten ließ.

5., den Kaiser Otto I. mit dem von ihm besiegten König Berengar, und

6., den Kaiser Otto II. mit dem von ihm überwundenen König der Sarazenen hinter dem Altare.

g. Der weiße runde Marmorstein im Fußboden, auf welchem Bischof Udo vom h. Mauritius enthauptet worden sein soll.

Nach näherer Erklärung dieser und anderer Gegenstände durch den alten Schäfer begann man den nördlichen Thurm zu ersteigen. Da man bis zur obersten Gallerie 420 Treppenstufen zu erklimmen hatte, so wollte der Erzbischof eine so ermüdende Anstrengung dem Greise erlassen und sagte in mittleidsvoller Herablassung zu ihm: „Wir sind nun am Ziele, Alter! die Thürme zu ersteigen würde Euch zu

schwer werden, geht nach Hause und erholt Euch! wenn wir Eurer weiter bedürfen sollten, werd' ich Euch rufen lassen! Falke aber schien bei Erwähnung der Thürme von dem Feuer der kräftigsten Jugend durchströmt zu werden, sahe den Erzbischof einige Augenblicke starr an, stieß dann mit dem zu einem kurzen Stocke zerhauenem dicken Schäferstab unwillig auf den Boden und erwiderte ziemlich trotzig: „Wollt Ihr mir, gnädiger Herr! nicht die Freude gönnen mich noch einmal, ach! vielleicht zum letztenmal an der reizenden Aussicht zu laben, die mich, wenn mein Muth zum Fortbau durch mannichfache Hindernisse gebrochen, wenn oft kein Geld und keine Hoffnung, solches zu erlangen, vorhanden war, dennoch mit frischer Lust belebte, mich zur Eifstrebung des menschlich Unmöglichen begeisterte sobald ich die Erde tief unter mir und an dem nahen Himmel eine Stelle hatte, wo die Hülfe des Allmächtigen nahe war? o laßt mir meinen Willen hoher Herr! schaut auf mein weißes Haupt und denkt, daß Euch ein Sterbender um Euren Seegen bittet! Laßt mich voraus! ich bin der Stiege kundig. „Euer Wille soll mir heilig sein, sprach der sonst unfreundliche Prälat; nehmt Euch nur Zeit! denn auch mir wird der lange Gang beschwerlich werden.

Der alte Schäfer holte einigemal tief Athem, als ob er die kalte Brust mit warmer Lebenskraft füllen und oben auf der Höhe des Thurmes einen

Vorrath davon haben wollte, ſetzte dann den dicken Stock mit dem vorſchreitenden rechten Fuße in ein richtiges Gleichgewicht und trat mit dem Ausruf: „Mit Gott und allen Heiligen!“ ſeinen ſchon oft unternommenen und daher gewohnten Marſch an. Er befand ſich bereits auf der erſten Gallerie und begann um die beiden Thürme einen Umgang zu machen, als der Erzbiſchof mit ſeiner Begleitung noch weit zurück und keiner von den Männern im Stande war, ohne auszuruhen, ihm ſo rüſtig nachzuſchreiten. Erſt als er auf der zweiten Gallerie und in die achteckige Laterne oder das oberſte Stockwerk des Thurmes ſtieg, kamen die athemloſen Männer nachgekeucht. Sie mußten insgeſamt ruhen, um wieder zu Athem zu kommen und blickten ſich gegenſeitig verwundernd an, als ſie den Greis, der unten auf der Straße und in der Kirche nur gewankt, nur einer Schnecke gleich, geſchlichen war, munter und rüſtig auf der hohen Zinne herumwandeln ſahen. „Was nicht die Gewohnheit thut!“ preßte der Erzbiſchof kaum vernehmbar aus der klopfenden Bruſt. Nein gewiß nicht, hochwürdiger Herr Erzbiſchof! erwiderte der Alte, bei mir heißt es: „Was die Liebe nicht kann und was die Gnade des Herrn nicht thut!“ Denn ich habe die Thürme ſeit acht Jahren nicht beſtiegen, aber dieſe Stelle war immer mein Lieblingsplätzchen, da freute ich mich auch heute wieder darauf und bin mit Gotteshülfe ſchnell

heraufgekommen! was man im Leben gern thut, dazu giebt Gott seinen Segen.

„Falke blieb aber nicht lange bei der Gesellschaft. Fröhliches Wiedersehen da oben!" rief er wie begeistert, setzte den Schäferstab bei Seite und schritt noch fünf und siebenzig Stufen höher bis zur dritten Gallerie. Wohl nach einer halben Stunde erst langte auch der Erzbischof mit dem Baumeister oben an. O! welch' eine reizende, ja himmlische Aussicht! rief der fremde Baumeister aus; weit über die Stadt und ihre Umgebungen hinaus schweift das entzückte Auge, ach! daß ich hier fremd bin und nicht weiß, wohin ich alle die Orter thun, wie ich sie nennen soll, die hier umherliegen und eine eben so fruchtbare als romantische Gegend ankündigen!

Ihr sehet hier, sprach der Erzbischof belehrend, eine der fruchtbarsten und anmuthigsten Gegenden Deutschlands, eine eben so reiche als stark bevölkerte Landschaft, die Ihr schwerlich in dieser Art irgendwo wieder findet! hier wo der hohe Berg so bläulich entgegendämmert, (er meinte den Petersberg) liegt Halle, dort hängt, wie vom Himmel herab, das ganze Harzgebirge, der dunkle, höhere Punkt, daß ist der Brocken, weiter hin seht Ihr die Burgen von Ballenstedt, Blankenburg und Wernigerode, die Huiseburg, den Elm und viele andere Bergparthien, die von unzähligen Fremden besucht werden. Aber hier sahe sich der Prälat um und fuhr erstaunt und erschrocken fort — wo

iſt denn unſer Alter? Mein Gott er wird doch nicht?! Eilend kehrten beide Männer von dem Thurme nach unten zurück und frugen mehrere in und vor der Halle, durch welche ſie gekommen waren, neugierig gaffende Perſonen, ob ſie den alten Schäfer — denn unter dieſem Namen war Falke in ganz Magdeburg bekannt — geſehen? Doch Niemand wollte ihn geſehen haben, daß er aus dem Tempel gegangen, wogegen Alle ſich erinnerten ihn hineingehen geſehen zu haben. Die Kirchdiener und mehrere anweſende Diener des Erzbiſchofs mußten den ganzen Dom, alle Winkel und Ecken, oben und unten ſorgfältig durchſuchen, bis zur Nacht brachte man mit Suchen zu, weil man fürchtete der Greis habe ſich zu ergriffen gefühlt, ſei plötzlich erkrankt und liege irgendwo tod. Doch vergebens war jede Mühe. Der fremde Baumeiſter erzählte dem Volke das unbegreifliche Verſchwinden des Greiſes, ſchüttelte bedenklich das zierlich friſirte Haupt und ſagte: „Das war mir ein wunderbarer Mann! Als er, wie ein loſer Knabe, die letzten fünf und ſiebenzig Stufen bis zur dritten Gallerie hinaufſchritt und uns zurief: Fröhliches Wiederſehen da oben!“ Da lief es mir eiskalt über die Haut, denn der feierlich geiſterhafte Ton, womit er dieſen Abſchiedsgruß ausſprach, war gar nicht mehr ſeine natürliche Stimme, es war eine dumpfe Grabesſtimme, die ſo hohl und ſchauderhaft klang, als ob Jemand aus der Erde heraus ſpreche.

Solch' ein Aberglaube oder vielmehr ein Glaube an übernatürliche Erſcheinungen herrſchte damals im Volke ſo, daß man nichts anderes meinte, als der Schäfer ſei, wie Chriſtus gen Himmel gefahren und vor ihren Augen unſichtbar geworden.

Ja der alte Schäfer war verſchwunden und lange konnte man nicht erfahren, wohin er gekommen, bis es ſpäter verlautete, daß er ſich in dem Prämonſtratenſer-Kloſter zum Strohofe zu Prag aufhalte; ſein Sohn, der junge Prieſter, aber ging ebenfalls ins Böhmerland, wo er Abt eines Kloſters ward. Bald war auch der Name Falke vergeſſen, nur des Schäfers erinnerte man ſich, bis auch dieſer von der Geſchichts Muſe ausgeſtrichen und ſeine Geſchichte des Dombaues als eine Legende oder wankende Volksſage erklärt wurde; ſie hat ſich aber kräftig in dem Volke erhalten und hat immer noch als Sage eine heilige Bürgſchaft in dem Bilde des Schäfers mit ſeinem Knecht, mit ſeinem Hunde, mit ſeinen Schafen am Dom, für die Wahrheit. — —

Hört Ihr ſchwermuthsvoll und dumpfig das Geläute
Von den Domes Glocken-Thurm herab? —
Ob es unſers Schäfers frühen Tod bedeute? —
Senkt man ſeine Hülle ſchon ins Grab?
Wird ihm Niemand zum Gedächtniß ſeiner Thaten,
Seiner Mühen einen Denkſtein bau'n?
Iſt des Tempels ſchöner Bau ihm nur gerathen,
Daß wir zweifelnd nach dem Bilde ſchau'n? —

Wollet nicht, Ihr Gläubigen! verzagen!
Unſer Falke lebet fort in Sagen.
Hat als Schäfer nicht bei ſeinen Schaafen
Ruhmlos ſeinen Lebenstraum verſchlafen. —

Fern nach Böhmens Hauptſtadt war er fortgezogen,
Hin nach Prag, wo ihn die Sehnſucht rief
In des reichen Strohhofs graue Kloſterbogen,
Wo ſchon mancher fromme Pilger ſchlief.
Dort, ja dort nur konnt' er Lohn und Ruhe finden,
Fried' und Freude, die er hier nicht fand,
Durfte dort den Kranz um ſeine Schläfe binden,
Den er hier aus Immortellen wand.
Ja, dort ehrten Fürſten ſeine Werke,
Fromme Mönche ſeines Muthes Stärke,
Und des kurzen Lebens Ehrenkrone
Fand er in dem hochbeglückten Sohne. —

Die Ihr ſtaunend dieſes Gotteshaus beſchauet,
Zweifelt nicht! ein Schäfer hat's gebaut!
Nur was ſtolz und kühn der Held als Sieger bauet,
Rühmen ſchmeichelnd die Beſiegten laut. —
Seht! der Schwache muß dem Starken unterliegen,
Muß, wenn dieſer zu den Wolken fliegt,
Gleich dem nied'ren Wurm im dunkeln Staube kriechen,
Bis vergeſſen er im Grabe liegt. —
Doch ein Gott iſt, der mit ſtarkem Willen
Kann der Wahrheit Dunkel hell enthüllen,
Durch Legenden und durch Völkerſagen
Kann er Glaubenslicht in Welten tragen.

Sei uns theuer, Schäfer Falke! Deinen Namen
Halten hoch in Ehren wir und frei
Denken in der Seele wir bei jedem Amen:
Daß kein Anderer der Gründer ſei

Unſers Domes, als nur Du; mit frommen Herzen
Dachteſt Du an Ruhm und Ehre nicht,
Mußteſt oft der Großen Spott und Hohn verſchmerzen,
Standeſt rein und hell vor Gott im Licht.
Sei uns immerdar im Angedenken!
Dankbar wollen wir Dir Glauben ſchenken;
Ja, ſo oft wir nach dem Dome wallen,
Grüßen herzlich wir des Schäfers Hallen.

Dieſe Sagen, dieſe Blätter, ach! ſie rauſchen
Wie die Geiſter jener alten Zeit,
Nicht vergebens durch Geſchlechter, nein ſie tauſchen
Glauben für den Zweifel weit und breit;
Darum ſind ſie harmlos nur für alle lieben
Magdeburger Freunde in der Stadt
Wie für jedes Nachbarland und Dorf geſchrieben
Das noch ungeſtörten Glauben hat.
Haltet feſt an dieſem Kindesglauben!
„Laſſet Niemand Euch die Meinung rauben
Nur der Schäfer dort mit ſeinem Hunde
Hat den Dom gebaut! So' iſt die Kunde.

Ja von Mund zu Munde ging die frohe Kunde
Bis ſie friſch auf unſre Zeiten kam,
Bis belebt von der Begeiſt'rung großen Stunde
Jene Muſe ihren Griffel nahm,
Die mit Glauben feſt und eiſern hat geſchrieben
Wahrheit in der Völker Zeitenbuch.
So iſt ewig dieſer Denkſtein uns geblieben
Für die Mit- und Nachwelt feſt genug. —
Sei es darum dieſer Sage Streben
Gläubig alle Menſchen zu beleben:
Nur ein Schäfer hat den Dom gebauet —
Kommt und ſeht ſein Bildniß, glaubt und ſchauet!

7.

Die Sage vom Dombau durch einen Schäfer wäre zu Ende, damit kann aber die Geschichte des Dombaues noch nicht beschlossen werden, denn mit dem Dahinscheiden des Schäfers vom Schauplatz unserer Erzählungen war der Bau bei weitem noch nicht vollendet. Wir haben in diesen Blättern erzählt, wie weit der Schäfer gebauet, und im vorigen Abschnitte sind im Wesentlichen auch die Gegenstände von innen und außen berührt worden, welche der Sage nach, ihr Entstehen jenem Baue durch einen Schäfer verdanken. Dabei dürfen wir, wo es einem so ehrwürdigen Gegenstand, der schönsten Zierde unserer Stadt, einem von Fremden und Einheimischen noch immer bewunderten Denkmale gilt, das mit heiligen Erinnerungen aus grauer Vorzeit herüberragt, nicht stehen bleiben! Nein, wir bauen fort, bis das große Werk fertig, und schreiten im Geiste mit unseren Lesern in die erhabenen Hallen, um weiter zu erzählen, wie der große Bau fortgesetzt, und was hie und da zu schauen ist mit der Nebelkappe einer dunkeln Legende die uns kein Geschichtsschreiber geliefert und der Zweifel neuerer Zeiten hinter den Schleier der Märchen geschoben hat, denn immer müssen wir im Auge behalten, daß wir nicht Geschichte sondern Sagen schreiben, deren Schatz jetzt noch vorhanden ist.

Die Anlage des Baues in ihrem ganzen Umfange

war so groß und so außerordentlich kostbar, daß es noch ungeheurer Mittel bedurfte, um das begonnene Werk in aller Größe und Pracht bis zum letzten Ziele zur Vollendung hinauszuführen. Es ist überhaupt noch über anderthalb Jahrhunderte lang am Dom gebaut worden, ja an den Thürmen mag, wie die über dem Ausgange nach der obersten Gallerie des nördlichen Thurmes in Stein gegrabene Jahrzahl **1520** andeutet, noch viel später gearbeitet worden sein, ehe man sie für völlig vollendet hat betrachten können. Alte, noch vorhandene Baurechnungen weisen nach, daß von **1477** bis zu **1529** am Dome fortgebaut und daß das Material an Steinen von Olvenstedt und Seehausen entnommen worden ist. Die Einweihung geschah am **22**ten Oktober **1363**, den **21**ten Sonntag nach Trinitatis, unter dem Erzbischof Dietrich mit einer Feierlichkeit und Pracht deren Beschreibung wir nur in derjenigen Kürze mittheilen wollen, wie sie uns theils von der Sage theils aus alten Urkunden nothdürftig bekannt geworden ist:

Nachdem der Erzbischof Dietrich oder Theoderich den Dombau besehen und auf den Grund sachverständiger Baumeister die Ueberzeugung erlangt hatte, daß die Kirche, wenn auch noch lange nicht vollendet, doch in einem solchen Zustande war, wo sie zu gottesdienstlichen Handlungen benutzt und, ihrer Bestimmung gemäß, zur Erhebung der gläubigen Herzen in ihren ausgebreiteten Räumen gebraucht werden konnte

säumte er nicht zu ihrer feierlichen Einweihung vorzuschreiten. Es bedurfte, um die hohen und erlauchten Personen, welche nach den Vorschriften des feierlichen Ritus versammelt werden mußten, einer langen Vorbereitung. Viele Tage lang überlegte und arbeitete er mit den Domherren oder Capitularen und täglich gingen und kamen Eilboten, welche zur Vor- und Einladung der nach den päpstlichen Statuten dabei nöthigen Fürsten und Geistlichen geschickt worden waren, denn damals gab es weder Posten noch Eisenbahnen ja nicht einmal gebahnte Wege, auf welchen Staffetten oder Kurrire hätten hin und herpassiren können. Endlich erfuhr das Volk, daß der 21te Sonntag nach Trinitatis zum Fest der Einweihung bestimmt sei, denn durch Ausrufer auf den Straßen sowie von den Kanzeln herab war die Bekanntmachung veröffentlichet worden, denn es gab damals noch keine Zeitungen und alles wurde von den Kanzeln abgelesen und das war auch genug. Es war dieser Sonntag, wie oben erwähnt worden', der 22te Oktober 1363. Schon vom Mittwoch an zogen die geladenen Großen mit ihrem Hofstaat und Reisigenzeuge in Magdeburg ein und waren bis zum Sonnabend beisammen. Man zählte außer sieben Erzbischöfen und sechs Aebten die Bischöfe von Hildesheim, von Merseburg, von Brandenburg, von Havelberg, von Naumburg, als päpstlichen Vikar den Bischof von Tabor, drei Herzöge von Sachsen, drei Herzöge von Braunschweig,

zwei Marktgrafen von Meißen und vier Fürſten von Anhalt, ſowie noch eine große Menge Grafen, Ritter und Edelleute, Deputirte aller zum Erzſtift gehörigen Städte und endlich eine große Anzahl auswärtiger Prieſter und Geiſtlicher mittlern und niedern Ranges, der vielen Gäſte aus Städten und Dörfern von nah und fern nicht zu gedenken.

Der frühe Morgen des feſtlichen Sonntags kündigte ſich mit dem Geläute aller Glocken an und um 8 Uhr zog das große Heer der hohen geiſtlichen und weltlichen Perſonen vom alten Markte aus, wo ſie ſich um die Statue des Kaiſers Otto verſammelt hatten, nach dem Dom. Es war mit dem reiſigen Gefolge, welches jeder Erzbiſchof und Fürſt bei ſich hatte, ein langer nicht zu überſehender Zug, welcher ſeinen Weg den Breitenweg entlang nahm, und dann durch den Kreuzgang nach dem Domplatze zuſchritt. Ehe indeß der Zug ſich in Bewegung ſetzte, ſtellte ſich das hohe Perſonal in einem großen Halbkreiſe um die Otto'ſche Statue auf, an der Spitze ſtand der Erzbiſchof mit den ſechs fremden Erzbiſchöfen, alle mit dem Erzbiſchöflichen Pallium bekleidet, dann folgte der päpſtliche Legat mit den ſechs Biſchöfen welche die Krummſtäbe trugen. Die fremden Erzbiſchöfe waren von Mainz, Trier, Köln, Salzburg, Bremen und Prag. An die Biſchöfe ſchloſſen ſich die übrigen Cleriker an, nämlich die Domherren, die Presbiter, die Diakonen und die Mönche, den Be-

ſchluß machten eine ganze Menge Pſalmiſten und Sänger, hinter welchen ein Chor Muſiker ſtand; den zweiten Theil des großen Halbkreiſes bildeten die weltlichen Herren und zwar die Herzöge und Fürſten, die Grafen und Ritter, die Deputirten der Städte, alle in ihren Waffenröcken und Ritterſchmucke, die obrigkeitlichen Perſonen in rothen Kleidern mit goldenen Halsketten, ſowie die Vorſtände der Magdeburger Zünfte und Innungen. Auch dieſe zweite Abtheilung hatte ihr Muſikchor, Trompeter und Paukenſchläger, Poſauniſten und Beckenſchläger hinter ſich. Erzbiſchöfliche Hellebardirer und Fußknechte, Herzogliche und Fürſtliche Reiſige und die ſtattlichen Kompagnien der hieſigen Bürger nach verſchiedenen Fähnlein abgeſondert umſchloſſen den Kreis und in dieſer Ordnung bewegte ſich dann der lange Zug vorwärts; Alle waren an dieſem Tage zu Fuß und ſtellten ſich auch im Innern des Doms in derſelben Ordnung auf. Der Altar war gerade fertig geworden und bei dieſem begann nun die Weihe damit, daß nach einem feierlichen Chorgeſang der Erzbiſchof Dietrich die Meſſe hielt. Der Biſchof von Tabor, als päpſtlicher Vikar hielt ſodann eine Predigt über die Anfangsworte des 24. Pſalm: „Die Erde iſt des Herrn und was darinnen iſt, der Erdboden und was darauf wohnt, denn er hat ihn an die Meere gegründet und an den Waſſern bereitet. Wer wird auf des Herrn Berg gehen und wer wird ſtehen an ſeiner heiligen Stätte?“ Und nach

dem Gloria hielt der Erzbischof von Bremen die hohe feierliche Weihmesse, endlich verlas der Erzbischof von Prag das 8. Kapitel aus dem Buche Mosis und salbete den Magdeburger Erzbischof Dietrich, und so ging jeder Bischof zum Altar und las Messe, und diese Altäre befinden sich größtentheils noch im Schiff der Kirche, früher gerade 50 Stück die in jetziger Zeit wohl schwerlich Jemand für Altäre halten würde und wovon jetzt noch die meisten vorhanden sind.

Der übrigen Ceremonien und Feierlichkeiten zu gedenken, würde überflüssig sein und doch nicht mit der Treue und Genauigkeit alles erzählt werden können, was nach dem damals streng katholischen und meist in lateinischer Sprache befolgten Ritual vorgetragen ward; es soll aber der feierliche Weihe-Akt von Vormittag halb 10 Uhr an bis Nachmittag 3 Uhr ohne Unterbrechung gewährt haben, und sollen Sänger und Psalmisten aus Prag und Nürnberg, sowie aus anderen fremden Städten zugegen gewesen sein. —

Nach Beendigung der kirchlichen Feier, bei welcher, wie wir auch erwähnen müssen, die Bilder des heiligen Mauritius und der heiligen Katharina am Altar aufgestellt waren, begab sich die ganze Versammlung der hohen Geistlichen sowie der Herzöge, Fürsten, Grafen und aller Stände nach dem erzbischöflichen Palast, wo ein prächtiges Gastmahl gereicht ward. Der Fürst von Anhalt verwaltete sein Amt als erz-

ſtiftiſcher Truchſes, indem er dem Erzbiſchof die Speiſen reichte, der Herzog von Braunſchweig als erzbiſchöflicher Mundſchenk kredenzte demſelben die erſten Getränke, erſterer trug ein braunſeidenes Wams mit goldenen Schnüren, ſcharlachene Hoſen und große Ritterſtiefeln mit goldenen Sporen, das ſchwarze Barett ſchmückte eine lang bis über die Schultern herabwallende weiße Feder; der Herzog von Braunſchweig war in grün gekleidet, mit einer ſchwarzen Feder auf dem Barett. An den darauf folgenden drei Tagen wechſelten allerhand Kurzweile, als Ritterſtechen oder Turnire, kunſtreiche Tänze, Mummensſchanz und fröhliche Geſänge fremder Minneſänger untereinander ab. Auch Bajaderen oder Indiſche Tänzerinnen waren zugegen und eine glänzende Cavalkade, (Reiteraufzug) welche ſich durch alle Straßen und Plätze der Stadt zog, machte den Beſchluß.

Die Stadt hatte in dieſen Tagen einen ſolchen Zufluß von Fremden aus allen Orten und Gegenden, daß dieſe bei den angeſehenſten Bürgern einquartirt werden mußten. Da gab es oft an einem Tage mehr zu verdienen, als mancher Meiſter das ganze Jahr über erwerben konnte, denn die hohen Herrſchaften brachten Geld die Fülle und mancher von ihnen hatte eine Dienerſchaft von zwanzig und mehr Köpfen nicht zu gedenken der Knappen und Reiſigen mit ihren Gäulen, welche für letztere kaum Stallung und Obdach fanden. Aber die jungen Bürgerfrauen und

Jungfrauen thaten ihr möglichſtes, um die fremden Gäſte zufrieden zu ſtellen und aufs anſtändigſte zu bewirthen denn ſie wurden alle Tage der Reihe nach mit ihren Männern mit zur Tafel gezogen und nahmen am Abend an den Freuden des Tanzes und der damals üblichen Mummereien Theil, ſo daß ſie noch lange Zeit von dem Domweihfeſte ſprachen, als der Winter vorüber und nach heißem Sommer ein rauher Oktober wieder eingetreten war. Von dieſer Zeit an hatten faſt alle Magdeburger den heiligen Mauritius und die heilige Catharina zu ihren Schutzheiligen und die Moritzfahne wurde im Kriege wider auswärtige Feinde als ein heiliges Palladium, das Wunder thun und den Sieg herbeiführen könne, vorgetragen, ſowie denn auch der Finger der heiligen Catharina als die heiligſte Reliquie von allen Anderen geehrt und geachtet und den fremden Beſuchern für Geld gezeigt ward. Von dieſen beiden Patronen des Doms muß das Geſchichtliche erwähnt werden.

Mauritius war — der Sage nach — ein Mohr und Oberſter der ſogenannten Thebaniſchen Legion im Heere des Römiſchen Kaiſers Maximilian im Jahr 286 nach Chr. Geburt. Er hatte ſich mit allen ſeinen Soldaten, als er im gelobten Lande war, zu Jeruſalem taufen laſſen. Als der Kaiſer in der Nähe des Fluſſes Rhadanus ſeinem Heere, das ſich gelagert hatte, befahl, den heidniſchen Göttern zu opfern, weigerte ſich Mauritius der Theilnahme an ſolcher Ab-

götterei und wurde dafür mit seiner ganzen aus 6666 Christen bestehenden Legion bei Agaunum in Unterwallis niedergehauen. Der König Sigismund von Burgund ließ später an dieser Stelle ein Kloster bauen und gab ihm den Namen St. Moriz. Seine Reliquien d. h. einen Theil seiner Gebeine und Waffen erhielt Kaiser Otto I. von dem Pabst Johann und die Idee, ihm zu Ehren ein Kloster in Magdeburg zu errichten, brachte in ihm der Umstand hervor, daß seine Soldaten auf einem Zuge nach Italien das Moritzkloster im Walliserlande ausgeplündert und zerstört hatten.

Die heilige Katharina, deren Gedächtnißtag auf den 25. November fällt, war eine Christin aus Alexandrien; Ihre wunderbare Geschichte ist einer anderen Sage besonders vorbehalten.

Viele unserer schätzbaren Leser werden doch wohl nicht wissen, warum die Kathedrale oder Hauptkirche eines bischöflichen oder erzbischöflichen Sitzes „Dom" oder „Domkirche' genannt worden ist. An jedem Orte, wo ein solcher Sitz war, also in jedem Bisthume war eine gewisse Kirche dem Gottesdienste geweihet, welchem der Bischof oder Erzbischof, mit seinen Kapitularen in eigener Person vorstand. Die Kirche wurde zum Unterschiede der anderen Kirchen, das „Haus des Herrn" auf Lateinisch **Domus dei**, das Gotteshaus genannt, gewöhnlich ließ man in der Umgangssprache das Wort, **dei** „Gottes oder des

„Herrn" fort und nannte es kurz weg domus, worauf nach und nach das deutsche „Dom" entstand.

Die Feier des Mauritiustages gab in der Folge und zwar unter dem Erzbischof Albert zu einem großen Jahrmarkte Veranlassung, welcher noch jetzt als ein Volksfest unter dem Namen Hehrmesse gehalten wird. Man brachte nämlich, um Geld zum Fort- und Ausbau des Doms zu erlangen, allerlei Kirchenornate, Chorröcke, Meßgewänder ꝛc. zusammen, zeigte alle vorhandene Reliquien und sehenswerthe Alterthümer dem schaulustigen Volke für ein Stück Geld, welches erlegt werden mußte und nannte diesen Markt um deßwillen die Hehrmesse, weil der Erzbischof in Person Messe las, denn das Wort hehr bedeutet soviel als erhaben heilig. Seit dem Jahre **1567**, wo unsere Domkirche am ersten Adventssonntage zum Erstenmale dem evangelischen Gottesdienste geöffnet ward, sind natürlich alle katholischen Gebräuche folglich auch die Messen fortgefallen, der Name aber hat sich erhalten. Das große Verdienst der Erhaltung unsers Doms bei der Erstürmung Magdeburgs durch Tilly am **10.**, Mai **1631** gebührt dem damaligen Domprediger Bake, welcher den Wütherich durch eine ihn zur Schonung bestimmende Anrede besänftigte.

Sehen wir uns nun, mit Rücksicht auf den Zweck dieser eigentlich nur Sagen geweiheten Blätter, unter den Alterthümern und Merkwürdigkeiten in unserer Domkirche etwas näher um, so wird sich uns man

ches Bild, manche Erſcheinung als eine Betrachtung aufdringen, die uns mit freudigem Intereſſe feſthält und womit wir im Geiſte mit unſeren Leſern einen Umgang halten. Zuerſt verweilen wir noch einige Augenblicke bei den Thürmen, ob wir ſchon bereits im Eingange des vorigen Abſchnittes dieſelben, der noch jetzt beſtehenden Beſchaffenheit nach, beſchrieben haben. Ihr Anblick iſt imponirend und erfüllt die Seele des Kenners und Nichtkenners mit einem gewaltigen Eindruck, denn wenn der Erſtere in dem ganzen Gebäude das ſchönſte Denkmal gothiſcher Baukunſt erblickt, ſo muß der Andere in kindlicher Demuth ſich beugen vor dem Koloß, deſſen Umfang **1200** Rheinſche Fuß enthält. Auf **418** ſteinernen Stufen erſteigt man den nördlichen der beiden Thürme und genießt hier der Ausſicht, die in demſelben Abſchnitte genauer beſchrieben worden iſt. Am ſüdlichen Thurme befinden ſich zum Theil wieder hergeſtellte Beſchädigungen; auf dem nördlichen hängen drei große Glocken, von welchen die größte — Suſanna — **266** Centner wiegt und **13** Ellen im Umfange hat; die Krone auf dieſem Thurme, aus Stein mit durchbrochener Arbeit und allerlei Thiergeſtalten verziert, iſt gerade ſo groß, daß ein Mann mit einer Kanone darauf Platz hat, die **1631** abgeſchoſſene Krone des andern Thurms ſoll eine Batterie von drei Geſchützen getragen haben. Dieſe beiden Thürme ſind, wie wir ebenfalls ſchon angeführt haben, der Sage nach, Schö-

pfungen des Schäfers, deſſen Bild mit dem Hunde darum auch über der Vorhalle (dem Paradieſe) nach den Thürmen emporſchauend noch heutigen Tages zu ſehen iſt.

Wenn wir die Kirche mit ihren Thürmen äußerlich betrachtet und den koloſſalen Bau des großen Ganzen bewundert haben, gehen wir durch das Paradies in das Innere. Warum dieſe Vorhalle das Paradies genannt wird? iſt eine Frage, deren Beantwortung ein Blick auf die vielen bildlichen Darſtellungen bibliſcher Geſchichten an die Hand giebt; beſonders merkwürdig iſt die Gruppe der fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen, welche das Geſchenck eines Schleſiſchen Edelmanns ſein ſoll; das Lächeln der Erſteren mit verſchiedenem Ausdruck im Geſicht ſowie die traurigen Mienen der Letzteren drücken recht ſichtbar die Gefühle der Freude und des Schmerzes aus, welche die in dem von Chriſtus im Evangelium gegebenen Gleichniſſe dargeſtellten Jungfrauen in dem Augenblicke empfinden, wo der Bräutigam kömmt und wo die Einen ihre Lampen mit Oel ſchmücken können, während die Anderen erſt Oel bei dem Kaufmann kaufen wollen und darüber die Hochzeit verſäumen. Dem aufmerkſamen Bibelleſer wird keine Erläuterung nöthig ſein darüber, was der Heiland mit dieſem Gleichniß ſagen wollte, wenn er ſich ſeiner Worte erinnert: darum wachet! denn ihr wiſſet nicht Tag und Stunde, in welcher des Menſchen Sohn kommen wird. Der

Spruch: wachet und betet, denn das Himmelreich ist nahe! wird uns dasselbe lehren, was Christus im Gleichnisse lehrte. — Beim Eintritt in das Innere des Doms, dessen hohes Gewölbe auf zwölf starken Pfeilern ruhet, begegnet das Auge gleich rechts am ersten Wandpfeiler einer aus Holz geschnitzten mit eisernen Ketten gefesselten männlichen Figur, welche einen der beiden Grafen von Gleichen vorstellt, die in einer Fehde mit den Magdeburgern bei Frohse gefangen und bei Wasser und Brod, bis sie sich mit **4000** Mark Silbers auslöseten, eingesperrt, deren Bilder aber im Dom öffentlich ausgestellt wurden. Die andere Figur hat der Zahn der Zeit zerstört. Im ersten Theile unsers Sagenkranzes ist die Geschichte der beiden Gleichen **Pag. 437** näher beschrieben.

Nach einigen anderen weniger merkwürdigen steinernen Bildern gelangt man zu einem sehr künstlich gearbeiteten, großen eisernen Gitter, welches die sogenannte Kapelle unter den Thürmen, auch Ernesti-Kapelle genannt, umschließt. Die Kapelle wurde **1493** der heiligen Marie geweihet und hat zu ihrem Erbauer den Erzbischof Ernst, einen Sächsischen Prinzen. Sehenswerth ist diese Kapelle wegen des die höchste Bewunderung erregenden Grabmahls ihres nur genannten Stifters, welches aus einem von Erz gegossenen, offenen, 5 Fuß hohen, sargähnlichen Monument besteht, in welchem der Erzbischof Ernst im Bilde mit dem vollen Ornate bekleidet ruhet. Zu seinen

Füßen liegt ein Löwe, das Sächsische Wappen tragend, an der Seite zum Haupte sieht man den heiligen Mauritius, zu den Füßen den heiligen Stephanus, Beide mit ihren Attributen, jener war bekanntlich der Schutzpatron des Magdeburger, dieser der des Halberstädter Doms. An den vier Ecken stehen auf kleinen Postamenten die vier Evangelisten, an den Seiten die zwölf Apostel. Außer dem Sächsischen Wappen, allerhand Thieren und wunderbaren Verzierungen erblickt man unten an den vier Ecken eben soviel Löwen, welche das Magdeburgische Wappenschild halten. Alles ist von Metall und sehr kunstreich gearbeitet. An dem obern Rande des Monuments befindet sich eine lateinische und am Fußende eine deutsche Schrift des Inhalts:

„Gemacht zu Nürnberg von mir, Peter Fischer Rothgießer und ist vollbracht worden, da man zählt **1497** Jahr."

In derselben Kapelle steht auf einer Marmorsäule ein schöner, siebenarmiger Leuchter von Erz, auch befinden sich darin zwei sehr zierlich gearbeitete Kronleuchter und an den Wänden künstlich ausgeschnitzte Sitze; Alles im wohl erhaltenem alterthümlichen Geschmack. Eben so sieht man auf einem Altar in der nemlichen Kapelle das Bild des Heilandes, wie er zweien seiner Jünger die Nägelmahle an den Händen zeigt, ferner die Statue des heiligen Sebastian mit vielen Löchern, in welchen ehemals Pfeile gesteckt haben. Dieser Seba-

ſtian war ein Kriegsoberſter des Römiſchen Kaiſers Decius. Aus Mitleiden gegen die von den Römern verfolgten Chriſten ward er nemlich ſelbſt Chriſt und deßhalb vom Kaiſer zum Tode verurtheilt. Man band ihn, um die Strafe zu vollſtrecken, an einen Baum, wo er durch einen Pfeilſchuß getödtet werden ſollte. Stephan betete während der Execution und bat den Kaiſer, ihn nicht eher tödten zu laſſen, bis er ausgebetet habe, indem er nicht eher ſterben werde. Der grauſame Decius verſagte ihm dieſe Bitte und ließ, da Stephanus wirklich mehrere Pfeilſchüſſe verachtete und freudig fortbetete, eine ganze Legion auf ihn ſchießen, ob aber ſchon ſein Körper ſo mit Pfeilen durchbohrt war, daß keiner mehr haftete, ſo ſtarb er doch nicht eher, als bis er ſein Gebet, das er laut verrichtete, beendet hatte. Die Römiſchen Soldaten waren von Ehrfurcht und Bewunderung ſo durchdrungen, daß ſie vom Kaiſer die Erlaubniß erbaten, den frommen Helden mit allen kriegeriſchen Ehren beerdigen zu dürfen. Decius, zwar ein unverſöhnlicher Feind und Verfolger der Chriſten, hatte den ſterbenden Stephanus, wie ſeine Soldaten, mit hoher Bewunderung betrachtet und erfüllte durch Bewilligung der erbetenen Erlaubniß den Wunſch ſeiner tapfern Krieger. Dieſe banden daher den Leichnam vom Baume los, legten ihn in ſeinem Waffenſchmucke auf ihre Lanzen und trugen ihn gleichſam im Triumpfe durch die Reihen der in kriegeriſcher Ordnung aufgeſtellten Legionen.

Von ihren Schildern und Panzern hatten ſie eine Art von Altar, ein hohes, hohles Gewölbe, Katakombe genannt, errichtet, auf welchen ſie den ſchön geſchmückten Leichnam legten und in militairiſcher Ordnung um ihn herumziehend einen laut ſchallenden Lob- und Siegesgeſang (Päan) ſangen, ihm dann eine Libation brachten d. h. ihn mit Wein beſprützten und ihm zu Ehren einen Becher leerten und den Kriegsgott Mars anriefen, daß er ihm im Tartarus oder in der Unterwelt die eliſäiſchen Felder oder die Wohnungen der frommen Seelen zu ſeinem Aufenthalte anweiſen möchte. Dann gaben ſie ihm einen Obolus d. h. eine kleine Geldmünze in die Hand und nahmen von ihm der Reihe nach Abſchied, um den Scheiterhaufen zu errichten, worauf er verbrannt werden ſollte. Man muß nemlich wiſſen, daß die Römer ihre Todten, wenn ſie dieſelben ehren wollten, nicht begruben ſondern verbrannten, die Aſche in einem Gefäße (einer Urne) aufbewahrten und dieſe an einer geweiheten Stätte beiſetzten. Eine Geldmünze gaben ſie ihrem Todten um deßwillen in die Hand, damit er den Schiffer oder Fährmann Charon, der ihn über den Höllenfluß Acheron fahren mußte, bezahlen konnte, denn ſie glaubten, zu dem Schattenreiche der Frommen könne man nur über dieſen Fluß gelangen. Als der Scheiterhaufen errichtet war, verbrannten ſie des Stephanus Leichnam, ſammelten in einer Urne von glänzendem Geſtein die Aſche und ſchenkten ſie mit ihrem Inhalte

einigen gefangenen Christen, welchen der Kaiser auf ihr Bitten die Freiheit verlieh. Auch die Kleider und Waffen des Stephanus empfingen diese Christen, durch welche später dessen Tod unter den christlichen Völkern bekannt und der fromme Märtyrer noch im Tode unter die Heiligen versetzt wurde. Noch heutigen Tages ehren die Katholiken den heiligen Stephanus durch die Feier seines Namenstages, auch ist er vieler Kirchen, Klöster und frommen Stiftungen Schutzpatron und deßhalb auch ein Gegenstand der Verehrung beim Dombau unserer Stadt geworden.

Noch viele andere Merkwürdigkeiten enthält diese kleine Kapelle, von welchen wir nur der wunderbaren Figuren an den Kapitälern der südlichen Säulen erwähnen wollen: Ein Löwe trägt eine Maus in den Klauen; ein nakter Mensch reitet auf einem Ziegenbocke; ein Affe hüllt sich in ein Gewand; Vögel und Hunde verfolgen einen Hasen und — ein Jude saugt an einem Schweine. Leider hat uns die Sage nicht überall berichtet, was mit diesen bildlichen Zeichen angedeutet werden soll; nur die seltsame Geschichte vom Juden, der an der Säue säuget, ist uns mitgetheilt worden.

In dem Kriege, welcher **1276** zwischen dem Markgraf zu Brandenburg und den Magdeburgern wegen der Erzbischofswahl statt fand und in welchem die Letzteren ihre Feinde bei Frohse aufs Haupt schlugen, den Markgrafen Otto nebst **300** Rittern und vielen Söldnern gefangen nahmen, waren die gemei-

nen Kriegsknechte nebſt einem großen Troß eine Zeitlang im Dom eingeſperrt worden, theils weil man die vielen Gefangenen nicht ſogleich anderwärts unterbringen konnte, theils weil die Markgrafen vor der Schlacht ſehr geprahlt und den Magdeburgern gedrohet hatten: ſie wollten, wenn ſie als Sieger in die Stadt einzögen, den Dom zu einem Pferdeſtalle machen. Unter dieſen im Dom verwahrten Kriegsgefangenen befand ſich auch ein Magdeburger Jude, der, als die gefangenen Krieger wieder entlaſſen wurden, um deßwillen zurückbehalten ward, weil er den Spion oder Verräther gemacht und der Erzbiſchof Günther die Abſicht hatte, ihn deßhalb richten und ſtrafen zu laſſen. Sei es nun, daß der Erzbiſchof über anderen wichtigen Geſchäften des Juden vergeſſen, oder daß der Schließer des Doms nicht ſobald an denſelben gedacht hatte, genug der Elende hatte ſieben Tage lang ohne Speiſe und Trank im Dom zubringen müſſen, und wurde, als man dieſen, um ihn zu reinigen, öffnete, an einem großen Schweine ſaugend, zwar matt und entkräftet aber ſonſt völlig geſund und munter gefunden. Das Schwein, in der Nähe aus einem Stalle entlaufen, mochte ſich im Dunkel, bei dem großen Volksandrange während die feindlichen Gefangenen im Dom eingeſperrt waren, in das Schiff der Kirche verkrochen und daſelbſt von dem vorgefundenen Unrathe ſich genährt haben. Das ſonderbare Ereigniß, daß gerade ein Schwein, das dem jüdiſchen Volke

in seinem Gesetz verbotene und ihm verhaßte Thier, diesen Juden, der außerdem hätte vor Hunger und Durst umkommen müssen, ernährt hatte, machte allgemeines Aufsehen und bewog den ohnehin sehr gutmüthigen Erzbischof Günther, den Juden mit einer ernstlichen Warnung straflos zu entlassen. Gott hatte ihn gerichtet!

Ehe wir diese Kapelle verlassen, betrachten wir mit einiger Aufmerksamkeit das schon genannte eiserne Gitter. Die größeren Stäbe desselben sind hohl und so kunstreich in einander gefügt, daß, wenn man Oel hineingegossen hat, dieses mittelst einer Pumpe durch das ganze Gitterwerk getrieben worden ist, so daß dasselbe dadurch vor dem Rost geschützt gewesen. Von diesem künstlichen Gitter hat man folgende Sage:

Ein Schlosser, welcher mit der Anfertigung des Gitters beschäftiget war, befand sich wegen der schwierigen Arbeit, deren Beschleunigung ihm gegen einen reichen Lohn zur Pflicht gemacht war, in großer Verlegenheit und wußte sich schier vor Angst und Bekümmerniß nicht anders zu helfen, als daß er das ganze unvollendete Zeug im Stich ließ und davon lief. Vor der Thür begegnete ihm ein Mann, der, seinen rusigen Händen und geschwärztem Gesichte nach, ebenfalls ein Schlosser, oder Schmied zu sein schien. Er redete den flüchtigen Schlosser an: Wohin so eilig Meister Kamerad? Der Schlosser stand still, sahe den Mann an und entdeckte ihm sein Leid.

Wenn es weiter nichts ist, sagte der Fremde, da

werd' ich helfen können, kommt Freund, und zeigt mir das Ding! Der Schloſſer kehrte mit dem Manne an die Kapelle zurück und zeigte ihm das Gitterwerk.

Wann ſoll es fertig ſein?

In ſieben Tagen ſoll ich es übergeben, da ſehe ich aber erſt, daß ich etwas Unmögliches zu erfüllen verſprochen habe!

Pah! ſagte der Fremde, in ſieben Stunden ſtell' ich Euch die Arbeit fix und fertig her, Ihr ſollt mir nur zweierlei dafür verſprechen. Erſtlich laßt Ihr mich in dieſer Zeit allein und geht ſo lange in eine Herberge und dann ſollt Ihr nur die ſieben letzten Schrauben machen. Seid Ihr das zufrieden, Meiſter?

Vollkommen, ſagte der Schloſſer, wenn Ihr Wort haltet und nicht Scherz mit mir treibt!

Nun ehe Ihr davon lauft, könnt Ihr es darauf ankommen laſſen, fuhr der Fremde fort, gab dem Schloſſer ein Goldſtück und ſetzte hinzu: Da trinkt auf gute Förderung und ſeid pünktlich nach ſieben Stunden wieder hier!

Der Schloſſer labte ſich für das Goldſtück an einigen Humpen Wein, verzehrte dabei ein tüchtiges Mittagseſſen und kehrte immer noch mit einem Reſt vom Gelde pünktlich in den Dom zurück.

„Ihr müßt der Teufel oder ein Zauberer ſein! ſagte er, als er eingetreten war und das überaus künſtliche Gitter fix und fertig, den Fremden aber an

einer Säule lehnend fand, denn solche Arbeit hab' ich noch nie gesehen, und fürchte mich vor Euch!"

Du hast't's errathen, mein Sohn! sprach jetzt der Fremde; ich bin der, für welchen du mich erkennst. Laß dir aber nicht bange sein! In sieben Stunden komm' ich wieder, da wirst du wohl mit deinen sieben Schrauben zu stande sein!"

Das war ein dummer Teufel, sagte der fröhliche Schlosser für sich, als der Unbekannte sich entfernt hatte, und ehe eine Stunde vergangen war, hatte er die Schrauben fertig und sie überall, wohin sie gehörten, richtig eingeschraubt. Voller Freude rannte er zum Bauaufseher und meldete ihm die Ausführung des Werks. Bald darauf kam der Erzbischof mit dem Aufseher und mehreren Domherren, welche alle die so äußerst kunstreiche und gelungene Arbeit nicht genug loben und bewundern konnten.

Schon wollten sie sich wieder entfernen, als aus dem Volke, welches neugierig in die Kirche gedrungen war, um das künstliche Gitter zu besehen, ein Mann trat, der, wie sein geschwärztes Gesicht und die harten ebenfalls schwarzbraunen Hände verriethen, ein Schlosser zu sein schien, und schüttelte, das Kunstwerk lange betrachtend, auf einmal den Kopf gar bedenklich und murmelte einmal um das andere halblaut: Schade Jammer-Schade um die schöne Arbeit! Gerade streifte der Erzbischof an ihm vorüber und frug ihn, diesen Ausruf hörend, mit Unwillen: Was habt Ihr an

dem Werke zu tadeln Freund, das Jedermann lobt und bewundert?

Das Werk iſt ohne Tadel, und eben darum thut es mir wehe, daß es, wie ein Kartenhaus zuſammenfallen muß, wenn man daran rüttelt, denn ſehet, gnädiger Herr! es fehlt eine Schraube, und zwar gerade diejenige, welche die Verbindung des kunſtvollen Ganzen zuſammen halten muß und ohne die es nicht beſtehen kann, wie das Leben ohne Athem! Das ſpricht der Neid aus Euch! fuhr der Erzbiſchof den Unbekannten an, beweiſet es! verſucht es einmal!

Da winkte der Fremde dem Schloſſer, welcher die ſieben Schrauben zu dem Gitter gemacht hatte, griff mit der Hand zwiſchen die Stäbe und zeigte ihm und dem Erzbiſchof, ſowie allen Anweſenden, eine Oeffnung, an deren gewundenem Rande man ſogleich erkannte, daß eine Schraube hinein gehörte, die aber nicht vorhanden und von dem Schloſſer überſehen war. Der Unbekannte ſagte: Erſt wenn die fehlende Schraube in dieſer Höhlung feſt ſitzt, hat das Werk einen Halt; es iſt eine Kleinigkeit, laßt ſie machen! Der Erzbiſchof betrachtete immer noch ungläubig bald das Gitter, bald den Unbekannten, denn der Schloſſer lehnte bleich und zitternd an einem Pfeiler; da rüttelte der Fremde an den Eiſenſtäben und das ganze Gitterwerk fiel auseinander. — Ein allgemeines Staunen ergriff die Anweſenden, der Unbekannte aber ſagte ganz ruhig: Es hat nichts zu ſagen, Ihr Herren

Laßt die fehlende Schraube nur machen! Das Wiederaufrichten des Gitters iſt kinderleicht, das beſorgt jeder Pfuſcher! Aber dieſer Mann iſt mein!! Bei dieſen letzten Worten fuhr der Unbekannte auf den unglücklichen Schloſſer los, packte ihn hinten am Genick und erhob ſich mit ihm, indem er ihn, Angeſichts aller Zuſchauer, durch die Decke und das Kirchendach entführte. Das Loch, vor welchem ſich zwei kleine Fallthüren befinden, iſt heute noch zu ſehen. —

Wir ſehen uns nun weiter nach den innern Denkwürdigkeiten um und ſtoßen nicht fern von dem Denkmal des Erzbiſchofs Ernſt auf das Grabmal des würdigen Domprediger Backe, der mit der Erhaltung des Doms beim Magdeburger Sturme zugleich mehr als tauſend Menſchen das Leben rettete.

Ueber dem eiſernen Gitter ſieht man die große mit einer Menge Figuren künſtlich verzierte Orgel. Bis zu Anfange dieſes Jahrhunderts wurde jährlich am Michaelistage Nachmittags darauf geſpielt, dies war intereſſant anzuſehen, weil die verſchiedenen Figuren daran ein Concert aufzuführen ſchienen. In der Mitte ſchlug ein Engel als Muſikdirektor den Takt, die Könige David und Salomo nickten mit ihren gekrönten Häuptern ihren Beifall und eine ganze Schaar von Engeln blies die Trompeten und Poſaunen, ſchlug die Paucken und ſpielte auf verſchiedenen anderen Inſtrumenten. Ein ſchwarzer Adler hob die Flügel, ein kleiner vergoldeter Hahn ſchwellte ſein Gefieder und

kräh'te zum Schluſſe dreimal. Viele Stunden und Meilen weit ſtrömten an dieſem Tage die Fremden und Landleute nach Magdeburg, um das wunderbare Concert im Dom zu hören und die Gaſtwirthe, Bäcker und Fleiſcher fanden jedesmal ihre gute Rechnung dabei. Dieſe Orgel iſt von **1604** bis **1615** von dem Orgelbauer Heinrich Campen aus Halle erbauet; unten, am Fuße der Orgel, ſtehen die Wappen und Namen ſeiner Gehülfen, des Tiſchler Zimmermann, des Bildhauer Sebaſtian Ertle und des Maler Peter Senſt von hier.

Neben der dritten Kirchthür ſieht man das von Aſſeburg'ſche Denkmal, ſowie die Auferſtehung der Mathilde von Heidek. Wir verweiſen zur nähern Erläuterung dieſes Bildes unſere Leſer auf die im erſten Bande von uns erzählte Sage: „Mathilde von Heidek," „die Wiederkehr aus der Gruft." pag. **246** und wenden uns zu dem Pfeiler neben der ſchönen Kanzel, welchen die Gottesmutter mit dem Kinde ziert, zu ihren Füßen ruht ein uraltes Monument des Erzbiſchofs Friedrich **1.** vom Jahr **1152**, an demſelben Pfeiler befindet ſich eine runde mit gothiſchen Thürmchen verzierte Kapelle mit den ſteinernen Bildniſſen des kaiſerlichen Ehepaar's Otto's und Editha's, der Sage nach vom Schäfer Falke errichtet, nicht fern davon ſteht der mit eiſernen Bändern und Schlöſſern verſehene Ablaßkaſten des berüchtigten Tezel.

Im Schiff der Kirche ist eine der schönsten Zierden der aus orientalischem Porphyr in achteckiger Form gearbeitete Taufstein, der Sage nach, ein wiederaufgefundener Säulentrümmer des Salomonischen Tempels zu Jerusalem In der Kunstkammer zu Dresden befindet sich ein ähnliches Stück solchen Steins, welchen ein Sächsischer Prinz auf einer Pilgerreise ins gelobte Land aus der Erde gegraben und nach Deutschland hat bringen lassen. Das daran fehlende Eckstück soll Tilly abgeschlagen und als eine Kostbarkeit mitgenommen haben.

An der vierten Kirchthür, dem Kreuzgange vorbei, findet man in einem Verschlage ein wunderthätiges Marienbild, dessen Geschichte, mit der Legende von dem hinter dem Altar liegenden, weißen und zirkelrunden Marmorsteine am Fußboden in Verbindung steht. Auf diesem Steine soll nemlich der wegen seiner Schandthaten von den Aposteln, der heiligen Marie und selbst von Christus zum Tode verurtheilte Erzbischof Udo durch den heiligen Mauritius enthauptet worden sein. Wenn man Wasser auf diesen Stein gießt und die Stelle etwas reibt, kommen blutige Flecken zum Vorschein. Die sehr interessante Volkssage darüber haben wir bereits in dem ersten Theil pag. 356 den geehrten Lesern besonders mitgetheilt

Wir bleiben jetzt am Eingange zum hohen Chor stehen und verweilen mit unseren Blicken auf dem

ehernen Monumente des zweiten Erzbischofs Adalbert, wie derselbe mit seinem Bischofsstabe einer kleinen nackten weiblichen Figur, die sich in gebückter Stellung einen Dorn aus dem Fuße zieht, den Kopf durchbohrt. Die Sage berichtet: In dem Beguinen- oder Klunkernonnen-Kloster am Moritzthore zu Halle hatten sich eines Tages gerade die frommen Schwestern gebadet und eine sehr schöne Nonne befand sich im Klostergarten damit beschäftigt, einen Splitter aus einem ihrer Füße zu ziehen, als der Erzbischof Adalbert, welcher bekanntlich die Klöster alljährlich zu besuchen pflegte, eintrat und die nackte Jungfrau erblickte. Das arme Mädchen würde, wenn sie hätte fürchten können, daß um diese Zeit ein Mann in den Garten komme, natürlich dieses Geschäft unterlassen und bequemer in ihrer Zelle verrichtet haben; der Erzbischof aber, als hoher Kirchenfürst, war nicht wohl abzuweisen und hatte sich, ehe er das Innere des Klosters besehen wollte, den Garten öffnen lassen. Ueber dem Schmerze, den die Nonne im Fuße fühlte, mochte sie die Ankunft des Prälaten eben so wenig gehört als gesehen haben, dieser aber, bekannt wegen seiner strengen Keuschheit und Sittenreinheit, deutete das sich ihm darbietende Bild anders, hielt die Unglückliche für eine üppige, unzüchtige Dirne und tödtete sie im Uebermaße seines Zornes auf der Stelle. Als er später von den Vorsteherinnen des Klosters sowie von den übrigen Nonnen erfuhr, daß das beklagenswerthe Opfer

seines Keuschheitseifers eine höchst sittliche, fromme und tugendhafte Jungfrau gewesen sei, bereuete er seine große Uebereilung und soll noch bei seinem Leben das Denkmal haben fertigen lassen, um sich bei dessen Anblick seines Frevels zu erinnern und sich einer größern Mäßigung und Bedachtsamkeit in seinen Handlungen zu befleißigen.

Wir schreiten weiter und begegnen in der Mitte des hohen Chors dem einfachen und prunklosen Grabmale des Kaisers Otto I., einem stillen Zeichen wahrer Größe, nur von hölzernen Schranken umgeben und von einem weißgestreiften Marmor bedeckt. Hinter dem hohen Chor sieht man das mit Statuen umgebene steinerne Grabmal seiner Gemahlin Editha, wie sie schlummernd im kaiserlichen Schmuck da liegt. Dieses nur von einem eisernen Gitter umgebene Grabmal ist unstreitig das älteste Stück im ganzen Dom und vom ehemaligen Benediktiner- oder Mauritius-Kloster hieher gebracht.

Es wird hier am rechten Orte sein, unseren Lesern, insbesondere den Bewohnern Magdeburgs, welchen das Otto'sche Kaiserpaar stets im ehrenvollsten Andenken ruhen wird, eine gedrängte Beschreibung der Feierlichkeiten mitzutheilen, unter welchen die leiblichen Ueberreste des allgeliebten Herrscherpaares in die neue noch jetzt vorhandene Domkirche gebracht und wie sie nach

einer Zeit von faſt dreihundert Jahren mit den höchſten kaiſerlichen Ehren geachtet worden ſind.

Die Kaiſerin Editha war nach ihrem im Jahr 947 erfolgten Tode in dem von ihrem Gemahl geſtifteten Benediktiner- oder Mauritius-Kloſter — welches auf der nämlichen Stelle ſtand, wo ſich der heutige Dom befindet — begraben und ihr war ſchon damals vom Kaiſer Otto daſſelbe Grabmal errichtet worden, welches noch jetzt in ſeiner alterthümlichen Geſtalt zu ſehen iſt. Der Kaiſer ſelbſt ſtarb 973 zu Kloſter Memleben an der Unſtrut in Thüringen, wo ſeine Eingeweide auch geblieben ſind, von wo aber der entſeelte Körper nach Magdeburg gebracht und in dem nämlichen Jahre in der von ihm auf der nördlichen Seite des jetzigen Domplatzes errichteten Kathedrale oder Domkirche, welche im Jahr 1207 durch das Feuer zerſtört ward, beigeſetzt worden iſt. Zu der Zeit alſo, wo der heutige Dom, der Sage nach durch einen Schäfer, erbauet wurde, befanden ſich die Gräber des Otto'ſchen Kaiſerpaares in der von Otto 962 geſtifteten Kathedrale oder Domkirche, denn noch bei ſeinem Leben hatte er ſeiner Editha irdiſche Hülle aus dem Benediktiner-Kloſter dahin bringen laſſen. Von der verheerenden Feuersbrunſt, welche 1207 den alten Dom verzehrte, waren die unter Stein und Gewölben wohl verwahrten kaiſerlichen Begräbniſſe verſchont worden und ſollten, wie gleich Anfangs der Erzbiſchof Albert beſchloß, ſpäter in den neuen Dom verſetzt

werden; denn man muß wiſſen, daß die unteren Theile des alten Doms aus maſſiven Steingewölben beſtanden, welche der Feuersbrunſt einen kräftigen Widerſtand boten. Das Jahr, in welchem die feierliche Beiſetzung der Leichname des kaiſerlichen Paares in den neuen Dom erfolgt iſt, hat uns die Sage nicht genannt und nur ſo viel berichtet, daß es noch unter dem Erzbiſchof Albert, deſſen Tod in das Jahr **1234** fällt, geſchehen ſei. Darauf kann übrigens bei der folgenden Beſchreibung nichts ankommen, weßhalb wir ohne Weiteres unſere Erzählung beginnen, und nur noch zu gedenken haben, daß es unter der Regierung des Kaiſers Friedrich geſchah, denn **1208** war der Kaiſer Philipp vom Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach zu Bamberg ermordet worden und nach Ottos **IV.** Tode **1218** herrſchte Friedrich als alleiniger Kaiſer bis **1273.**

Der untere Theil des Doms mit ſeinen gewaltigen Säulen und Bogen war aufgebaut, das Schiff und das hohe Chor prangten in ihren majeſtätiſchen Größen und mit Erſtaunen und Bewunderung ſchauten die Männer Magdeburgs aus dem Stande der kunſtverſtändigen Zünfte und Gewerkſchaften auf die Rieſenarbeit und auf die Grundlagen, auf welchen das ganze große Werk ruhen ſollte; da erſcholl eines Tages die Kunde, daß die Gebeine des hochſeligen Kaiſers Otto, des erhabenen Stifters eines Doms, und ſeiner Gemahlin, der für Magdeburgs Jahrbücher

unvergeßlichen Editha, welche bisher in einem ſtehengebliebenen Kreuzgewölbe des eingeäſcherten Doms verwahrt ruheten, in die neue Domkirche herübergebracht und mit den jenen ewig denkwürdigen Wohlthätern gebührenden Feierlichkeiten und Ehrenbezeigungen auf's Neue beigeſetzt werden ſollten. Dieſe Nachricht war ein Freudenjubel für die ganze Stadt, für Jung und Alt und Reich und Arm, ſo tief hatte die Liebe für das ehrwürdige Herrſcherpaar Wurzel geſchlagen, daß man noch nach zwei Jahrhunderten und darüber mit Entzücken von dem großen Otto und ſeiner hochſeligen Gemahlin ſprach. Ein Freitag war zur feierlichen Handlung feſtgeſetzt worden, und länger als acht Tage vorher ſahe man ein Wogen und Treiben, ein Mühen und Sorgen und ein Laufen nach dem erzbiſchöflichen Palaſte, daß man hätte glauben mögen, es gelte einer Kaiſerwahl oder der Feier eines Friedensſchluſſes nach erlittenen Kriegesdrangſalen. Schon am frühen Morgen des herbeigekommenen Tages ertönte erſt das Geläute aller Glocken von den Thürmen der Stadt und auf den noch unvollendeten Thurmſeiten ſtanden Trompeter und Poſaunenbläſer, Trommel- und Paukenſchläger und erfüllten die Luft mit einer rauſchenden Muſik. Um 8 Uhr verſammelten ſich die geiſtlichen und weltlichen Großen, die eingeladenen fremden Fürſten, Grafen und Ritter, die Vorſteher der Zünfte und Innungen, die Kaufmanns- und Schiffer-Brüderſchaften, die Mönche aus den Klöſtern, ſowie die Nonnen

und Laienschwestern, genug alle Stände nach Rang und Würden, nebst allen obrigkeitlichen Personen, auf dem Domplatz vor dem erzbischöflichen Palaste (der Dechanei) und ordneten sich zu dem nach einem bestimmten Reglement und Plane entworfenen Zuge, welcher um 10 Uhr mit den Särgen des verewigten Kaiserpaares nach dem alten Markte stattfinden sollte. Zuerst schritten ein Fähnlein (Bataillon) erzbischöflicher Hellebardierer und ein Fähnlein Magdeburger Hakenschützen mit ihren Fahnen und Feldzeichen voran und machten nicht nur dem großen Prachtzuge Platz, sondern bildeten zugleich eine Ehrenwache; gleich darauf folgte der große Sarkophag mit den irdischen Ueberresten des Kaisers, getragen von sechszehn Männern auf einer reich mit Gold verzierten Bahre von schwarzem Ebenholz; diese Männer waren alle ehrenhafte Bürger der Stadt, welche sich, um das Andenken ihres großen Kaisers zu ehren, ausdrücklich zum Trägeramt erboten hatten; es waren die Vorstände der Innungen und Zünfte, mit schmalen langen Mänteln, langen Flören auf den schwarzen Baretts und silbernen Schildereien auf der Brust. Der kaiserlichen Bahre folgte der Erzbischof mit dem Pallium bekleidet und geführt von dem Burggrafen und dem Domprobst; dem Erzbischof reiheten sich an die fremden Fürsten und Bischöfe, Grafen und Ritter und hinter diesem ersten Zuge folgten wieder zwei Fähnlein erzbischöflicher und Magdeburger Bürgermilizen. Jedem Zuge ging eine

Schaar Muſiker voran, welche einen Trauermarſch blieſen. Den zweiten Zug eröffneten abermals ſechszehn Träger mit der Leiche der Kaiſerin; die Träger waren lauter Jünglinge, den bürgerlichen Zünften und Innungen angehörend, ſie trugen weiße Chorröcke mit ſchwarzen Leibbinden und Flören. Beide Särge, der des Kaiſers ſowie der der Kaiſerin, waren auf ſchwarzen Bahren mit köſtlichen Leichentüchern von himmelblauem mit Goldſtickerei reich verzierten Sammet behangen. Dem Sarge der Kaiſerin folgten ſechszehn Marſchälle mit langen Stäben, an welchen breite Flöre flatterten und in der Mitte dieſer Marſchälle trugen der päpſtliche Legat und der kaiſerliche Botſchafter die Reichs-Inſignien, als das Scepter, das Schwerdt, den Reichsapfel und eine goldene Roſe. An dieſe Repräſentanten des kaiſerlichen Herrſcherruhms ſchloſſen ſich, geführt von den Schöppen, obrigkeitlichen Perſonen und Vorſtänden aller Corporationen der Stadt, die einzelnen Zünfte in ihren Innungstrachten, mit ihren Fahnen und Wappenſchildern an. Dieſe Träger alter ehrwürdiger Rechte und Gerechtſame, damals hoch und heilig geachteter, größtentheils unter dem großen Otto erworbener Privilegien, machten einen großen, wundervollen Effect, indem ſie die Glanzperiode der Bürger Magdeburgs im ſchönſten Lichte darſtellten. Es wird unſere Leſer nicht ermüden, wenn wir die einzelnen Wappenſchilder dieſer nahe an tauſend Mann betragenden Zunftgenoſſen etwas näher beſchreiben, da viel

leicht in unſeren Tagen ſo mancher Magdeburger von dieſen alten Wappen keine Kenntniß beſitzt. Um uns der Kürze zu befleißigen, führen wir dieſe Wappenſchilder gleich in derjenigen Reihe und Ordnung auf, wie die Zünfte in jenem Zuge auf einander folgten.

Zuerſt trug der Syndikus der Stadt, an einem zierlichen Helme befeſtigt, das große Magdeburger Stadtwappen. Es war dies eine ovalrunde, in vier gleiche Felder getheilte Scheibe von matt gearbeitetem Silber; in dem rechten oberen, ſowie in dem linken unteren Felde ſaß zwiſchen zwei Thürmen eine Jungfrau mit dem Kranze in der rechten Hand; das obere linke und das obere rechte Feld zeigten jedes eine Roſe. Die Umſchrift in hellpolirter Arbeit lautete: «**Verbum domini manet in aeternum.**» d. i. „Das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit."

Nun folgen die Wappen der einzelnen Zünfte, wie ſie im Zuge gingen, und zwar:

1. „Gewandſchneider." Chriſtus ſitzt mit gefalteten Händen auf dem Boden, neben ihm ſtehet Johannes und legt ihm die Hand auf's Haupt, auf der linken Seite ſteht die Gottesmutter und über ihm ſchwebt der göttliche Geiſt in Geſtalt einer Taube.

2. „Seidenkrämer." Ein Heiliger oder Ritter, wahrſcheinlich der heilige Georg, in der linken eine Kirche, in der rechten Hand einen Anker haltend.

3. „Kürſchner." Ein geflügelter Engel mit

zwei Thürmen in der rechten und mit einem Kaſten an einem Riemen in der linken Hand.

4. „Brauer und Bäcker.“ Ein ovalrundes in zwei gleiche Hälften getheiltes Feld; auf der einen Seite zwei Inſtrumente des Brauweſens, zum Ausſchöpfen und Umrühren der Flüſſigkeiten dienend; auf der andern ein Brod und zwei Wecken, die Symbole der Bäckerei vorſtellend.

5. „Schuhmacher und Lohgerber.“ Der heilige Crispin, in der rechten Hand einen Stiefel mit einem Schlüſſel, in der andern eine Haut und ein Kreuz haltend.

6. „Knochenhauer alten Scharrens.“ Ein gehörnter Bock oder Widder.

7. „Knochenhauer neuen Scharrens.“ Ein Ochſenkopf und gegenüber ein Arm mit einem Schlächterbeile.

8. „Lakenmacher.“ Eine männliche Figur mit dem Heiligenſcheine um das Haupt, in der rechten Hand ein entblößtes Schwerdt, in der linken eine Blume haltend.

9. „Schmiede und Beckenſchläger.“ Im obern Felde das Magdeburger Stadtwappen und im untern Zange, Hammer und Kette.

10. „Goldſchmiede und Goldſchläger.“ Ein Schraubſtock und zwei Reifen oder Ringe.

11. „Schneider oder Kleidermacher.“

Eine weibliche Figur mit einer Scheere auf der rechten und einem Mannesschenkel auf der linken Seite.

12. „Maler, Sattler und Glaser." Ein rundes Feld mit neun fünfeckigen Figuren in drei Reihen übereinander.

13. „Gürtler." Eine weibliche Figur mit einer Degenscheide in der linken und einer Art von Dolch in der rechten Hand.

Nach den Zünften kamen die Brüderschaften der Kaufleute, der Schiffer und der Schmelzer sowie dann die Handwerker, nämlich alle diejenigen, welche unter nur genannten Innungen oder Zünften nicht begriffen sind, folglich zu damaliger Zeit nicht zünftig waren; den Beschluß machten die Lohnkutscher, die Frachtfuhrleute, die Garbräter, sowie alle andern arbeitenden Klassen, denn Niemand, weder arm noch reich, hoch oder niedrig, hatte sich ausschließen wollen, so groß war noch die Liebe zu dem längst verewigten Kaiserpaar. Dieser ungeheure wieder von bewaffneten Bürgern und erzbischöflichen Söldnern gedeckte Zug nahm vom erzbischöflichen Palaste (der Dechanei) aus seinen Weg durch die Gouvernementsstraße, über die Fürstenwallstraße nach der Johannisfahrtstraße bis fort nach dem alten Markt, wo die beiden Bahren zwischen dem Rathhause und der Statue des großen Otto niedergesetzt wurden. Die Statue war mit der kaiserlichen Reichsfahne mit der Moritzfahne und langen herabwallenden Flören geziert. Nachdem sich der ganze, lange Zug

in einem großen Doppelkreiſe aufgeſtellt hatte, wurden die Fahnen herabgenommen und von zweien Grafen dem Zuge vorangetragen. Während die Fahnen herabgenommen wurden, ertönten auf zwei Seiten Trauer-Chöre, die auch fortwährend ſich hören ließen, als der Zug ſich wieder in Bewegung ſetzte. Es ging nun gerade nach dem Breitenwege, ein großes Stück Wegs lang fort bis nahe zum Sudenburger Thore, dann ſchwenkte man links ab und kam, nach mehrmaligen Ruhen und Pauſiren, auf der andern Seite des Domplatzes an. Nie mochte Magdeburg einen erhabeneren, wahrhaft kaiſerlichen Zug geſehen haben, nie mochte eine Sache von ſo hohem Intereſſe für alle Bewohner geweſen ſein, denn trotz des unermeßlichen Zuges und der zahlloſen Zuſchauer, welche in dichten Mauern auf allen Straßen und Plätzen, durch welche die feierliche Prozeſſion mit den heiligen Zeichen der (katholiſchen) Kirche zog, ſtanden und ſich wie eine dichte Meereswoge fortwälzten, herrſchte eine ſo feierliche Ruhe und Stille, daß nur höchſt ſelten ein Laut der Freude oder des Schmerzes gehört ward. Als die beiden Bahren mit den kaiſerlichen Leichen durch die Vorhalle in die Domkirche hineingetragen wurden und der große feierliche Zug folgte, ſtanden im Schiff der Kirche zwei Reihen Nonnen in ihren feſtlichen Ordenskleidern und trugen Kränze von Lorbeeren- und Myrthenzweigen, wobei ſie ein lateiniſches Requiem ſangen.

Der ſolenne Gottesdienſt begann mit einer großen

Meſſe, welche der Erzbiſchof in eigener Perſon verwaltete Dieſen nach dem Ritual der katholiſchen Kirche gehaltenen hochfeierlichen Akt näher zu beſchreiben, fühlen wir uns außer Stande, da die Sage vorausſetzt, daß ſich denſelben jeder damit bekannte Leſer beſſer ſelbſt denken könne, als er würde beſchrieben werden mögen.

Nach Beendigung der Predigt wurde der Sarg des Kaiſers im hohen Chor beigeſetzt, darüber ein erhaben gearbeiteter weißer Marmor gelegt und ein koſtbares Geſchränke (Einfaſſung) von gediegenem Silber aufgerichtet. Dieſe ſilberne Einfaſſung iſt gegenwärtig nicht mehr vorhanden und ſoll, wie man ſagt, im dreißigjährigen Kriege durch die feindlichen Soldaten zerſtört und geraubt worden ſein. Die auch jetzt nicht mehr ſichtbare Grabſchrift hat alſo gelautet:

Tres luctus cansae sunt hoc sub Marmore clausae
rex decus ecclesiae summus honor patriae,

zu deutſch:

Ein dreifach Trauern birgt der Stein:
Den König ſenkte man hier ein;
Des Landes Ruhm, der Kirche Zier —
Sie ruhen mit dem Kaiſer hier.

Gleich hinter dem hohen Chor wurde das Grabmal der Kaiſerin Editha errichtet. Nachdem die verweslichen Ueberreſte beigeſetzt waren, wurde ihr in Stein gehauenes Bildniß im kaiſerlichen Ornat aufgeſtellt, mit ſchönen Figuren und Schildereien umgeben, und mit einem eiſernen Gitterwerk verſehen. Die

lateiniſche Umſchrift lautete: **Divae Reginae Romanorum Editae, Angliae regis Edmundi Filiae hic ossa conduntur, cuijus religiosi amoris impulsa hoc templum ab Ottone magno divo Caesare conjuge fundatum est. Obiitt anno Chr. DCCCCXLVII.** das heißt: „Hier ruhen die Gebeine der Königin Editha, ſie war eine Tochter des Engliſchen Königs Edmund, ihr Gemahl, Kaiſer Otto der Große, erbaute der frommen Gattin zu Ehren dieſen Tempel. Sie ſtarb im Jahr Chriſti 947."

Als der feierliche Akt der Beiſetzung, welcher gegen zwei Stunden lang dauerte, beendigt war, wurden mit Begleitung einer imponirenden Trauermuſik geiſtliche Lieder und Pſalmen geſungen, worauf der Erzbiſchof vor dem hohen Altar dem verſammelten Volke diejenigen Wohlthaten und Segnungen bekannt machte, welche das hohe kaiſerliche Paar ihren im Leben ſo theuren Magdeburgern erwieſen, und wofür ſich daſſelbe ein gewiß unvertilgbares Denkmal des Verdienſtes in Aller Herzen erworben hatte. Wir wollen nur die weniger bekannten alten Privilegien erwähnen, welche der große Otto der Stadt verlieh; ſind ſie auch gegenwärtig von keiner Geltung mehr, ſo iſt doch ihre Kenntnißname manchem Leſer gewiß von Intereſſe.

1. Durch die Urkunde v. 7. Juni 940 beſtimmte Otto das Verhältniß der Stadt gegen das Reich und gab ihr das Marktrecht, ſowie die Befugniß, ſich Statuten zu machen.

2. Im Jahre 972 gab er ihr die Zollfreiheit

des Handels im ganzen römischen Reich, außer in Mainz, Köln, Piel und Bardowik.

3. Das Münzrecht.

4. Die Stapel und Niederlagegerechtigkeit.

Diesen Privilegien wurden durch die folgenden Kaiser noch viele und viel wichtigere angereihet, von Otto I. stammen außer den obigen keine her.

Der besonderen Verdienste um die eigentliche Erhebung Magdeburgs zu einer großen Stadt, um deren innere und äußere Sicherheit, sowie um Beförderung des Handels und allgemeinen Wohlstandes wurde aber rühmlich gedacht und mit dem Segen, welchen der Erzbischof sprach, ward die erhabene Feier geschlossen.

Ach! hin ist hin, die Zeiten sind vorüber;
Kein Privilegium hat einen Werth —
Wo man mit Rauch und Dampf auf Eisen über
Die Bahnen neuer Welten fährt,
Da lösen sich verlieh'ner Rechte Siegel —
Mitleidig sieht man in den hohlen Spiegel
Der alten Zeit die alte Welt,
Die der Vernunft nicht mehr gefällt.

Der Hochaltar aus einer 14 Fuß langen, 6 Fuß breiten und $1\frac{1}{2}$ Fuß dicken schön polirten, röthlichen, jaspisartigen Platte auf einem Fußgesims von Marmor bestehend, stellt sich höchst einfach dar, denn der große Otto hatte ausdrücklich verordnet, daß auf diesem Altar nur das Bildniß des Gekreuzigten und die Bibel als die einzigen Symbole eines Christen

ruhen sollten. Außer vielen seltenen Bildern und Schnitzwerken findet man hier mancherlei Reliquien, als: ein Stück von Judas Laterne, ein Stück von der Leiter auf welcher Petrus warnender Hahn gesessen, Pilatus Waschbecken, eine Rippe von dem Wallfische, welcher Jonas verschlang, einen Schuh des heiligen Norberts, ein Stück vom Pantoffel der heiligen Maria, vier Palmenzweige von denen, welche bei Christi Einzug in Jerusalem ausgestreuet worden, ein Stück von dem Wasserkruge auf der Hochzeit von Kana, sowie endlich Tilly's Helm und Kommandostab. Die ersteren, alterthümlichen, meist aus biblischen Stellen entlehnten Reliquien, sind größtentheils vom großen Otto, bei seinen Zügen nach Italien, als Geschenke der Päpste mitgebracht worden. Unter mehreren noch anderen solchen Reliquien verdient noch besonderer Erwähnung der in einem sargähnlichen Verschlage aufbewahrte unverwes'te Leichnam eines zarten Kindes weiblichen Geschlechts. Dieses Kind liegt als Mumie vertrocknet mit gefalteten Händchen in dem roth ausgeschlagenen mit wohlriechenden Kräutern gefüllten Sarge und ist mit einem weißseidenen Todtenhemdchen bekleidet. Will man wissen, was die Sage von dieser Reliquie berichtet, so lese man die im ersten Theil pag. 307 enthaltene Legende, „die Kindesmumie im Magdeburger Dom.

Wenn wir alle einzelnen Gegenstände beschreiben wollten, die sich seit der Erbauung des Doms in

demſelben befunden haben und zum großen Theil noch befinden, ſo würden wir ein Werk ſchreiben müſſen welches ſtärker als unſer Sagenſchatz würde, es fehlt auch an ſolchen Beſchreibungen nicht, darum verweilen wir nur bei gewiſſen beſonders merkwürdigen aber mit dem Dombau durch unſern Schäfer in Verbindung ſtehenden Denkmälern, von welchen freilich nicht überall die Gründer und Schöpfer angegeben werden können und die zu gar verſchiedenen Zeiten entſtanden ſind. Gleich von ſeiner Erbauung an hat der ehrwürdige Tempel 92 Fenſter gehabt, wogegen die 48 verſchiedene Altäre, mit welchen er ausgeſtattet war, von denen aber in der neuern Zeit einige zerſtört ſind, ſpäter, ſowie nach und nach errichtet wurden. Man nannte dieſe kleinen Altäre „Votivaltäre", weil ſie von ſolchen Perſonen geſtiftet wurden, welche aus beſonderer Frömmigkeit, oder mit Rückſicht auf ein Familien-Ereigniß der Kirche ein Denkmal gelobt d. h. verſprochen hatten. Man findet daher in derſelben auch mehrere Familien-Denkmäler, die zu wenig allgemeines Intereſſe haben, als daß wir uns lange bei ihnen aufhalten ſollten. Wir finden nämlich:

1. Das Plotho'ſche Denkmal von 1589.
2. = Lothma'rſche = = 1714.
3. = Milſitz'ſche = = 1636.
4. = Mandelsloh'ſche = = 1600.
5. = Loßow'ſche = = 1605.
6. = Arnſtedt'ſche = = 1676.

7. Das Aßeburg'sche Denkmal von 1611.
8. = Ohr'sche = = 1685.
9. = Hopkorf'sche = = 1599.
10. = Melzing'sche = = 1616,

und andere, welche der Beschauung nur insofern besonders werth sind, als sich darinnen oft höchst schöne und seltene Gemälde und Statuen befinden. Das Aßeburg'sche Denkmal enthält ein großes und prachtvolles Gemälde auf Holz mit drei Statuen, Glaube, Liebe und Hoffnung bildlich darstellend. Das Gemälde selbst stellt uns die Himmelfahrt Christi, das jüngste Gericht und die Auferstehung der Todten vor Augen.

Bei dem Arnstedt'schen Denkmale zeigen sich in einer Mauervertiefung zwei Merkwürdigkeiten, nämlich der schon oben erwähnte Tezel'sche Ablaßkasten und das sogenannte brausende Meer, welches freilich nur eine einfache Nische ist, die aber die Eigenschaft besitzt, daß, wenn man den Kopf tief hinein hält, das Ohr ein Brausen, dem Rauschen eines Stromes ähnlich, vernimmt. Die Sage erzählt von diesem brausenden Meere Folgendes:

In der alten, gerühmten, romantischen Zeit,
Wo noch herrschten die Keuschheit und Treue,
Zog einst über's Meer in den heiligen Streit
Junker Veit, — in der Tugend ein Laie —
In dem Dome da ward er vorher noch getrau't
Mit der reizenden Bertha, der lieblichen Braut.

Bleibſt Du mir auch immer, wie heute, ſo gut?
Frug zärtlich die liebende Schöne. —
Du weißt ja, hold Liebchen! ſprach Veit mit Gluth:
Wie ich Feigheit und Treubruch verhöhne,
Drum hab' ich dem Vater den Zug noch gelobt
In's heilige Land, ſchon mit Dir verlobt!

So gieb mir ein Zeichen — ſprach Bertha mit Schmerz —
Wenn Du mich vergiß'ſt in der Ferne!
Das will ich, — ſchwur Veit — Du mein einziges Herz!
Das will ich mit Freuden ja gerne!
Er zog die Geliebt' in die Niſche hinein,
Hier ſetzten ſich Beide auf einen Stein. —

Wird man auf der Stelle hier — ſprach er auf's neu' —
Einſt hören ein heimliches Brauſen,
So ſind alle Männer und ich nicht treu,
Sind ſie fern von der Heimath und draußen!
Kaum war er von dannen, ſo hörte man ſchon
Das heimliche Brauſen, wie Meereston. —

Bei dem Loßow'ſchen Denkmale dürfen wir das wunderthätige Marienbild nicht übergehen, welches vor Alters von ſehr hoher Bedeutung geweſen iſt. Es beſteht in einer Statue von Sandſtein, mit dem Jeſuskinde auf dem Arme, und ſcheint die Beſtimmung gehabt zu haben, daß es bei Prozeſſionen und anderen

öffentlichen Feierlichkeiten mit einer Krone und brennenden Kerzen geschmückt umhergetragen worden sei. Seinen Namen will die Sage aus folgendem Ereigniß herleiten: Das Bild, nicht das der heiligen Gottesmutter Marie, sondern der heiligen Veronica, welche aus frommen Glauben an die Gottheit Christi den Saum dessen Kleides geküßt, befand sich lange im Dom, als eines Tages der Sohn eines Magdeburgers, ein Knabe, Udo genannt, sich vor dem Bilde niederwarf und ihm weinend und flehend klagte: er befinde sich im Kloster und solle, dem Willen seiner Eltern nach, studiren, besitze aber keine Fähigkeiten dazu, und werde deßhalb häufig von seinen Mitschülern verspottet, sowie von seinen Eltern gezüchtiget, er rufe daher die Heilige in kindlicher Demuth an, daß sie ihm vom himmlischen Vater ein gutes Talent und die Gabe, etwas Tüchtiges zu lernen, erbitte. Als er noch immer kniete und seine Thränen laufen ließ, begann das Bild zu sprechen, tröstete ihn, versprach ihm Gewährung seiner Bitte und prophezeihete ihm zugleich, daß er dereinst Erzbischof werden würde. Udo sprang freudig empor und wollte davon eilen, da rief ihn die Stimme der Heiligen wieder zurück und sagte: „Es wird Alles so geschehen, wie ich gesagt habe, mein Sohn! aber bedenke auch, daß Talent und Gelehrsamkeit nicht die höchsten Güter eines Bischofs sind! Enthaltsamkeit, Wohlthätigkeit, Herzensgüte und Herzensreinheit sind unerläßliche Bedingungen

einer Würde, nach welcher Deine Seele verlanget. Besonders befleißige Dich der Keuschheit, denn es drohen Dir Gefahren, welche Dich, wenn Du ihnen nicht ausweichest, in's Unglück, ja in's ewige Verderben stürzen!"

Der Knabe Udo ward fortan der beste und tüchtigste Schüler, stieg wegen seiner eminenten Gelehrsamkeit von Stufe zu Stufe und ward, in seinem besten Mannesalter schon, Erzbischof von Magdeburg. Aber wie er als solcher geendet, erzählt uns anderwärts die Sage von seiner Hinrichtung in Folge eines Gottesgerichts durch das Schwerdt des heiligen Mauritius. —

In demselben Verschlage, wo sich dieses wunderthätige Bild befindet, sieht man ein aufgenageltes schwarzes Leder, das ganz schwache Spuren eines Menschengesichts enthält. Dieses Leder ist, der Sage nach, ein Abdruck von dem Schweißtuche Christi, welches dieselbe Veronika besaß und womit sie allerhand Wunder verrichtete, z. B. einmal den schwer erkrankten Kaiser Tiberius heilte; es wird noch heutiges Tages in der Peterskirche zu Rom verwahrt. —

Vom Schiff der Kirche aus ergötzt uns der Anblick der schönen Kanzel; sie ist eine Arbeit desselben Künstlers, welcher den Dom mit mehreren Werken seiner Kunst ausgestattet hat, des schon genannten Sebastian Ertle. Von schönem Alabaster wird die erhabene Rednerbühne von einer Statue des Apostel

Paulus, in der rechten ein Schwerdt, in der linken Hand ein Buch haltend, geſtützt; außerdem iſt ſie mit verſchiedenen andern Bildern aus der bibliſchen Geſchichte verſehen. Im Jahre **1547** durch das Geſchenk eines Domherrn, Johann von Botmar, von **500** Goldgulden, vollendet, trägt ſie an der Brüſtung vier ſchöne Statuen, nämlich:

1) des Johannes des Täufers, ein Buch mit dem Lamme tragend;
2) des Weltheilandes, mit der Weltkugel in der Hand;
3) des heiligen Mauritius, in der Rechten die Fahne, in der Linken ein Schild mit dem erzbiſchöflichen Wappen tragend;
4) der heiligen Catharina, mit Schwerdt, Buch und zerbrochenem Rad.

Die Seitenwand der Kanzeltreppe iſt in drei Felder getheilt, von welchen das obere das Paradies mit dem Erſchaffungsmoment des Menſchen, das mittlere den Sündenfall und das untere die Sündfluth mit der Arche Noäh enthält. Die Decke der Kanzel trägt die Namen der damaligen Domherren und zeigt oben Gott den Vater, welcher den gekreuzigten Sohn auf dem Schooße hat. —

Zunächſt hinter der ſchönen alabaſternen Statue des heil. Mauritius, dem man überhaupt als Schutzpatron öfters begegnet und deſſen Geſchichte wir am Schluſſe dieſer Sage darum nochmals erzählen, erhebt ſich

eine 10 Fuß hohe Säule auf einem 3½ Fuß hohen Poſtament, worauf ein koloſſales „Preußiſches Landwehrkreuz“ mit der begeiſternden Inſchrift: „Mit Gott für König und Vaterland 1813“ prangt, daneben lehnen zwei Piken. Um die ganze Trophäe ſchlingt ſich die Feldbinde des Preußiſchen Generals, Graf von Tauentzien, an der Kehrſeite des Kreuzes ſtehet: „Wittenberg, am 24. Mai 1814.“ Dieſes Denkmal einer neuen, großen Zeit verdient eine kurze Schilderung. Unſer liebes Magdeburg befand ſich ſeit dem verhängnißvollen Jahre 1806 in den Händen eines übermüthigen Eroberers. Als Napoleons Stern in Rußlands Eisfeldern erbleicht und das ſchlummernde Europa erwacht war, wurde die Stadt am 2. Februar 1813 in Belagerungszuſtand erklärt und am 8. November von den Verbündeten eng eingeſchloſſen. Am 21. Mai ergab ſich die franzöſiſche Beſatzung und General Tauentzien zog im Triumph mit preußiſchen Truppen ein. Zu den Feierlichkeiten, welche da ſtattfanden, gehört vorzüglich der Gottesdienſt im Dom, bei welchem die Feldbinde mit den beiden Piken aufgehangen ward. Die eine Pike gehörte dem pommerſchen Landwehr-Uhlanen Joachim Beutel, die andere dem donſchen Koſacken Iwan Poſedelow.

Erſt in den Jahren 1618 bis 1623 erhielten die Domherren beſondere Sitze, welche ſich zu beiden Seiten des hohen Chors befinden; bemerkenswerth ſind die darüber erſichtlichen ſechszehn Gemälde, welche eben

so viele Scenen aus der Leidensgeschichte vorstellen und den schon erwähnten, damals berühmten Maler Fischer zum Urheber haben.

Somit hätten wir unsere Leser mit den vorzüglichsten Merkwürdigkeiten des Doms bekannt gemacht; wenn wir dabei nur hie und da die Zeit ihrer Entstehung, sowie die Namen ihrer Stifter angeben konnten, so liegt der Grund davon in der Unvollständigkeit und Mangelhaftigkeit der darüber noch vorhandenen Urkunden, sowie in der alten grauen Zeitperiode selbst, wo man nicht, wie heut zu Tage, öffentliche Blätter oder Zeitungen hatte, in welchen der Mit- und Nachwelt jedes, auch das geringste, geschichtliche, Ereigniß mitgetheilt und aufbewahrt werden kann. Was man an denkwürdigen Nachrichten aufzeichnete, ging für Magdeburg größtentheils in dem verhängnißvollen Sturmesjahre 1631 verloren. Auch haben wir bei Weitem nicht alle merkwürdigen Gegenstände und Sehenswürdigkeiten betrachtet, da hierzu, wie schon oben bemerkt worden, der Raum dieser Blätter nicht ausreichen würde. Ehe wir jedoch den Schauplatz dieser Betrachtungen ganz verlassen, besehen wir uns nochmals beim Scheiden die Thürme, nicht um sie wiederholt zu ersteigen und uns mit ihrem Innern bekannt zu machen, sondern um mit einem Blick voll Ehrfurcht und Bewunderung von ihnen Abschied zu nehmen und ihr erhabenes Bild der Seele möglichst tief einzudrücken. Gerade, da wir scheiden, ruft uns

eine Glocke drei Viertelſtunden zu und wir verweilen nun noch ein Viertelſtündchen, um das Schlagen der Glocke zu hören, welche die vollen Stunden ausruft. Müſſig können wir dieſe Zeit nicht hinbringen, ſondern laſſen uns von dem kundigen Führer erzählen, daß die größere Glocke, deren Gewicht wir bereits angegeben haben, im Jahre **1701** vom königl. Stückgießer Jakobi zu Berlin gegoſſen iſt; ſie trägt das brandenburgiſche Wappen, ſowie die Wappen der damaligen Domherren, und im oberen Rande die Umſchrift:

Haec ego Campana nunquam designo profana,
Laudo deum verum, plebem voco, congrego clerum.

welche zu deutſch heißt:

Nie laß ich mich entweih'n zu eiteln Dingen,
Den Prieſter und das Volk hieher zu bringen,
Wo Gott man dient mit Ernſt — iſt mein Beruf.

Die zweite Glocke, **Apostolica** genannt, nur **115** Centner ſchwer, iſt **1690** von Jacob Wenzel verfertiget und ebenfalls mit des Landesherrn und der Domkapitularen Namen und Wappen verſehen; die dritte, den Namen «**Dominica**» führend, iſt **1575** von Erhardt Kucher aus Erfurt gegoſſen und hat ein Gewicht von **100** Centnern.

Außerdem hängt in der nördlichen Oeffnung des oberſten Stockwerks oder der achteckigen Laterne eine kleinere Glocke, an welche die Thurmuhr die Viertel

ſchlägt; ſie iſt, wie ihre Inſchrift beſagt, 1396 gegoſſen, folglich die älteſte, und wiegt 80 Centner. Hoch am Mauerwerke der Thurmſeite ſtehen in Stein gehauen zwei Figuren, von welchen die eine den Teufel, die andere einen Mönch vorſtellen ſoll. Der Sage nach hatte ſich ein Mönch — wahrſcheinlich des ſüßen Traubengeiſtes voll — gerühmt, daß er mit bloßen Pantoffeln an den Füßen, die Krone des Thurms zu erſteigen vermöge und hatte mit frevelhafter Vermeſſenheit hinzugeſetzt: er wolle des Teufels ſein, wenn er das Ziel nicht erreiche. Nachdem er wirklich einige Ellen hoch emporgeklettert geweſen, hat er vor Schreck, weil er über ſich den Teufel geſehen, einen Pantoffel verloren und iſt dann ſelbſt ſo unglücklich herabgeſtürzt, daß er das Genick gebrochen und auf dieſe Art ſeinen Tod gefunden hat. Dies iſt geſchehen zur Zeit als unſer Schäfer noch gelebt hat, und bekanntlich hat in jener alten guten oder böſen Zeit der Teufel den Menſchen noch viel zu ſchaffen gemacht.

Wir dürfen, da wir gerade noch bei den Thürmen verweilen, ein Ereigniß nicht unerwähnt laſſen, welches mit einem unſerer Domthürme in Verbindung ſteht und einem bei der Sudenburg gelegenen Hügel den noch jetzt öfters gehörten Namen „der Kroatenberg" gegeben hat. Es iſt ſchon angeführt, daß nur noch der nördliche Thurm mit einer ſteinernen Krone von bedeutendem Umfange verſehen iſt; die Krone des ſüdlichen Thurms, deren Umfang bei weitem größer

war, wurde bei Magdeburgs Belagerung im dreißigjährigen Kriege herabgeschossen.

Es war am 7. Mai 1631, als der General Tilly, nachdem er schon an mehreren Tagen vorher an beiden Seiten der Elbe Karthaunen auffahren und die Stadt hatte beschießen lassen, auch an der Sudenburg und Neustadt Batterien errichtete; drei Batterien mit 10 halben Karthaunen standen vor der Sudenburg, eine über der Elbe mit 8 halben Karthaunen und eine vor dem damaligen Zolle mit 5 kleineren Geschützen. Den ganzen Vormittag war aus diesen Feuerschlünden auf die Stadt geschossen, aber derselben kein erheblicher Schade zugefügt worden; da erhielt Pappenheim, welcher dort das Kommando hatte, die Meldung, daß die Batterie vor der Sudenburg das Feuern habe einstellen müssen, weil auf dem südlichen Thurme des Doms in der Stadt das Geschütz mit einer so bewundernswürdigen Geschicklichkeit bedient werde, daß jeder Schuß mehrere Kanonen ihres, des kaiserlichen, Geschützes niedergestreckt habe und die Batterie deßhalb fast ohne Leute sei. Pappenheim kam, von seiner gewohnten Hitze fortgerissen, selbst angesprengt, beorderte sogleich andere Artilleristen, überzeugte sich aber von der Unmöglichkeit, hier etwas auszurichten, da die Kanoniere — durch das feindliche Geschütz vom Domthurme — vor seinen Augen, noch ehe sie zum Schuß kamen, getödtet wurden. Es entstand dadurch auf jener Stelle eine solche Furcht und

Unruhe, daß der General, um nicht ohne allen Nutzen noch mehr Leute zu opfern, das Schießen einstellen und den Stand der Batterie ändern ließ. In diesem Augenblicke wurde er zu Tilly gerufen und kam eben an, als man dem Grafen einen Kroaten vorführte, über welchen, weil er desertirt und wieder eingefangen war, Standrecht gehalten und der dann ohne Weiteres erschossen werden sollte. Der Kroat, welcher, während Tilly mit Pappenheim sprach, nicht fern davon mit gebundenen Händen zwischen seinen Wachen stand und den Gegenstand des Gesprächs gehört hatte, trat plötzlich vor und bat die beiden Befehlshaber, ihm das Leben zu schenken, denn er wolle mit drei Schuß die ganze Krone sammt der feindlichen Artillerie vom Thurme herabschießen.

Die beiden Generale würden zu jeder andern Zeit die Bitte des Verbrechers nicht beachtet haben, aber Pappenheim hatte die Sache so wichtig dargestellt, daß Tilly den Kroaten eiligst an die bedrohte Stelle vor der Sudenburg zu bringen und ihn das Geschütz bedienen zu lassen befahl. Diesen Beutel — rief er ihm zu — mit Gold und das Leben sollst Du haben, wenn Du den Thurm demolirst, daß die feindliche Batterie nicht mehr feuern kann!

Die Ereignisse des Tages drängten und folgten sich aber so schnell auf einander, daß, ehe an jene Batterie gedacht werden konnte, die beiden Feldherren ganz anders zu thun hatten und sich eiligst wieder

trennten. Die Wache, welche den Kroaten in der Mitte hatte, erhielt Befehl, den Delinquenten nach einem bezeichneten Hügel zu bringen, wo die Todesstrafe an ihm vollstreckt werden sollte. Dieser Hügel war nicht fern von der gefährlichen Stelle, auf welcher die von den Magdeburgern schon mehrmals demolirte Batterie stand. Schon kniete der Unglückliche auf einem kleinen Erdhaufen, schon wirbelte der Tambour den spottweise so genannten Todtenmarsch und die Musketiere hatten schon die Gewehre in der Anlage und warteten des kleinen Wörtchens „Feuer" vom kommandirenden Kornet, als zufällig Pappenheim dahergesprengt kam und beim Anblick des unglücklichen Kroaten an dessen kurz vorher gethane Aeußerung dachte. „Halt!" schrie er dem Exekutionskommando mit seiner gewaltigen Donnerstimme zu. „Kroat zu mir!" Man führte den sich seiner kaum noch bewußten jungen Kroaten vor den General, welcher ihn frug: ob er wirklich die Krone des Domthurms in der Stadt herabzuschießen sich getraue? Der Kroat erklärte nochmals, daß er dies vermöge und ward nun wirklich an die Batterie vor der Sudenburg gebracht, um zu versuchen, ob er mit seiner Kunst das Leben gewinnen werde. Der Kroat ließ die Karthaunen wieder in die erste Stellung bringen, kroch, als sie geladen waren, auf dem Bauche heran und feuerte auf den ersten Schuß schon so glücklich, daß die Krone auf dem Thurme gesprengt und das in derselben stehende Ge-

ſchütz verrückt ward; die zwei folgenden Schüſſe zerſtörten die Krone gänzlich. Der Kroat hatte ſein Leben gewonnen und ſoll, wie die Sage berichtet, auf der Stelle, wo er kurz zuvor erſchoſſen werden ſollte, für das ihm von Tilly verehrte Gnadengeſchenk mit ſeinen Kameraden, die das Exekutionskommando gebildet hatten, recht weidlich gezecht haben. An dieſes Ereigniß knüpft ſich der noch heute bekannte Name des Kroatenberges. Der ſüdliche Thurm iſt aber noch heutiges Tages ohne Krone und ruft uns durch dieſen Mangel an Kopfbedeckung, ſowie die an mehreren Stellen ſeines koloſſalen Körpers immer noch ſichtbaren Spuren des Anſchlagens feindlicher Kugeln die Erinnerung an jene alte Leidenszeit zurück.

Doch auch in der neuern Zeit hat der ehrwürdige Dom mit ſeinen Magdeburgern viele Drangſale getheilt und iſt — zur ewigen Schande eines Volkes, welches ſich Freund und Verbündeter nannte — nicht durch feindliche, im offenen ehrlichen Kriege geſchehene Angriffe, ſondern durch Unternehmungen und Handlungen gemißbraucht worden, welche ohne alle Noth nur eine abſichtliche rohe Zerſtörungsſucht und unedle Rache bekundeten. Wenn auch noch viele Bewohner Magdeburgs, als lebende Zeugen, ſich der Ereigniſſe erinnern, die in den verhängnißvollen Jahren **1812** und **1813** die gute Stadt und mit ihr die ſtolze Kathedrale erſchüttert haben, ſo wird es doch nicht für überflüſſig erachtet werden, dieſer neugeſchichtlichen Mo-

schanze gelegene Kloster Bergen niedergerissen. Für Magdeburgs Geschichte und deren Forscher bleibt es stets ein trüber Blick auf diese Zeit kannibalischer Zerstörungswuth. Wo schon 965 ein Kloster und später eine blühende Schule stand, die unter die ersten Anstalten Deutschlands gezählt werden konnnte, steht jetzt ein leerer, wüster Platz — und wenn er auch noch so stattlich bebauet und bepflanzt werden sollte, der erloschene Glanz kann ihm nie wieder verliehen werden.

Der Drangsale von 1814 wollen wir nicht gedenken, sie ruhen alle noch in frischer Erinnerung. Am 29. Mai gedachten Jahres, am ersten Pfingstfeiertage, wurde unser Dom dadurch wieder geweihet, daß man in demselben das Dankfest für die Besitznahme der Stadt durch die Preußen feierte. Dem damaligen Civil-Gouverneur Herrn Minister von Klewitz gebührt das große Verdienst um Wiederherstellung des entweiheten Doms zum schönen, würdevollen Gotteстempel.

Kein Salomo, kein König dieser Erde,
Kein Fürst, kein Prinz, kein Absalom
Sprach schöpferisch das große Wort: Es werde
Aus Asch' und Staub ein neuer Dom!
Als einst des großen Otto's heil'ge Hallen
Durch Feuers Wuth in Stein und Schutt verfallen.

Kein Hiram bot aus Tyrus reiche Gaben
Und sandte Holz vom Libanon,
Die Steine ließ kein Adoniram graben
Und schiffte nicht für schweren Lohn

Weit über's Meer die Cedern und die Tannen
Durch tauſend ſeiner kunſtgeübten Mannen.

Wie einſt der Herr zu David ſprach im Traume:
„Der dir geboren, ſoll ein Haus mir bau'n!“
Und wie nach alter Zeiten langen Raume
Im Feld die Hirten einen Stern erſchau'n,
Der ſie zur Krippe führt im niedern Stalle —
Sie kehren nie zurück die Wunder alle. —

Wohl ſank Carthago, Troja fiel in Trümmer,
Auch Romas hochberühmte Säulenpracht,
Der Städte Stadt, des Weltalls gold'ner Schimmer,
Erloſch durch blut'gen Kampf in dunkle Nacht
Der Götzendienſt des Heidenthums ging unter; —
Und Chriſtus kam — des Menſchen Sohn, ein Wunder!

Ein ſchönes Haus, genannt nach ſeinem Namen,
Verkündend ſeiner Thaten Ruhm,
Hat er gebau't; — mit auserleſ'nen Saamen
Gepflanzt das ſtarke Chriſtenthum; —
Und nimmer wird das Haus mit ſeinen Hallen,
Ob alles Rütteln, je in Staub zerfallen!

Der unſern Dom gebau't, der gläub'gen Wonne,
Die höchſte Zier der alten Stadt,
Ein frommer Hirt, erleuchtet durch die Sonne
Des Gnadenſtuhls der Gottheit, hat
Den Glauben nicht, den Namen nicht behalten —
Sein Bild am Dom hält man für Truggeſtalten.

Doch Troſt! will nicht der Zweifel auch im Glauben
An das erhab'ne Gotteswort
Der ew'gen Wahrheit ſeine Geltung rauben?
Soll nicht des Tempels Eckſtein fort?
Ruft nicht die wilde Freiheit der Gedanken:
Ihr Völker nieder mit des Glaubens Schranken!

Verſucht man nicht das Heiligſte zu bannen
Im dunkeln Wahnſinn der Vernunft?
Ach! die Gebilde großer Zeit zerrannen
In Nebel längſt! — Seht wie die Zunft
Nach Glaubenslicht im wirren Chaos ſchmachtet!
Das haben wir ſeit Jahren ſchon betrachtet. —

Feſt hängt die Sage an des Schäfers Bilde:
Er bau'te mit dem Schatz den Dom!
Die Bruſt gedeckt mit ſolchem ſtarken Schilde
Kann uns nicht Ort nicht Zeit, nicht Rom —
Nicht Spott und Hohn der kühnen Sage Glauben,
Den Demant unſrer Freude jemals rauben. —

Uns läßt ein Fürſt der Vorzeit Räthſel ſchauen,
Der fromme König wehrt uns nicht
Auf dem Gebiet der Sagen anzubauen,
Zerſtöret nicht der Löſung Licht —
Und harmlos freut uns innig der Gedanke:
Daß einem Schäfer unſer Dombau danke. —

VIII.

Der heilige Mauritius.

Zur Zeit der Regierung des römischen Kaisers Maximinian befand sich beim römischen Kriegsheere eine Schaar Soldaten, welche größtentheils Thebaner und insgesammt Christen waren. Diese aus 6666 Mann bestehende Schaar wurde die thebanische Legion genannt. Sie zeichnete sich unter dem großen Heere durch eine strenge Ordnung, eine stille und ruhige Haltung, eben so strenge Sittlichkeit und bewundernswürdige Tapferkeit aus. Wenn kein Theil der gewaltigen Armee den Feind bezwingen konnte, kein Führer einen Angriff mehr wagen wollte und selbst der Kaiser den allgemeinen Rückzug befahl, da war es die thebanische Legion, welche sich freiwillig unter die Feinde stürzte und durch rastlose Ausdauer und mehr als heldenmüthige Tapferkeit dem Heere den Weg zum Siege bahnte. An der Spitze dieser tapfern Kriegerschaar stand als Oberster ein Thebaner, Namens Mauritius, ein Mohr, jugendlich stark und schön und ein Muster von Tapferkeit und Kriegslust, dabei jedoch

menschlich und schonend gegen die besiegten Feinde, wie es dem ächten Christen zukommt. Im Jahr 286 nach Christi Geburt stand er, noch ein Heide, mit der ihm untergebenen Legion im gelobten Lande, wo er Winterquartier hielt. In Jerusalem lernte er den Bischof Zambdal kennen, ließ sich und seine Soldaten in der Lehre der christlichen Religion, deren Vorzüge und Segnungen ihm längst schon eingeleuchtet hatten, unterrichten und mit allen seinen Kriegern taufen. Als er später dem Hauptheere des Kaisers folgen mußte und mit demselben verschiedenen Feldzügen beiwohnte, war es, wo er sich mit seiner Legion stets auszeichnete, weßhalb die Römer dieselbe die «legio fulminatrix» d. h. die Blitz-Legion, nannten, weil sie mit ihrem furchtlosen Führer Mauritius an der Spitze schnell und furchtbar, wie der Blitz, in die Feinde fuhr und ihre dichtesten Haufen zerschmetterte. Eines Tages, als das große Heer die Alpen überschritten und sich bei dem Flusse Rhodanus im Walliser Lande gelagert hatte, befahl der Kaiser Maximinian, den heidnischen Göttern zu opfern. Mauritius, welcher als Christ an diesen Opfern keinen Theil nehmen konnte, marschirte mit seiner Legion 8 Meilen weit von dem großen römischen Heere fort, theils um auf diese Art dem kaiserlichen Befehle auszuweichen, theils seine Soldaten abzuhalten, sich wieder zum Heidenthume zu wenden. Maximinian rief ihn aber vor sich, und erfuhr nun erst, daß er und seine ganze Legion Christen

waren. Der Kaiſer beharrte indeß auf ſeinem Befehle, daß die thebaniſche Legion ſeinen Göttern mit opfern ſolle und ließ, als ſie ſich deſſen weigerte, den 10ten Mann derſelben tödten. Als die Legion dennoch in ihrer Weigerung fortfuhr, ließ er ſie ſammt ihrem Oberſten, dem tapfern Mauritius niederhauen. Später ließ der König Sigismund von Burgund an der Stelle, wo dieſes Ereigniß ſich zugetragen haben ſoll, nämlich bei Agaunum in Unterwallis, dem Mauritius zu Ehren ein Kloſter bauen und nannte es, weil Mauritius inzwiſchen vom Papſt unter die Heiligen verſetzt worden war, St. Moritz.

Bei einem Kriegszuge des Kaiſers Otto I. oder des Großen nach Italien hatten deſſen Soldaten dieſes Kloſter ausgeplündert und zerſtört, was den frommen Kaiſer ſo beunruhigte, daß er dieſes Unglück wieder gut zu machen gelobte. Dies that er dadurch, daß er nach ſeiner Rückkehr, als er ein Erzſtift gründete, die aufgebaute Kathedrale oder Domkirche dem heiligen Mauritius weihete. Von dem Papſt Johann erhielt er in der Folge diejenigen Reliquien dieſes Schutzheiligen, deren in dieſer Sage bereits Erwähnung geſchehen und von welchen theilweiſe noch Mancherlei vorhanden iſt.

Wir glauben hier Etwas einſchalten zu dürfen, was manchem unſerer Leſer nicht bekannt ſein mag. In der Moritz-Kirche zu Halle ſteht am dritten Pfeiler vom Altar gegen Mittag ebenfalls eine ſteinerne

Statue des heil. Mauritius, welchen die Hallenser „Schellen-Moritz" nennen. Man könnte leicht glauben, es sei dies ein sogenannter Spitzname, da viele Bewohner von Halle wohl selbst die Ursache dieser sonderbaren Benennung nicht kennen. Diese in der Moritzkirche zu Halle stehende Statue ist nämlich im Jahr 1411 von Conrad von Eimbeck verfertiget und, weil damals hohe und vornehme Personen an ihren Gewändern silberne, oder andere werthvolle Glöckchen, oder auch wohl goldene Schellen trugen, so hatte der genannte Bildhauer den heiligen Moritz der Mode nach mit solchen Glöckchen oder Schellen dargestellt. Diese Glöckchen oder Schellen haben zu der obigen Benennung Anlaß gegeben. Die Fahne des heiligen Mauritius wurde zur Zeit der alten Erzbischöfe Magdeburgs für die vorzüglichste Reliquie gehalten, man glaubte, sie sei ein Talisman oder Zauberbild gegen den Feind, und pflegte sie bei den Kriegsereignissen, die in der alten Zeit nicht selten waren, dem Heere vorzutragen.

Dieser Mauritius befindet sich jetzt noch auf dem Altare, wonach auch die Zeichnung unsers Bildes entnommen ist.

Jettchens Ruhe

am Buschkanal bei Schönebeck.

Digitized by Google

Jettchens Ruhe bei Schönebeck.

Welch ein Stöhnen? Henriette wallet
Ihren lang gewohnten Gang. —
Hört Ihr!? aus der Bäume Wipfeln schallet
Ueberirdischer Gesang. —

Bang' und schaurig nah't die Abendstunde,
Seufzend macht der Nachtgeist seine Runde,
Zieht den irren Wanderer hinab
In das nie und nimmer satte Grab.

I.

Die freundlichen Leser dieses Sagenkranzes wollen es mit uns für eine Erholung ansehen, wenn wir den Schauplatz unsers ehrwürdigen Doms sowie Magdeburg selbst einmal verlassen und uns in der lieben Nachbarschaft umsehen! Gewiß recht bald kehren wir dahin zurück und halten auch im Dom noch eine Umschau.

Wer sollte nicht, wenn er auch fremd nach dem lieben Schönebeck gekommen und nur einmal nach dem Schützenhause gegangen wäre, von einer Stelle am Buschkanal gehört oder das gegenwärtig nur noch mit

wenig Holz beſtandene Oertchen geſehen haben, welches den geheimnißvollen Namen „Jettchens Ruhe“ führt? Lage und Name ſind zu wenig romantiſch, als daß man gluaben könnte, es habe irgend ein ſchönes Burgfräulein die dortige Gegend fleißig beſucht und ſich ein ſtilles Plätzchen erſehen gehabt, um ihre zarten, vom ungewohnten Laufen ermüdetan Füße ruhen zu laſſen. Nein, der Name knüpft ſich, wenn auch die Zeit die Oertlichkeit verändert und jede Spur der alten ſchauerlichen Wildniß verwiſcht hat, an ein Ereigniß, welches ſich dort in trauriger Wirklichkeit begeben und wovon uns die geſchwätzige Sage das Andenken in der hier vorzutragenden Begebenheit erhalten hat.

In grauer, uralter Vorzeit, wo die Sachſen ſich vielleicht noch oft mit den anſtürmenden Heiden, den Hunnen und Wenden, um die Behauptung ihrer aufgeſchlagenen Wohnſitze herumſchlagen, wo ſie Burgen und feſte Schlöſſer bauen und die Angriffe auf Sittigung und Chriſtenthum mit allen Kräften abwehren mußten, ſah es auch in und um Schönebeck mit der Natur und Kunſt ganz anders, als heutzutage, aus. Der kleine Flecken hatte nur eine Bedeutung durch das feſte Schloß oder die hohe Burg erhalten, in welcher mannliche Ritter hauſ'ten; die wenigen Bewohner waren Dienſtleute der Burgherren, und mit ihren Freiheits- und beſchränkten Eigenthumsrechten noch gar ſehr abhängig von den geſtrengen Rittern; ja ihre Dienſt-

leiſtungen und Servituten beſtanden nicht ſelten in Pflichten, welche den Tugenden der Keuſchheit und allgemeinen Sittlichkeit widerſprachen, die aber deßhalb auch von den edelmüthigen Herren gar nicht beanſprucht, von den unedeln und herrſch- und genußſüchtigen aber mit aller Strenge gefordert wurden. Insbeſondere war es die Keuſchheit der Frauen und Jungfrauen, die ſich bei einem Wütherich von Burgherrn oder den Junkern deſſelben am meiſten gefährdet ſahe, und es iſt aus jener rohen Zeitperiode ſogar eine ſolche Gerechtsſame des Burgherrn in das Lehnsverhältniß übertragen und lange in den deutſchen Rechten und Gauen vererbt worden. —

Die Burg zu Schönebeck iſt bis zum 14. Jahrhundert im Beſitz des adeligen Geſchlechts von Aßeburg, der Grafen von Barby und Anderer geweſen und ſoll in uranfänglicher Zeit einem Ritter Wolf von Wolfseck gehört haben, in deſſen Beſitzperiode der geſchichtliche Gegenſtand unſerer Sage verlegt wird.

Ritter Veit von Wolfseck war ein eben ſo frommer Chriſt, ein eben ſo gütiger und menſchlicher Herr gegen ſeine Diener und Unterthanen, als ein tapferer Kämpe in Fehden und Schlachten. Er maßte ſich aber keine Grauſamkeiten gegen die Gefangenen an und ſeine Dienſtmannen und Untergebenen lebten mit ihren Familien ſo glücklich und zufrieden, daß ſie in dieſem ungeſtörten Frieden ihres häuslichen Glücks ganz ſicher wurden und nicht daran dachten, daß es

nach des so braven und gütigen Burgherrn Tode einmal anders werden könne. Als er gestorben war, übernahm sein ältester Sohn, Junker Wolf von Wolfseck, etwa 25 Jahre alt, das schöne und reiche Besitzthum des Vaters. Ach! da änderte sich mit einem Male der friedliche Zustand der Bewohner Schönebecks. Bald war es eine gewaltige Sauhatz, oder eine große Hirschjagd, wozu die rüstigen Männer und jungen Gesellen als Treiber entboten und wobei nicht selten einige selbst zu Tode gehetzt oder von einem verwundeten Eber zerrissen, oder vom geängstigten Zwölfender gespießt wurden; bald mußten sie Palliſaden und Gerüste zu einem Stechen oder Ringelrennen bauen, bald fand ein großes Bankett oder Saufgelag Statt, bei welchem zur Kurzweil junge Dirnen erscheinen und gewisse Tänze, in welchen sie zuvor unterrichtet worden waren, aufführen mußten; genug, die armen Schönebecker fühlten ihre sclavische Erbunterthänigkeit um so tiefer, als sie von dem alten verstorbenen Ritter niemals zu dergleichen Diensten gemißbraucht, vielmehr, wenn sie einige leichte Frohnen verrichtet hatten, stets auf der Burg mit Speis' und Trank reichlich bewirthet worden waren. Junker Wolf war auch sonst ein gar lockerer Vogel, hatte, wenn er nicht auf Abentheuer oder Zechgelage ritt, stets einige lustige Kumpane bei sich, wo dann nicht selten die jungen Dirnen zum Spiel ihrer Launen und Lüste gebraucht und, wenn sie nicht willig den an sie er-

gangenen Ladungen Folge leiſteten, von den Knappen und Troßbuben mit Gewalt herbeigeſchleppt wurden. Ein Fiſcher — Kunz war er benamſet — hatte ein Töchterlein, Jetta genannt, welches, der Liebling des Vaters, von früheſter Jugend an nicht von ſeiner Seite gekommen war. Wenn Kunz einen reichen Fang gethan hatte, und die ſchönſten Fiſche nach der Burg brachte, ſo war die kaum ſechsjährige Jetta ſtets ſeine Begleiterin und der alte Veit von Wolfseck, der ſelbſt keine Tochter hatte, war dem kleinen blauäugigen Dirnchen mit ſolcher Liebe zugethan, als ob es ſein eigenes Kind ſei. Immer hatte er der kleinen, niedlichen Jetta, wenn ſie kam, etwas aufgeſpart, das ſchönſte Obſt und Backwerk, ſeltene Blumen, auch wohl ein Röcklein oder ſchönes Mieder, und wenn es gar nichts Anderes gab, einen blanken Goldthaler, deren ſie, als ſie zwölf Jahre alt war, ſchon viele in der kleinen Truhe von Birkenmaſer aufgeſammelt hatte, welche ebenfalls ein Geſchenk des alten Herrn war. Jetta war vierzehn Jahr alt, als der alte Ritter ſtarb; ſie war von Jedermann im Schloſſe geliebt, und da ſie oft Tage lang bei dem ſeligen Burgherrn zugebracht und an deſſen Hand alle Räume durchlaufen hatte, überall ſo bekannt und mit allen Bewohnern des Schloſſes ſo vertraut, als ob ſie darin geboren und erzogen, oder wohl gar das Burgfräulein ſelbſt wäre. Der alte Ritter hatte ſie leſen gelehrt und die Laute ſpielen lernen, und kein Feſt konnte gefeiert, kein

frohes Zechgelag fröhlich beſchloſſen werden, wenn nicht Jetta an der Seite des alten Ritters ein Liedlein geſungen und den Geſang mit dem Lautenſpiel begleitet hatte.

Das war nach Veits Tode Alles anders. Jetta kam nicht mehr auf die Burg und Junker Wolf, von früheſter Kindheit an ein wilder Bube, der lieber mit den Knechten die Füllen weidete und auf den ungezogenen Dingern über Hecken und Gräben ſetzte, als dem alten Vater zuhörte, wenn er am warmen Ofen der kleinen Jetta ein Mährlein erzählte, oder dem blinden Harfner Miſtovi, wenn er die Kleine im Lauten- und Zitherſpiel unterrichtete, fragte nach des Vaters Tode nicht nach dem armen Fiſchermädchen. So verſtrich eine lange Zeit und Jetta war in ihrem 16. Jahre zur reizendſten Jungfrau emporgewachſen; da kehrte Junker Wolf aus einer langen blutigen Fehde heim, in welcher er dem Kaiſer gedient, durch Muth und Tapferkeit ſich hervorgethan und ſich die Sporen verdient hatte. Sein Einzug in die väterliche Stammburg ſollte durch große Feierlichkeiten verherrlichet werden, denn theils fürchteten ihn die Bewohner Schönebecks, theils ſchmeichelten ſie dem jungen und reichen Burgherrn, um von ſeinem Reichthume Vortheil zu ziehen und entweder in ſeine unmittelbaren Dienſte zu treten, oder wenigſtens für ſeinen Hof- und Hausſtaat zu arbeiten. Außer vrrſchiedenen anderen Ehrenbezeigungen wurde dem jungen Ritter auch die Freude

zu Theil, beim Eintritt in die Burg von den jungen Dirnen, welche ſtattlich geſchmückt eine lange Doppelreihe bildeten und Blumen ſtreueten, ewpfangen zu werden. Freundlich und herablaſſend begrüßte er die ſchönen Kinder ſeiner Unterthanen, verweilte hie und da einige Augenblicke und wußte Allen eine Schmeichelei zu ſagen; doch ſein ſcharfes Auge hatte mit Kennerblick eine Jungfrau erſpähet, die ſich weit von ihm hinter einem Pfeiler verborgen und für alle die holden Worte, welche er an die Dirnen richtete, kein Ohr hatte. Das Mädchen ſchien dem Ritter nicht fremd, ihre Züge kamen ihm wie alte liebe Bekannte vor, doch konnte er ſich nicht entſinnen, wann und wo er ſie geſehen haben mochte. Wie zufällig blieb er in ihrer Nähe mit ſeinen langen Sporen hängen und ſtolperte hart an ſie an. „O! zürne mir nicht, reizendes Mädchen!“ ſagte er, — ihre Hand ergreifend und ſanft drückend — gewiß iſt es kein Zufall, daß ich gerade auf dich treffen mußte, die du die Königin dieſer ſchönen Dirnen, ohne Zweifel die Zierde aller Frauen in meinem lieben Schönebeck biſt! Aber wie heißt du, ſchöne Zauberin? Du kommſt meinen Augen nicht ganz fremd vor!“

Die züchtige Jungfrau zog ihre Hand aus der des Ritters und antwortete kurz und ernſt: „Mein Vater iſt der Fiſcher Kunzl“ Dann zog ſie ſich wieder hinter die Säule, wo ſie etwas im Dunkeln ſtand, zurück.

Aber in dem Herzen des jungen Ritters hatte ſich eine Flamme entzündet, die er nicht zu dämpfen wußte und welche an jenem Tage noch in eine vernichtende Gluth aufloderte, als er Jetta im Feuerſtrahl der brennenden Kerzen ſahe und ihr vom lieblichſten Geſang begleitetes Lautenſpiel vernahm. Die Arme, welcher von allen Seiten, gleich einer Königin, gehuldiget ward, vermochte doch bei der beſten Einſicht und Sittigkeit, nicht dem Gefühle geſchmeichelter Eitelkeit zu widerſtehen und feierte, beneidet und gehaßt von ihren Mitſchweſtern, den höchſten Triumph weiblicher Gefallſucht; ach! ſie ahnete nicht, was für eine gefährliche Schlange unter den duftenden Roſen verborgen war, auf welchen ſie als Königin des Feſtes einherſchritt. Wolf hatte nur Augen und Ohren für die ſchöne Jetta, war aber klug genug ihr mit ſeinen Huldigungen möglichſt fern zu bleiben, was das harmloſe Mädchen in der guten Meinung, die ſie von des jungen Burgherrn Charakter und Wandel hegte, beſtärkte. Sie wußte wohl, daß er von Jugend auf ein wüſtes, tolles Leben geführt, manche Jungfrau in's Elend gebracht und damals kein Gehör für die Klagen der Eltern ſolcher unglücklichen Geſchöpfe gehabt hatte. Als ſelbſtſtändiger Burgherr, als Ritter, glaubte ſie, werde er dieſe Untugenden abgelegt und gewiß erkannt haben, daß er nur durch Tugenden des Volkes und aller Ebenbürtigen Achtung und Freundſchaft erwerben könne. Wie ſehr ſich das un-

erfahrene Mädchen in ihren Hoffnungen täuschte, wird uns leider, das Resultat ihrer eigenen Geschichte lehren. Eine Zeitlang blieb die eben so tugendhafte als schöne Jetta unangefochten und dachte daher weder an die Burg noch an den Burgherrn, auch schien es, als ob dieser der reizenden Fischerstochter gar nicht mehr eingedenk sei, da war es die eigene Mutter, welche sie dem jungen Ritter zu verkuppeln suchte,

Jetta! sagte eines Abends die Frau des Fischer Kunz zur Tochter, mit der sie sich allein befand, — dein Lautenspiel hat dem gnädigen Burgherrn so ungemein gefallen, daß er dich einmal zu hören wünscht, denn er ist krank und kann weder die Freuden der Tafel noch den geselligen Umgang mit seinen Freunden genießen, da ist ihm dein erquickendes Saitenspiel eingefallen und er hat mich rufen lassen, um dich zu ersuchen, ihm einige trübe Stunden in seinem Schmerze zu verscheuchen. Du wirst nicht allein bei ihm sein, die Frau des Kastellans, eine würdige und dir befreundete Matrone wird zugegen sein, daher wirst du diesmal nicht zu streng in den Rücksichten auf Anstand und Schicklichkeit sein, und überdem bedenken, daß es unser Herr und Gebieter ist, der dich ohne Umstände durch seine Diener holen lassen könnte, wenn er mit der ihm über uns armes Volk zustehenden Macht und Strenge verfahren wollte!" Aber die keusche und mit der höchsten Gewissenhaftigkeit für Ehre

trauen bekundeten. Im einfachen, reinlichen Alltagskleide trat Jetta mit der Laute im Arme an der Hand des Vaters beim Burgherrn ein. Dieser war, dem bleichen Gesicht und der sichtbaren Mattigkeit nach, womit er die Eintretenden empfing, wirklich leidend, er konnte sich nur mit Anstrengung von dem Sorgenstuhle, in welchem er mehr ruhete als saß, erheben, und nahm den biedern Fischer und dessen Tochter mit einer Freude und Herzlichkeit auf, welche beide, Vater und Kind, völlig beruhigten. Nur als Jetta neben ihm sitzend in die Saiten der Laute griff und ein fröhliches Liedchen sang, färbten sich seine Wangen mit einer leichten Röthe, und als sie geendet hatte, konnte er sich nicht enthalten, ihre Hand zu ergreifen und ihren Finger mit einem werthvollen Goldreifen zu zieren.

„Nimm, holde Jetta!" sagte er, „diesen Ring! er ist ein Erbstück meiner seligen Mutter und soll darum kein Lohn, sondern ein Andenken sein. Aber sing mir nun auch eine andere Weise! irgend eine Ritter-Romanze, denn mein Gemüth vermag noch nicht das fröhliche, lustige Leben wieder zu ertragen, wie du wohl früher gehört haben magst, daß ich ein solches geliebt habe, als du noch ein zartes Kind warst und harmlos in das Schloß kamst, um mit dem alten Vater Veit alle die Herrlichkeiten zu bewundern, welche damals deine Aufmerksamkeit fesselten! Trinkt aber erst, Vater Kunz! wendete sich der Ritter

an den Fiſcher, und thut Euch keinen Zwang an! Laßt auch Eure Tochter Beſcheid thun! Der Wein iſt gut!“

Ein junger Leibknappe oder Page reichte dem Fiſcher und deſſen Tochter zwei ſchäumende Becher und Wolf nippte aus beiden, als ihm dieſelben zugetrunken wurden. Jetta ward von dem Genuß des köſtlichen Traubenſaftes, welchen der Ritter aus dem gelobten Lande mitgebracht hatte, ordentlich begeiſtert. Sie griff nach der Laute und frug den Ritter: darf ich Euch Etwas vortragen, was ich ſelbſt gedichtet habe nach einer wahren Geſchichte, die ſich während Eurer Abweſenheit, nicht allzufern von hier zugetragen hat?

Was Du willſt, holde Jetta! antwortete Wolf, nur was ſo recht zu meiner finſtern Stimmung paßt, denn ich will von Dir nichts Luſtiges hören!

Da ſtimmte die Jungfrau die Laute, ſann, während ſie wohl mehrere Minuten lang phantaſirte und zuletzt in einigen Moll-Akkorden endete, den Ritter mit ſtarrem faſt furchtbarem Blick betrachtend, ſchweigend nach und ſang mit einer bald lieblichen, bald wildtobenden Begleitung:

Es war einmal ein Rittersmann
In einem großen Schloß,
Der hatte Knappen tauſend Mann,
Dazu ein ſchönes Roß;
Jung war er auch und ſchön und reich;
Dem Ritter war kein And'rer gleich.

Der Ritter Curt von Sorgenfrei
Jagt' einſt in einem Wald',
Da hört' er eine Melodei
Die ihm in's Herze ſchallt —
Und eine Dirne ſchön und ſchlank
Die war es, die in's Herz ihm ſang.

Wie lieb' ich holde Dirne Dich!
Sprach er zum Mägdelein: —
Willſt Du mich wieder lieben? ſprich
Ein Wort! und ich bin Dein!
Ich bin der Ritter Sorgenfrei
Und lieb' Dich ewig, ohne Reu'!

Das Mägdlein glaubte ſolchem Wort
Und zog mit ihm in's Schloß —
Doch bald ſchickt' er ſie wieder fort
Und froh, daß er ſie los —
Schenkt er ihr Gold und Edelſtein
Und ſprach: Nun kannſt Du wen auch frei'n!

Fluch Dir — ſprach dieſe — Böſewicht!
Den Tod will ich mir frei'n,
Doch Du ſollſt auch im Leben nicht
Ein froher Gatte ſein!
Mein Geiſt ſoll jede Deine Braut
Erwürgen, eh' ihr noch getrau't!

Und ſieben Bräute waren ſchon
Erwürgt in einem Jahre;
Da kriegt' er ſelber ſeinen Lohn,
Der ſo voll Falſchheit war!
Einſt ritt er heim vom Zechgelag
Und ſtürzte, daß der Hals ihm brach.

Hu! das klingt ſchauerlich! ſagte Wolf, hör' auf, denn nun möchte wohl gar der Tod noch kommen.

Sing mir lieber das Lied von dem treuen Waffenschmied, der mit in den Krieg gezogen war, und in den sich, als er in Gefangenschaft gerathen, eine Prinzessin verliebte, der aber seinem daheim gelassenen Mädchen treu blieb und dafür von der Prinzessin, als sie es erfuhr, die Freiheit und einen Haufen Gold als Reisegeld empfing! Jetta sang noch manchen Tag am Siechstuhle des kranken Burgherrn und ihr Vater freuete sich immer auf die paar Stunden, wo er mit ihr im Schlosse war, denn er konnte des Weins im Ueberfluß genießen, und wußte manchmal, wenn er in die freie Luft kam, nicht, ob die Lichter über ihm Sterne oder blanke Perlen des edeln Traubensafts waren, die ihm um die Augen herum flimmerten.

Der Ritter war endlich von seinen Wunden, welche ihm ein hartnäckiges Wechselfieber zugezogen hatten, geheilt, allein die Wunde im liebenden Herzen, welche ihm der fast tägliche Anblick der reizenden Fischerstochter geschlagen hatte, vermochte Niemand zu heilen, denn er mochte sie keinem Menschen offenbaren und war zu edel, als daß er die keusche Jetta, deren strenge Grundsätze er im öftern Gespräch mit ihr kennen gelernt hatte, hätte täuschen und verderben sollen. Doch was sein guter Genius zu verhüten suchte, das gelang einem boshaften Knechte in kurzer Zeit mit teuflischer Lüge und Verleumdung zur Ausführung zu bringen. Gleichwie der Ritter Wolf von Wolfseck in inniger, verzehrender Liebe zu der schönen

Jetta entbrannt war, ebenso hatte diese das unreine Herz des Pagen oder Leibknappen Gundiber entzündet und dieser gab sich alle erdenkliche Mühe, durch Putz und Schmeicheleien die Gegenliebe der reizenden Fischerstochter zu gewinnen. Er hatte schon einige Mal, wenn des alten Fischers Kopf vom ungewohnten Genuß des starken Weins zu schwer war, die Jungfrau an dem einen und den wankenden Vater am andern Arme des Abends nach ihrer Wohnung zurückgeführt und erfreuete sich des Glücks, daß ihm das Mädchen recht gern zuzuhören und harmlos mit ihm zu plaudern schien, ja er hatte es bisweilen gewagt, beim Abschied ihre Hand zu drücken, ohne deshalb einen Vorwurf zu erndten, und diese von der Jungfrau geduldeten Freiheiten mochten den eiteln Burschen in dem Wahne bestärken, Jetta theile seine Empfindungen. Von nun an war sie fast täglich seinen Verfolgungen ausgesetzt; bald hatte er ihr, wenn sie des Abends eine Freundin besuchte, aufgelauert, bald war er ihr, wenn sie dem Vater nach der Elbe entgegen ging, nachgelaufen; genug, Jetta wußte sich der Zudringlichkeit des eiteln Burschen nicht mehr zu erwehren und gab ihm einmal, als er sie überall mit faden Liebeserklärungen bestürmte und sie sich seiner nicht anders erwehren konnte, ein Paar tüchtige Ohrfeigen. Hatte vorher des Mädchens Zauber die Sinnlichkeit des elenden Knappen im höchsten Grade gereizt, so war es nun der bitterste, unversöhnlichste Haß, der

ſich gegen dieſelbe ſeiner bemächtigte. Er mußte ſie verderben — das ſchwur er ſich — und ſollte er ſelbſt darüber zu Grunde gehen. Jetta mußte auch dann noch bisweilen mit dem Vater auf's Schloß kommen, und den Burgherrn, als er ſchon wieder geſund war, mit Geſang und Saitenſpiel unterhalten; ſo oft es aber traf, daß Wolf Beſuch, etwa einen Ritter von der fahrenden Zunft oder aus der Nachbarſchaft, hatte, war ſie durch kein Mittel auf der Welt zum Erſcheinen in der Burg zu bewegen. Auf dieſen Umſtand, der doch für des Mädchens tiefes Sittlichkeitsgefühl ſprach, indem ſie nicht wollte, daß ſie für eine Schauſpielerin oder Komödiantin gehalten werde, weil damals dieſer Stand noch mit dem Makel der Ehrloſigkeit behaftet war, bauete der nichtswürdige Knappe ſeinen Plan. Den fremden Gäſten ſpiegelte er vor, die reizende Jetta, der ſie öfters begegnet waren, ſei die heimliche Geliebte des jungen Burgherrn, den Ritter dagegen machte er glauben, ſie ſtehe in einem vertraulichen Verhältniß mit einem ſeiner Nachbarn und halte mit demſelben geheime Zuſammenkünfte im Walde, wolle daher den geliebten Buhlen nicht dadurch, daß er glaube, ſie beſuche auch den Burgherrn in unlauterer Abſicht, zur Eiferſucht reizen. Wolf ſchien anfangs dieſen Einflüſterungen wenig Gehör zu leihen, da aber Jetta jedesmal ängſtlich ward und durch unbegründete Ausflüchte ihr Ausbleiben an ſolchen Tagen zu entſchuldigen ſuchte, ja da er ſie eines Tages mit der

Zither im Arme einsam nach dem nahen Walde gehen und hinter einem Vorsprunge von dichtem Gebüsch verschwinden und sie diese Wanderung öfters wiederholen sah, da begann er, den Verleumdungen des Leibknappen Glauben beizumessen und versank in einen Trübsinn, aus dem ihn keine Zerstreuung zu reißen vermochte. Die schöne Fischerstochter ließ er nicht mehr in die Burg rufen, und Jetta meinte, er habe es übel empfunden, daß sie nicht gekommen sei, wenn er Besuch gehabt habe.

Auf einem Ritt nach einer benachbarten Burg nahm sich der Knappe Gundiber, welcher ihn stets begleiten mußte, die Freiheit, ihn auszuforschen und einen Entschluß in ihm zur Reife zu bringen.

Schreibt es auf Rechnung meiner Liebe und Diensttreue, Herr Ritter! — redete ihn Gundiber an — wenn ich einen Gegenstand berühre, der Euer Herz und Eure Ruhe betrifft! Ihr seid der Fischersdirne mehr gut, als es das leichtfertige Geschöpf verdient! Wenn ich Euch das nun nicht verdenken kann, so verdenkt es Euch doch Jedermann, daß Ihr Euch einen so delikaten Bissen vor dem Munde hinwegnehmen laßt und daß Ihr nicht einmal mit Ernst zu bitten wagt, wo Ihr doch ein Recht zu befehlen habt! Bittet oder laßt sie doch einmal zu Euch allein bitten und gebt Acht, sie bleibt nicht aus, so gut wie sie allein in den Wald schleicht! Kommt sie auf Euer Bitten nicht, nun so befehlt oder versucht es mit

offener Gewalt, denn Ihr müßt wiſſen, daß das Weib in dem Manne die Kraft liebt und in dem Bittenden einen Schwächling erkennt und — klug genug iſt Jetta und auch ſchlau!

So und auf ähnliche Art ſuchte der rachſüchtige Knappe ſeinen Herrn, welcher, ſeit ſeiner Rückkehr aus dem Kriege und ſeitdem er nach des Vaters Tode Burgherr war, nicht nur den alten leichtfertigen Wandel abgelegt, ſondern auch die väterlichen Grundſätze, in ſeinen Unterthanen mehr ſeine Kinder als ſeine Sclaven zu betrachten, angenommen hatte, zu bearbeiten. Lange predigte Gundiber tauben Ohren, denn es war mehr als eine blos ſinnliche Liebe, mit welcher ſich Wolf zu der Dirne hingezogen fühlte; er hatte in ihrem gegen ihn dargelegten äußerſt ſittlichen und keuſchen Wandel und in ihren ſtrengen Grundſätzen ſie achten und mit einer ſo wahren Innigkeit lieben gelernt, daß er nichts ſehnlicher gewünſcht hätte, als ſie möge aus einem ihm ebenbürtigen oder wenigſtens nicht aus ſo ganz niederem Stande ſein, der ihm jede Möglichkeit entziehe, ſie zu ſeiner Gemahlin zu erheben. Dieſe Achtung, dieſe zarte Rückſicht gegen des Mädchens hohe Sittenreinheit ſuchte nun der Knappe Gundiber in der Seele ſeines Herrn zu vernichten, und der Böſe, mit welchem er längſt im Bunde war, half ihm bald ſeinen Zweck erreichen. Der alte Fiſcher Kunz ſtarb und mit der leichtfertigen Mutter war Gundiber bald einverſtanden. Er brachte ihr, die ſich

nun mit der Tochter durch ihrer Hände Arbeit erhalten mußte, allerhand kleine Geschenke, stellte ihr vor, wie anständig und sorgenfrei sie leben könne, wenn Jetta die Geliebte seines und ihres gnädigen Herrn und Gebieters sei und fand endlich durch die sehr ernste und gemessene Vorstellung williges Gehör, daß ja der gestrenge Ritter und Burgherr nicht zu bitten, sondern nur zu befehlen brauche, daß ihm da, wo Bitten nicht fruchteten, offene Gewalt zu Gebote stehe. — Die Mutter versprach ihm, alle ihre Kräfte und ihr ganzes Ansehen aufzubieten, um die verblendete Tochter zu einem freiwilligen Umgange mit dem Ritter zu bestimmen, auch hielt sie, durch täglich erneuerte Geschenke im Stillen dazu aufgemuntert, Wort; aber an dem hohen Gefühl für Tugend und Sittlichkeit scheiterten alle Versuche. Als sie sahe, daß Jetta weder durch Ueberredung noch durch Versprechung zeitlicher Vortheile auf den Weg des Lasters zu drängen war, nahm sie zu Drohungen ihre Zuflucht, ja sie sagte dem unglücklichen Mädchen gerade heraus, daß sie den Ritter bitten wolle, sie durch seine Diener auf die Burg bringen und sie nicht eher wieder zu entlassen, bis ihr Trotz gebrochen sei. Jetta zeigte der Mutter den Dolch, welchen sie im Busen trug und gab sich weiter keine Mühe, sich mit ihr, von der sie schon wußte, daß sie vom Ritter oder seinen Leuten gewonnen sei, in einen Wortwechsel einzulassen. Hätte sie gewußt, oder nur ahnen können, daß sie der Burgherr in dem

Verdachte habe, als ob ſie bei ihren bisweiligen Ausgängen nach dem nahen Walde mit Männern verkehre und alſo nicht die keuſche Jungfrau ſei, welche ſie war und wofür ſie auch von ihm gehalten ſein wollte, ſie würde ſich ihm zu Füßen geworfen und ſeinen ritterlichen Edelmuth angeflehet haben, ſie vor ſeinen eigenen ſträflichen Gefühlen in Schutz zu nehmen. Aber ſowie Wolf von Wolfseck die unbeſcholtene Jungfrau verkannte, ſo verkannte ihn auch dieſe. Lange konnte ſich der Burgherr zu einem Angriff auf Jetta's Tugend nicht entſchließen, bis er ſich auf einmal dem alten Laſter der Völlerei und Trunkſucht ergab und im Augenblicke des Rauſches ſeinem Pagen Gundiber befahl, ihm die Lautenſchlägerin und Sängerin Jetta zu bringen. Wenn auch Wolf mit dem Ausdruck „bringen" kein gewaltſames Herbeiſchleppen im Fall der Weigerung von Seiten der Dirne verſtand, ſo nahm doch der dienſteifrige Page das Wort zu buchſtäblich, als daß er ſich nicht auf Gewalt hätte gefaßt machen ſollen; er ließ ſich daher durch zwei Troßknechte eine Sänfte nachtragen und ſchleppte nun, da ſich Jetta allerdings mit ihm auf die Burg zu kommen weigerte, die unglückliche Dirne, welcher die Mutter zuvor mit Liſt den Dolch hinweggenommen hatte, fort. Sie ward im Schloſſe, da der Ritter Wolf inzwiſchen eingeſchlafen war, in ein Zimmer geſperrt, vor welchem ein Diener wachen mußte. Als Wolf erwachte und von der Anweſenheit Jetta's unterrichtet

worden war, schalt er zwar anfangs den Pagen wegen der verübten Gewaltthat aus, lobte ihn aber gleich darauf wieder, als dieser schwur, daß sie freiwillig nicht gekommen sein würde, und eilte nach dem Gemach, in welches man sie eingesperrt hatte, um sie zu versöhnen, ihr aber auch sogleich zu erklären, daß er ihrer Ziererei müde, sie nicht sobald wieder entlassen werde. Doch wie sah sich der lüsterne Burgherr getäuscht, als er den Gegenstand seiner Wünsche nicht fand, vielmehr wahrnahm, daß sie aus dem Fenster, dessen hohe Flügel geöffnet waren, herabgesprungen und entflohen war?! Erst jetzt bemächtigte sich seiner eine nicht zu zügelnde Wuth. Er sandte seine Diener aus mit dem Befehle, die Dirne, wo man sie finden werde, zu greifen und sie nach dem Schlosse zurück zu bringen. Doch alle Mühen und Anstrengungen, alle Erbietungen von Seiten des Ritters, demjenigen welcher das Mädchen bringen, oder nur ihren Aufenthalt erforschen würde, einen reichen Lohn zu zahlen, blieben erfolglos. Es war im Monat Mai, als Jetta entflohen war und der Juni verfloß, ohne daß man die geringste Spur, wo sie verborgen sein möge, entdecken konnte; man hielt es allgemein für gewiß, daß sie ihr Grab in der nahen Elbe gesucht und gefunden habe, und wenn sie auch lange Zeit ein Gegenstand des allgemeinen Bedauerns war, so warf doch die Alles verhüllende Zeit den Schleier der Vergessenheit über das unbedeutende Ereigniß. —

II.

Ein langer unheilvoller Krieg wider die Polen, deren eben so tapferer als treuloser Herzog keinem Bündnisse treu blieb, hatte in demselben Jahre noch den Kaiser mit einer Armee in's Feld gerufen, zu welcher auch die sächsischen Ritter mit ihren Dienstmannen entboten waren. Nur selten neigte sich das Glück auf des Kaisers Seite und wenn er auch einmal mit der Uebermacht seiner Krieger den übermüthigen Vasallen zurückgedrängt hatte, so stand er, ehe man sich seiner versahe, mit einem frischen Heere auf einer andern Seite und verwüstete hauptsächlich die sächsischen Länder.

Auch Ritter Wolf von Wolfseck war mit in den Kampf gezogen und kehrte mit ehrenvollen Wunden bedeckt nach der heimathlichen Burg zurück. Das Neueste, was während seiner etwa dreimonatlichen Abwesenheit sich in der Heimath zugetragen hatte, bestand, wie man ihm erzählte, darin, daß sich am Buschkanal bei Schönebeck ein Gespenst in Gestalt einer weißen Frau sehen lasse, daß dasselbe vielen Bewohnern des Orts erschienen sei und der Geist der unglücklichen Jetta zu sein scheine. Wolf war über den Aberglauben seiner Zeit hinaus, erkundigte sich, sobald er nothdürftig ausgehen konnte, näher nach dem Gespenst und glaubte sich in der Meinung, daß die Erscheinung eine Betrügerin, oder wohl gar sein immer noch ge-

liebtes Jettchen sein möge, nicht täuschen zu dürfen, denn die weiße Frau wurde als ein schönes, schlankes, junges Mädchen beschrieben, dessen Gesicht mit einem dichten Schleier verhangen sei, so daß man dasselbe nie habe sehen können. Sie sollte, wie er ferner hörte, ein mit Saiten schlecht überzogenes Brett, eine Art Cither, bei sich haben und nicht nur öfters am Waldesende, sondern auch dann und wann vor den nahen Meierhöfen und Häusern gespielt und gesungen und die ihr dargereichten Gaben an Früchten und aller Art Lebensmitteln gern angenommen, aber nie gesprochen, nie auf eine an sie gerichtete Frage geantwortet und, wenn man sich ihrer bemächtigen wollen, mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit die Flucht ergriffen und jedesmal ihren Weg in den Wald, nach dem Buschkanale zu, genommen haben. Ja er erfuhr noch mehr: In den zunächst am Walde gelegenen Häusern und Hütten verehrte man die Unbekannte als eine Heilige, man wußte zwar, daß sie ein menschliches, lebendes Wesen sei und reichte ihr darum, wenn sie kam, Speise und Trank; aber wohin sie kam, folgte ihr Glück und Segen nach und für jede Art Krankheit brachte sie, ohne ein Wort zu sprechen, die schnell und sicher heilenden Kräuter. Am Buschkanal hatte sie sich aus Reisern eine Art Laube erbaut, aus welcher die Dankbarkeit der nächsten Bewohner eine feste wohnliche Hütte machte, in welche man warme Decken und wollige Thierhäute legte, damit sie vor

Kälte und Wind geſchützt ſei. — Soviel und daß das Mädchen wie ein Engel geliebt und ihr Aufenthaltsort gleich einem Tempel oder der Kapelle einer Heiligen verehrt werde, erfuhr der Ritter, aber Niemand ſagte ihm, daß es die von ihm vertriebene ſchöne Fiſcherstochter ſei. Wolf war kein böſer Menſch, er bereuete es tief, daß er das unglückliche Geſchöpf in's Elend gejagt hatte und konnte ſich nicht verheimlichen, daß er ſie innig und wahr geliebt und daß noch nie ein Mädchen, ſelbſt aus dem Stande der ihm ebenbürtigen Fräuleins, einen ſo tiefen, bleibenden Eindruck auf ſein Herz gemacht hatte. Deshalb nahm er ſich alles Ernſtes vor, über das räthſelhafte Weſen Gewißheit zu erlangen und, wenn es die ihm noch immer theure Jetta ſei, ſie aus dieſem Zuſtande der Wildniß zu retten und durch Wohlthun ihr Leben zu ſichern. Lange mußte er in dem Walde umherlaufen, wo ſie ſich den Tag über bei günſtiger Witterung größtentheils aufhalten ſollte, und viele Nächte umkreiſete er die armſelige Hütte, um ſie hinein oder herausſchlüpfen zu ſehen, aber nimmer wollte es ſeiner Mühe gelingen. Einige Mal ſah er ſie in der Ferne, ſobald ſie ihn aber erblickt hatte, floh ſie, gleich einem verfolgten Reh, tief in den großen, düſtern Wald hinein uud er fand nicht länger für gut, das unglückliche Geſchöpf, welches der Wahnſinn, oder ein vom grauſamſten Schickſal hervorgebrachter Entſchluß aus der menſchlichen Geſellſchaft getrieben hatte, zu beunruhigen.

Was indeß selten durch die mühsamsten Anstrengungen erzielt wird, das gelingt oft dem Zufall. Der Ritter hatte sich eines Tages, von der Jagd ermüdet, in demselben Walde, aber weit von dem Buschkanal entfernt, auf dem Rasen gelagert und seinen Pagen Gundiber fortgesandt, um in der Nähe frisches Wasser zu suchen. Bei der Schwüle des Tages war er auf dem freien, sonnigen Plätzchen entschlummert und schlug eben die Augen auf, als er eine Gestalt vorübergehen und in dem dichten Gebüsch verschwinden sahe, in welcher sein nie trügendes Auge die ihm so theure Jetta erkannte. Er hatte geglaubt, das Wesen, welches fern von aller Gemeinschaft mit Menschen, gleichsam in der Wildniß unter den Thieren des Waldes lebe, müsse kaum noch einem Menschen ähnlich, in Lumpen gehüllt und mit den Spuren des tiefsten Mangels bedeckt, bleich, mager und elend sein; aber wie staunte er, als er die sonst schon so schöne Dirne in einem Zauber von Reizen erblickte, der sein Herz und seine Sinne auf's Neue umnebelte! Sie war zwar in einfaches Weiß, aber so außerordentlich nett und rein, ja so sauber und sorgfältig gekleidet und ihr langes in zierliche Flechten gewundenes Haar war so künstlich geordnet, daß man hätte glauben mögen, sie sei nur erst von einer dienstfertigen Zofe bedient worden, auch strotzte das schöne Gesicht von blühender Gesundheitsfülle und der wohlgenährte schlanke Körper zeigte die herrlichsten Formen. — Nur Eins war es,

was ihren gestörten Seelenzustand verrieth, das Auge, dieser nie täuschende Seelenspiegel, blickte starr und glanzlos aus den tiefgefurchten Höhlen. Gerade weil sie immer nur vor sich hin sahe, mochte sie den auf der Seite am Boden liegenden Ritter nicht bemerkt und daher mit unverschleiertem Gesicht ihren Weg fortgesetzt haben. Wolf sprach, als er nach der Burg zurückkehrte, in einigen nahen Hütten ein und hielt bei den Bewohnern derselben nähere Nachfrage nach dem unglücklichen Mädchen. Alle kannten und liebten sie, aber auch alle wußten, daß ihr Verstand gelähmt und eine tiefe, furchtbare und gewiß unheilbare Seelenstörung der Grund ihres Austritts aus der menschlichen Gesellschaft sei. Sie war, wie man dem Ritter von allen Seiten mit Uebereinstimmung erzählte, allerdings wahnsinnig, aber weder für sich selbst noch für Andere gefährlich. Die Cither hatte sie sich selbst verfertiget und ergötzte häufig die nahen ihr befreundeten Anwohner, von denen sie kleine Gaben und alle Bedürfnisse empfing, auch wohl dann und wann von Reisenden und anderen vornehmeren Personen Almosen einsammelte und davon ihre kleinen Ausgaben bestritt. Nur mit Kindern, welche sie ungemein liebte, sprach sie, lehrte sie im Walde die nützlichen und schädlichen Kräuter kennen und schenkte den Aermeren davon öfters Geld, wofür sie ihr Eins und das Andere herbeiholen mußten.

Ritter Wolf nahm sich vor, den Zustand der

Unglücklichen, wo nicht aufzuheben, doch zu verbeſſern, denn er fühlte, ſie mußte ihn haſſen, da er ja der Störer ihrer Ruhe war und ſich es zum Vorwurf machte, ſie durch eine unbeſonnene Handlung in dieſen Zuſtand verſetzt zu haben. Aber zu ſeiner großen Kränkung konnte er ſeinen Zweck, ihr Gutes zu erweiſen, nicht erreichen; es war, als ob ſie mit einer eigenen Sehergabe ausgerüſtet ſei, denn alle Dinge, die ihr der Ritter durch andere Perſonen, welche durchaus den Geber nicht verrathen durften, zukommen ließ, wies ſie mit Entrüſtung zurück, machte wenigſtens, wenn ſie ſie auch nicht fortwarf, keinen Gebrauch für ſich davon, ſondern verſchenkte ſie an arme Kinder, mit welchen ſie häufig verkehrte. Nur eine einzige Sorge für ihr Wohl vermochte ſie nicht zu verſchmähen, die Sorge für ihre ungeſtörte Ruhe und Sicherheit in ihrer kleinen Hütte; dieſe ließ nämlich Wolf nach und nach wohnlicher einrichten und durch einen eigenen Wächter beaufſichtigen; auch nahm ſie die ſchöne Laute an, die ihr Wolf vor die Thür der Hütte geſtellt hatte. So lebte die arme Wahnſinnige mehrere Jahre lang in ihrer Abgeſchiedenheit von der Welt dahin und war in der ganzen Gegend unter dem Namen „Jettchen“ bekannt.

Ritter Wolf war wieder im Kriege über zwei Jahre abweſend geweſen, denn die Kriege hatten damals kein Ende und die heidniſchen Völker hielten keine Verträge, ſowie man ſie auch ihnen nicht hielt;

endlich brachte er eine Gemahlin auf seine Burg und schien sich, da er dem Kaiser Dienste genug geleistet hatte, der häuslichen Ruhe widmen zu wollen. Doch der Fluch des Unfriedens war mit seinem Weibe eingezogen. Wolf's Gemahlin war jung und schön, aber stolz und herrschsüchtig und liebte ihren Gemahl nicht, da er ihr von ihren Eltern aufgedrungen war. Alles im Schlosse mußte nur ihrem Willen gehorchen, nur ihren Befehlen unterthänig sein und gerade das, was ihr Gatte gern sah, geschah nicht. Es war daher kein Wunder, daß Wolf seine alten Leidenschaften, Völlerei und Trunk, Jagd und Raufen wieder vorsuchte. Selten war er zu Hause, noch seltener nüchtern, denn nur, wenn er berauscht war, hatte er Muth, seiner gebieterischen Gemahlin zu widersprechen. Eines Tags war Wolf allein ausgeritten und hatte sich bei einem Nachbar so lange aufgehalten, daß es Nacht war, als er in der Nähe bei Schönebeck anlangte. Sein sonst so braves Roß that einen Fehltritt und stürzte mit ihm über eine weit über den Weg herüberlagernde Baumwurzel so unglücklich, daß es ein Bein brach und der Ritter die kurze Entfernung nach der Burg allein zurücklegen mußte. Es war Anfangs Juni, der mit Sternen besäete Himmel mit leichtem Gewölk überzogen, aus welchem ein hohler Wind wehete, der ein Gewitter zu bringen oder zu vertreiben schien; was Wolf vor dem hohen dichten Wald nicht beurtheilen konnte. Ein Mann trat ihm plötzlich aus

dem Buſche entgegen und redete ihn, noch ehe der Ritter, der ihn für einen Räuber hielt, das Schwert ziehen konnte, an: „Ihr kommt zur rechten Zeit, gnädiger Herr! wenn Ihr einmal das arme Jettchen in ihrem vollen Wahnſinne belauſchen wollt!

Wie ſo? fragte Wolf den Mann, in welchem er den für Jettchens Sicherheit heimlich beſtellten Wächter erkannte.

Immer nur, — antwortete dieſer — wenn bei ſchönen Abenden Gewitter am Himmel ſtehen, kommt das arme Mädchen in's Freie und ſpricht und ſingt und betet, als ob ſie den lieben Gott vor Augen hätte. Laßt uns leiſe und langſam gehen! ſo eben kam ſie mit der Laute in der Hand aus der Hütte und wird nun bald ein Liedlein anſtimmen, denn damit fängt ſie faſt immer ihre frommen Betrachtungen an!

Die beiden Männer mußten ſchweigen und hatten kaum ſo viel Zeit, ſich hinter dem Stamme einer mächtigen Eiche zu verbergen, denn Jetta kam raſch gelaufen und blieb gerade an demſelben Baume ſtehen. Aber ſie ſang nicht und ſpielte nicht, ſchien vielmehr mit Aufmerkſamkeit zu horchen oder auf Jemand zu warten. Endlich ſeufzte ſie einige Mal tief auf, ging einen Schritt vorwärts und richtete, ſoviel jene bemerken konnten, ihre Blicke nach dem geſtirnten Himmel, an welchem gerade einige kleine ſchwarze Wolken vorüber jagten. „Ach!“ ſeufzte ſie, „wär' ich ſchon da oben, wo die ewige, unendliche Liebe wohnt, dann

dürfte ich ihm ſagen, daß ich ihn allein nur liebe, den ich hier nimmer beſitzen, der mich hier unten nicht lieben, ſein eigenes Herz nicht verſtehen kann!“

Sie trat wieder an den Baum zurück, lehnte ſich mit dem Rücken an denſelben, und fuhr in dunkeln Phantaſiebildern fort: „Ja, hätt' ich nur meinen Dolch, er müßte unter meiner Hand bluten! Ha, dann wär' ich ja nicht aus dem Fenſter herabgeſprungen, ſondern hätte ihm, wenn er mich an ſeine Bruſt gedrückt, den Dolch in das geliebte Herz geſtoßen! . . Jetzt, ach! jetzt iſt alles dahin; die arme Wahnſinnige erregt nur Mitleid — komm du treue Begleiterin meiner Schmerzenstage! wir wollen in der Erinnerung an die Vergangenheit ſchwelgen!!

Jetta ward mit einem Mal ſtill, that ein paar Griffe auf der Laute, dann brach ſie in ein lautes Weinen und Schluchzen aus, ſeufzte wieder tief und ſang mit Begleitung der Laute folgende Liederverſe:

Ach! ich war in meiner Jugend
Ein zufrieden glücklich Kind!
Immer an der Hand der Tugend
Wußt' ich nicht was Laſter ſind. —

Nur die Liebe war mein Leben,
In der Liebe lebt' ich nur,
Denn es hatte mir gegeben
Zweien Väter die Natur. —

In der kleinen Fiſcherhütte
Herzte mich der Eine früh,

Dann flog ich mit schnellem Schritte
Einem Andern auf die Knie.

Galt die Tochter ihm vom Hause,
Dachte mich als Herrin groß;
Sehnte mich nicht nach der Klause,
In des guten Burgherrn Schooß.

Einen Jüngling durft' ich lieben,
Als ich noch die Kleine war,
Wär' ich immer Kind geblieben,
Brachte mir das nicht Gefahr.

Aber ach! der Junker fühlte
Nicht der kleinen Jetta Schmerz,
Denn er wurde Herr und wühlte
Schonungslos in ihrem Herz. —

Keinen Andern mag ich lieben
Bis das Herz im Tode bricht! —
Bin ich treu ihm doch geblieben,
Wenn es auch der Mund nicht spricht.

Länger vermochte Ritter Wolf dem unglücklichen Mädchen, das so schmerzlich und beweglich seine Gefühle für ihn aussprach, nicht zuzuhören. Der Gedanke an die freudelosen Ehe mit seiner Gattin erfaßte ihn gewaltig und das Bekenntniß der armen Wahnsinnigen ließ ihn fühlen, wie glücklich er hätte sein können, wenn er das Vorurtheil des Standesverhältnisses seiner Liebe geopfert haben würde. Ehe ihn der Wächter zurückhalten und auf die Gefahr aufmerksam machen konnte, welche eine so überraschende Störung ihrer Einsamkeit, bei der großen Reizbarkeit

ihres Gefühls, für ihre Gesundheit oder wohl gar für ihr Leben herbeiznführen vermöge, stürzte Wolf hinter dem Baume hervor und riß die nur halb ihrer Sinne mächtige Dirne mit dem Ausruf: o! hättest Du gewußt, wie innig und wahr ich Dich liebte — an seine Brust; doch er mußte augenblicklich den Wächter zu Hülfe rufen, denn er hielt eine starre, kalte Leiche in seinen Armen.

Seit dieser Zeit ließ sich Jetta, welche wieder genesen war, nie wieder vor dem Ritter sehen und vermied es, in der Abendzeit nach dem Walde oder nur in's Freie zu gehen, kam auch seltener, als sonst, an die Hütten der nachbarlichen Bewohner und hielt sich am liebsten am Ufer der Elbe auf, wo sie oft laut und lange mit den Wellen zu sprechen, auch am liebsten auf ihrer lieben Laute zu spielen pflegte. Viele, viele Jahre lang trieb sie dort ihr Wesen, genoß fortwährend die höchste Achtung und Liebe aller Derer, die sie kannten und galt, wie schon oben erwähnt worden, in den Augen des Volks für eine Heilige, der man die höchste Ehrfurcht bezeigen mußte. Wunderbar war es, daß in ihrer Person keine Veränderung, wie sonst im Menschenleben, zu bemerken war. Immer jung und schön, trug sie stets dasselbe weiße Kleid, von welchem Niemand sahe, daß sie es jemals gewaschen oder gewechselt hätte, und doch war dieses Kleid immer so blank und neu, als ob sie nur erst damit bekleidet worden sei. Ihr schönes blondes Haar

verlor weder Farbe noch Form und blieb immer in die langen, dichten Flechten gerollt, die man von jeher bei ihr zu sehen gewohnt war. Eines Morgens hatte sie ihre Portion Milch nicht von der armen Wittwe geholt, bei der sie dieses Nahrungsmittel eine lange Reihe von Jahren entnommen hatte und ließ sich auch, ob es schon ein schöner Maitag war, bis den Abend nicht sehen; die Wittwe begab sich mit dem Hüter ihrer kleinen Hütte in diese hinein, wo man die Unglückliche todt auf dem Lager fand. Ihre Leiche wurde unter einer schönen großen Eiche, die neben der Hütte stand, begraben und Alt und Jung begleitete den schön mit Blumen und Bändern geschmückten Sarg zur stillen Ruhestätte.

Wieder waren einige Jahre vergangen und das schöne Jettchen war vergessen, da erscholl in der ganzen Umgegend das Gerücht, sie lasse sich am Buschkanal sehen und wandele jeden Abend in dem blanken weißen Kleide, das sie im Leben getragen, am Ufer der Elbe auf und ab.

Es hatte Jedermann die arme Wahnsinnige im Leben geliebt, denn sie war eine zärtliche Freundin der Kinder, eine Pflegerin der Kranken und eine stille Dulderin gewesen, darum fürchtete man sie auch im Tode nicht. Eines Abends saß der alt gewordene vormalige Leibknappe Gundiber in der Herberge, der Burgkeller genannt, und hatte seinen vollen Humpen vor sich, denn er war in des Ritters langem Dienste

reich geworden und mit einem gar ſtattlichen Bauche verſehen, da trat ſein Nachfolger im Dienſt, der Leibknappe Georg, ein junges Blut, das von keinen Sorgen etwas wußte und darum ſtets heiter und luſtig war, bleich und zitternd in die ſchwarze mit Holz ausgetäfelte Gaſtſtube, verlangte mit Ungeſtüm einen großen Becher des feurigſten Weins und ſagte, als er ihn mit einem Zuge geleert hatte, zu Gundiber: Ich ſoll Euch ſchön grüßen, Kamrad, von einem gar hübſchen, jungen Dirnlein! Sie läßt Euch ſagen, ſie werde Euch in drei Tagen ſelber ſprechen, Ihr würdet Euch ihrer ſchon erinnern, wenn Ihr an die Ohrfeigen dächtet, die ihr vor vielen, vielen Jahren von ihr erhalten hättet! Gundiber, welchem ſchon lange das Gewiſſen geſchlagen hatte ob der boshaften an der unglücklichen Jetta einſt verübten Verleumdung, fuhr erſchrocken zuſammen und frug den Knappen: Was iſt's damit, Georg? willſt Du Scherz mit mir treiben? aber Du ſiehſt zu ernſt dazu aus und blaß, wie eine Leiche, rede!

Er zog den jungen Leibknappen in eine Ecke des dunkeln Zimmers und hielt ihm lauſchend ſein Ohr hin.

Da ſoll das gleich mein letzter Tropfen ſein, ſagte Georg, wenn ich lüge oder ſcherze! Hört, was mir begegnet iſt.

Nur leiſe! bemerkte Gundiber, denn dort ſitzen ein paar Burſche, die gleich Alles dem geſtrengen

Ritter zutragen, was sie hier aufschnappen, und was Ihr mir zu sagen habt, wird wohl den Burgherrn auch mit angehn!

Nun hört! sagte Georg. Ich hatte den neuen Streithengst, den Schweißfuchs mit der Löwenmähne, ausgeritten und trabte ganz sorglos am Buschkanal vorüber, da stürzte mit einem Male mein Hengst auf die Knie und ich Kopf über aus dem Sattel. Das kräftige Thier hatte mir schon die Zügel aus der Hand gerissen und war eben im Begriff, allein nach dem Schlosse oder wer weiß wohin zu traben, als eine weiß gekleidete, bildschöne Jungfrau den schnaubenden Hengst an der Nase festhielt und mir zuführte. Ich wollte mich bedanken und den Gaul wieder besteigen, da trat das Wundermädchen mir in den Weg und sagte: „Ich habe Dir einen Gefallen gethan, mein Sohn! dafür wirst Du mir einen andern thun!

Gern, schönes Fräulein! antwortete ich, redet! Sie sagte: „Du wirst heute noch den alten Gundiber treffen; grüß ihn von mir und sag' ihm: ich würde ihn in dreien Tagen sprechen!" Ich sagte zu der Dirne: „Aber ich kenne Euch ja nicht, wie soll ich denn zu Gundiber sagen, wer ihn sprechen werde?" Sie erwiderte: „Sage nur: er würde sich meiner schon erinnern, wenn er an die Ohrfeige dächte, die er vor vielen Jahren von mir erhalten hätte!" Sehet! ich wußte immer noch nicht, woran ich war, reichte aber dem Mädchen meine Hand hin und glaubte schon

ein recht warmes, weiches Patſchhändchen zu fühlen — Hui! da lag eine eiskalte Todtenhand in der meinigen und ein Geruch wehete mich an, der mir aus dem Grabe zu kommen ſchien. Zum Glück verſchwand die Geſtalt in demſelben Augenblicke, ſonſt wär ich nimmermehr auf den Fuchs gekommen. Seht! das war niemand anders als der Geiſt von Kunzens Jettchen! Nehmt Euch nur in Acht, Kamrad! Ihr habt mir ja ſelbſt einmal im Rauſche erzählt, daß ihr das unglückliche Mädchen ohne Grund verleumdet hättet und daß Ihr ſo eigentlich die Schuld ihres Wahnſinnes und Elendes, in welchem ſie ihr Daſein geendet hat, trüget. Wißt Ihr was? ſetzte Georg gutmüthig hinzu: Ihr ſeid reich, habt weder Weib noch Kind und könnt ein gutes Werk ſtiften; laßt der armen Todten, die keine Ruhe im Grabe hat, eine Kapelle bauen! Das wird ſie Euch verſöhnen!

Gundiber ſann lange, ſtarr vor ſich hinſchauend, nach, ehe er antwortete und Georg freuete ſich ſchon, daß der alte Geizhals ſeinem Vorſchlage Gehör geben werde, aber auf einmal fing er an laut aufzulachen, ließ ſich einen Becher füllen und ſagte: ich Dummkopf! bald hätt' ich mich überreden laſſen, mein ſauer verdientes Geld einer längſt verſtorbenen Dirne zu Gefallen aus der Truhe zu langen und in fremde Hände zu ſpielen. Nein, Kamrad! ich fürchte die Todten nicht und will mir Jettchens Geiſt nicht verſöhnen, denn das kann ich nimmer vergeſſen, daß

ſie mich im Leben ablaufen ließ und mich ſogar durch Schlagen entehrte! Hätte ſie nur damals keinen Dolch bei ſich gehabt, ich würde ſie auf der Stelle erwürgt haben.

Nun thut, was Ihr wollt! ſagte Georg und ließ den alten Sünder ſitzen.

Gundiber hatte zwar, wenn er allein und nüchtern war, öfters ſeine ſchlechte That gegen das unglückliche Jettchen erkannt und bereuet, aber der Geiz war zu tief in ſeiner Seele gewurzelt, als daß er ſich hätte, ein gutes Werk zu thun, entſchließen mögen; er ging, wenn ihn das böſe Gewiſſen beunruhigte, in die Herberge und brachte das Gewiſſen durch Trinken zum Schweigen.

Gerade am dritten Tage nach dieſer Unterhaltung mit Georg ließ ihn früh Morgens der Ritter Wolf zu ſich entbieten und redete ihn, als er eintrat an: „Du ſollſt heute einen Ritt mit mir gen Magdeburg machen, Gundiber! der Dir ſo heilſam ſein wird, als mir und womit ich Dir einen Beweis meines Wohlwollens gebe! Du weißt, daß ich in der Jugend manche Thorheit, ja manchen ſchlechten Streich begangen habe, den ich jetzt im Alter bereue. Du weißt aber auch, daß Du mir bei ſolchen Streichen immer behülflich, ja größtentheils der Anſtifter wareſt. In der unlängſt erbauten Stephanskirche*) zu Magdeburg werden ſolche Sünden getilgt, wenn man ſich eines

*) Sie hat oberhalb des Knochenhauerufers geſtanden.

Theils seines Vermögens entäußert und ein Opfer bringt. Oeffne, wie ich, Deinen Seckel und wasche Dein Gewissen mit dem Sündengelde!

Gundiber erschrak gewaltig ob solcher Rede und hatte doch keinen Muth zu widersprechen, auch lies ihm der Ritter dazu nicht Zeit und sagte: „Die Gäule stehen gesattelt, besinne Dich nicht lange und laß uns aufsitzen! Das Geld werd' ich Dir, bis wir wieder nach Hause kommen, vorstrecken!"

Das war für den eben so reichen als geizigen Gundiber ein hartes Wort und doch wagte er nicht zu widersprechen, da er wußte, daß der Ritter dann nur um so fester auf seinem Vorsatze beharren werde; doch Aufschub konnte ihm von Nutzen sein. Er erzählte ihm daher, was ihm der Knappe Georg von der weißen Frau, die sich am Buschkanale sehen ließe, hinterbracht hatte und sagte: „Gewiß ist es Jettchens Geist gewesen, der dem Georg erschienen ist und mich sprechen will. Heut' ist der dritte Tag, wo ich mir vorgenommen hatte, nach der Hütte am Buschkanal zu gehen!" Gut — antwortete ihm der Ritter — so reiten wir ein ander Mal nach Magdeburg, aber nach dem Buschkanal werd' ich Dich begleiten, denn mir hat Jettchens Geist im Traume geboten, eines Abends ihre Hütte zu besuchen und dort ein Andenken von ihr entgegen zu nehmen.

Auch dieser Entschluß des Ritters mochte dem Gundiber nicht gefallen, da er wohl nie die Absicht

gehabt hatte, nach dem Buschkanal zu gehen; er mußte sich indeß bequemen, den Ritter in der ersten Abendstunde abzuholen.

Als sie sich auf dem Wege dahin befanden und etwa nur noch tausend Schritte davon entfernt waren, erblickten sie mit einem Male die kleine Hütte in hellen Flammen. Erschrocken sagte der Ritter: Laß uns eilen, Alter! gewiß hat ein böser Bube das Feuer erst angelegt und kann von uns ergriffen und der strafenden Gerechtigkeit übergeben werden! Doch die schwachen Augen der beiden Greise hatten sich diesmal täuschen lassen, denn die Hütte brannte keineswegs, war aber so hell erleuchtet, als ob sie bewohnt werde. Wie ward aber den beiden Männern zu Muthe, als sie sich der Hütte näherten und durch die offenen Fensterluken in dem kleinen einst von Jettchen bewohnten Stübchen eine weibliche Gestalt sitzen sahen, welche vor zwei brennenden Kerzen auf der Laute spielte und mit lieblicher Stimme dazu sang? Leider war die Gestalt so sehr verschleiert, daß man Gesicht und Kopf nicht erkennen konnte, aber was sie spielte und sang, waren so bekannte Weisen, welche der Ritter viel Mal im Leben von der schönen Jetta gehört hatte. Mitten im Gesange ließ sie die Laute fallen, daß die Saiten mit großem Geklirr zersprangen, stand vom Sessel auf und redete: „Hört mich, ihr Männer! denn im Tode ist Wahrheit! Ihr, Ritter Wolf, waret mir theuer im Leben, dieser Bube aber störte durch Lüge

und Falschheit das schöne Verhältniß unserer innigen Freundschaft, weil ich seine entehrenden Anträge zurückwies und ihn dafür züchtigte. Ich habe schwer gebüßt und, weil ich meiner sündhaften Liebe nicht entsagen mochte, hab' ich noch nicht eingehen können in das Reich der Seligen. Mein Geist wird so lange auf Erden weilen, bis auch der letzte Zweig Eurer Geschlechter untergegangen sein wird. Ihr werdet beide keines natürlichen Todes sterben und in jedem Jahre werd' ich mir ein Opfer suchen aus Eurer Stammverwandtschaft, bis ich durch das letzte erlöset sein werde.

Der Ritter Wolf breitete seine Arme nach der Gestalt aus und begann zu sprechen, doch kaum war das erste Wort seinen Lippen entfallen, so erloschen die Kerzen und in der tiefsten Finsterniß war die Gestalt verschwunden. — Auf dem Rückwege sagte Wolf: Morgen reitest Du mit mir gen Magdeburg, um in der Stephanskirche ein schweres Sühnopfer zu bringen, denn unsere Schuld ist groß! Gundiber mußte, da er anders einen Geldverlust nicht abwenden konnte, diesmal dem Ritter zu widersprechen wagen. Ich brauche — sagte er mit Trotz — mein Geld nöthiger, als daß ich es den Pfaffen geben sollte, die es nicht weniger verprassen, als ich es thun kann. Bedenkt, gnädiger Herr! daß ich alt und schon lange nicht mehr Euer Diener bin! „Schurke, schrie ihn der Ritter an, verdankest Du den Besitz deines Reichthums nicht meiner Gnade?" — Aber Gundiber lachte höhnend

und entgegnete: Die Zeiten haben ſich geändert, ich bin ein freier Mann und will des erworbenen Gutes genießen! Da zog der Ritter ſein Schwerdt und hieb dem undankbaren Knappen den rechten Arm vom Leibe, daß er weit hin nach der Elbe zu flog, aber Gundiber führte einen Dolch bei ſich, dieſen ſtieß er dem Ritter in die Bruſt. Acht Tage lang lebte noch Ritter Wolf von Wolfseck, dann ſtarb er an der Wunde und ward mit großen Ehren begraben, Gundiber aber hatte ſich aus Schmerz und Verzweiflung in die Elbe geſtürzt, wo Tags darauf ſein verſtümmelter Leichnam gefunden wurde.

In dem Jahre, wo dieſes ſich ereignet hatte, ließ ſich Jettchens Geiſt nicht wieder ſehen, auch ertrank dort kein Menſch; in den folgenden Jahren aber ſahe man bei Nachtzeit öfters eine weiße, weibliche Geſtalt am Buſchkanale wandeln, und jedesmal, wenn ſie ſich gezeigt hatte, holte ſich die Elbe dort ihr Opfer, meiſt ein Kind, eine Jungfrau oder einen Jüngling, und lange, noch in der neueren Zeit, haben um die Mitternachtsſtunde vorübergehende Wanderer einen von einer Laute begleiteten weiblichen Geſang gehört, oder eine ſchöne in Weiß gekleidete Dirne geſehen, die immer die Verkündigerin eines ſolchen Todesfalls geweſen iſt. Auch ſoll das Schlagen einer Nachtigall um die Abendſtunde die Erſcheinung der weißen Frauengeſtalt angedeutet und die Wanderer gleichſam gewarnt haben, denn wer die Geſtalt geſehen, iſt ihr Opfer geworden.

X.

Schickſale der Catharinenkirche zu Magdeburg im Alterthume.

Außer dem ehrwürdigen Dom, der unter ſeinen grauen Thürmen heilige Erinnerungen birgt, ſteht unter allen Kirchen Magdeburgs die Catharinenkirche als die erſte und ſchönſte Zierde da. Am Breitenwege, der einzigen wahren und großen Straße der Stadt, vierhundert Schritte vom Krökenthore liegend, verdient ſie wohl die kurze Beſchreibung, welche wir nachfolgend unſern Leſern mittheilen wollen. Im gegenwärtigen Zuſtande beſteht die Kirche aus dem ſogenannten Schiffe und zwei Thürmen, deren Höhe man auf 200 Fuß ſchätzt und die durch ein Mittelgebäude mit einander verbunden ſind. Die Thürme haben oben eine mit Schiefer gedeckte Haube, worauf ein durchbrochener Glockenſtuhl und darüber die gleichfalls mit Schiefer gedeckte Spitze ruht. Beide Spitzen ſind mit vergoldeten Knöpfen und Wetterfahnen verſehen. Unter der Haube iſt die Uhr, deren Zifferblatt vergoldete Ziffern hat. Der Haupteingang befindet ſich weſtlich am

Breitenwege und zeigt uns über sich in der Mauer die Statue der heiligen Catharina, mit dem Schwerdte in der Hand und einem zerbrochenen Rade zu den Füßen. Das Mittelgewölbe der Kirche ruhet auf zehn Pfeilern und zwölf Bogen. Im Innern ist die schöne Orgel merkwürdig. Das nahe Krökenthor verdankt dieser Kirche seinen Namen und hieß anfangs das Kirchenthor, woraus durch die platte Aussprache das Wort Kerkenthor und endlich Krökenthor ward. Die Regierung des achtzehnten Erzbischofs Alberts des II. von **1207** bis **1234**, war die thatenreichste, kraftvollste und vorzüglichste; unter ihr ist nicht nur der Grund zu dem prächtigen Domgebäude gelegt, sondern auch die Catharinenkirche im Jahre **1230** gestiftet, wenn schon erst später völlig ausgebaut worden. Der Erzbischof Albert stand in hohem Ansehen bei dem Kaiser, begleitete denselben nach Italien und brachte von da mehrere denkwürdige Reliquien, unter andern einen Finger der heiligen Catharina mit, welcher noch gegenwärtig in der Domkirche aufbewahrt wird, und in der Seele des Erzbischofs wahrscheinlich den ersten Gedanken, zu Ehren dieser Heiligen einen Tempel zu stiften, hervorrief. Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, wo an diese Kirche noch nicht gedacht war, hatte die Stadt in dortiger Gegend ein Ende, und es soll bis zum Jahre **1214** die Stadtmauer vor dem jetzigen Kirchplatze vorüber nach dem vormaligen Marien-Magdalenenkloster hinauf gegangen sein. Damals

hat noch Alles, was später die Catharinen-, Jacobs- und Peterspfarre, das Marien-Magdalenenkloſter und Invalidenhaus geheißen, vor dem jetzigen Thore, alſo außerhalb der Stadt gelegen. An der Stelle des gedachten Kloſters und der Peterskirche hat das alte Burggrafenſchloß nebſt dem Hünenthurme geſtanden. Die Catharinenpfarre iſt in der Vorſtadt und in der Sudenburg das vormalige Judendorf geweſen. Frohſa war ein Dorf an der Waſſerſeite der jetzigen Neuſtadt. Wir ſind außer Stande, das von Albert II. ertheilte Stiftungsdiplom der Catharinenkirche, ſeinem Inhalte nach, mitzutheilen, weil es bei der Erſtürmung der Stadt **1631** nebſt allen übrigen auf die Fundation und Ausſtattung der Kirche Bezug habenden Schriften und Documenten verloren gegangen, und Dasjenige, was zur Ermittelung der Kircheneinkünfte unerläßlich nothwendig war, höchſt unzureichend aus den Ausſagen und Gedächtniß der Kirchendiener und Vorſtände entnommen worden iſt. Die Advokatur oder Oberaufſicht über dieſe Kirche hat, der Stiftung gemäß, dem jedesmaligen Domprobſt zugeſtanden; Vieles ſoll bis zum Jahre **1559**, in Folge der durch die Reformation eingetretenen Veränderungen, eine andere Geſtalt erlangt haben; um dieſe Zeit ſoll auch das Patronatrecht erloſchen und das Wahlrecht dem Kirchenkollegium, die Vokation aber dem Magiſtrat, mit Vorbehalt der Confirmation durch die Regierung, anheim gefallen ſein.

Schon in den erſten Jahren ihrer Stiftung drohe-

ten der Catharinenkirche mancherlei Gefahren, und es erlitt dieselbe eine Menge Unfälle, aus welchen sie jedoch immer wieder glorreich hervor ging. Im Jahre 1224 fand sich eine scheinheilige Predigersekte von Mönchen in Magdeburg ein, welche ein Kloster erbauete und darauf ausging, durch ihre Vorträge die bestehenden Kirchen zu beeinträchtigen und die Einkünfte derselben in ihre Säckel zu spielen. Sie bedienten sich dazu zweier Mittel, wodurch sie auf das einfältige Volk wirkten, nämlich eines äußerlich frommen und ehrwürdigen in Wahrheit aber nur scheinheiligen Wandels, sowie der sogenannten Bußpredigten, verbunden mit einer Anlockung zum Beichtstuhle, in welchem sie, nach ihrer Sprache, bekehren, eigentlich aber das Volk an sich ziehen wollten. Es waren die sogenannten Barfüßer- oder Bettelmönche, welche insonderheit Kappen trugen, womit viel Mißbranch gemacht wurde, indem sie diese Kappen unter dem Vorwande, daß sie den Erlaß der Sünden enthielten, für schweres Geld, das Stück oft für drei- bis sechshundert Gulden, verkauften. Von diesem Handel soll sich das Sprüchwort herschreiben: Jemandem eine Kappe kaufen. Sehr lange haben diese Mönche ihr Unwesen in Magdeburg getrieben, denn erst später gelang es dem Erzbischof Friedrich, sie völlig zu vertreiben. Als im Jahre 1524 am sechsten Sonntage nach Trinitatis der große Reformator Luther zuerst in der Johanneskirche gepredigt hatte, wagten es die beiden an der Catharinenkirche

angeſtellten Prediger, Bode und Ziegenhagen, nicht nur evangeliſche Meſſen zu leſen und das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt auszutheilen, ſondern mit ihnen unternahmen es auch einige achtbare Männer aus der Gemeinde, dem Magiſtrat in einer beſondern Denkſchrift mit feſtem Ernſte vorzuſtellen, daß ſie überall bei den Lehrſätzen der neuen evangeliſchen Kirche beharren würden, und wurden von genannter Behörde geziemend angehört. Zur Zeit der Reformation waren in die Catharinenkirche eingepfarrt: der Marſtall, die Knochenhaueruferſtraße, die Barfüßer-, die große und kleine Schrotsdorfer-, die Apenburger- und Catharinenſtraße, der Breiteweg, der neue Scharren, der Fuchshöl und im Brön. Im Jahre 1613 betraf dieſe Kirche durch ein ſeltſames Ereigniß ein großes Braudunglück. Der Bürger und Bierbrauer im Petersviertel, Melchior Teufel, hatte nämlich während des Nachmittags-Gottesdienſtes ein Fuder Stroh aus der Neuſtadt geholt, um es nach ſeinem Brauhauſe zu fahren; er ſelbſt ſtand im Rufe eines Kirchenverächters, und begleitete perſönlich den mit Stroh beladenen Wagen, war auch während des Abladens zugegen, und hieß, trotz der aus der Kirche herüberdringenden Orgeltöne, ſeinen Leuten rüſtig zu arbeiten. Auf einmal fing das abgeladene Stroh Feuer, und es entwickelte ſich eine ſo ungeheure Feuersbrunſt, daß in kurzer Zeit im Petersviertel 23, im Jakobsviertel 49 und im Catharinenviertel 140 Häuſer, mit Einſchluß von 44 Brau-

häuſern, außer mehreren Ställen und Scheunen in Aſche gelegt wurden. Neben der Catharinenkirche wohnten zwei Bäcker, deren mit vielem Holze und Fettwaaren angefüllte Häuſer ein Raub der Flammen wurden und das Feuer auch der Catharinenkirche mittheilten. Um drei Uhr in der Nacht ſtand die Kirche in vollen Flammen, mit großem Gekrach ſtürzten die Thürme nebſt den Glocken herab und dieſe zerſchmolzen, das Feuer drang in das innere Gewölbe und wüthete dergeſtalt, daß die ſchöne Orgel, die Kanzel und die ganze prächtige Altarbekleidung von dem gefräßigen Element verzehrt wurden. So war auf einmal der ſchöne Tempel vernichtet und die Gemeinde mußte ihren Gottesdienſt in St. Auguſtin halten. Beiläufig gedenken wir, der Sonderbarkeit halber, einer Brandpredigt, welche der damalige Senior, Paſtor Malſius, gehalten und unter dem Titel: „Kühlwaſſer und Brandſalbe zu dem gefährlichen Brandſchaden der hochbeſchädigten Catharinenkirche in Magdeburg, zubereitet von Malſius Anno 1613“ im Druck herausgegeben hat. Außer vielen anderen nach dem Aberglauben damaliger Zeit riechenden Ungereimtheiten erzählte der gelehrte Malſius in gedachter Predigt, daß in den Knöpfen der herabgefallenen Thürme ſchriftliche Urkunden gefunden worden wären, wornach die Kirche bereits **145** Jahre lang geſtanden hätte, daß ſchon **1521** in einer Mitternacht der Blitz in einem der Thürme gezündet habe, daß ferner die Thurm-

uhr 1593 fertig geworden und daß die im Jahre 1603, alſo zehn Jahr vor dem Brande, gebauete Kanzel von purem Alabaſter geweſen ſei. Die Kirche wurde auch 1613 wieder hergeſtellt. Nach dem Wiederaufbau dachte man zunächſt an die Glocken, deren Guß durch Meiſter Heinrich Borſtelmann vorzüglich gelang. Die große Glocke, deren Speiſe 92 Centner wog, wurde im Auguſt des gedachten Jahres gegoſſen. Es darf nicht übergangen werden, auf welche ſonderbare Art dieſe große und ſchöne Glocke von der Stelle, wo der Guß geſchehen war, bis nach der Kirche gebracht worden iſt. Die Glocke lag nämlich im offenen Hofraume eines Bürgers Namens Johann Frick am Breitenwege und ſollte ſofort von da nach der Kirche gebracht werden, weil man auf der offenen Stelle Beſchädigungen fürchtete, aber zur Zeit der Erndte fehlte es an kräftigen Händen, um die Glocke fort zu ſchaffen, denn alle rüſtige Männer befanden ſich in den Feldern. Als früh zwiſchen 7 und 8 Uhr die Kirchenväter und Aelteſten überlegend und berathend um die Glocke herum ſtanden, und kein Mittel ausfindig machen konnten, wie die Glocke fort zu bringen ſei, da fanden ſich nach und nach mehrere Knaben ein, welche von dem Wege nach der Schule die Neugier zum Beſehen der Glocke gelockt hatte. Die Kinder, deren immer mehr wurden, erboten ſich im jugendlichen Uebermuthe, die große Glocke nach der Kirche zu ziehen, wenn man ihnen ſtarke Seile geben würde. Die Vor-

stände gingen darauf ein und über zweihundert Schulknaben zogen wirklich die an einem langen und starken Tau befestigte Glocke bis auf den Kirchhof. Zwar ging es langsan her und die Kinder kamen erst gegen Mittag mit der Glocke an der Kirche an, aber ihr Jubel und die Freude der Eltern und Zuschauer war so groß, daß dieses Ereigniß noch spät in dem Gedächtniß der hochbejahrten Greise ruhete. Um die Glocke standen die Worte: **Igne Dei perii, genuit me fervidus ignis. Servio nunc igni, Spiritus alme, tuo.**

Das ist zu deutsch:

Durch Blitzesstrahl ein Feu'r entstand,
Das viel Häuser und die Kirche verbrannt;
Darin bin ich zerflossen,
Durch Feuer wieder gegossen.
Nun thue ich zu jeder Stund
Des Geistes Feuer lautend kund.

Auf der einen Seite dieser Glocke stand ein Cruzifix, auf der andern das Bild der heiligen Catharina. Um den Rand herum waren die Namen der Gemeinde-Aeltesten und Kirchenväter zu lesen, als: Posche Wieprecht, Hans Wieprecht, Georg Schlüter, Kaspar von Steinbeck, Jacob Schrader, David Picht, Karsten Beneke, Martin Wetzel, Markus Görke, Franz Lappe und Georg Nase, die Aeltesten.

Balthasar Brumbei, Herrmann Becker, Kirchenväter.

Gloria in excelsis Deo. Anno 1613. Heinrich Borſtelmann me Fecit.

In demſelben Jahre wurde auch eine neue Orgel mit 33 Regiſtern und drei Claviaturen gebaut. Obige Umſchrift iſt aber jetzt nicht mehr vorhanden, ſondern eine von 1618, ebenfalls von Borſtelmann unterzeichnet, daher man ſchließen kann, daß in dieſem Jahre die Glocke umgegoſſen worden. Schon 1613 warf ein großer Sturm eine Thurmſpitze von der Kirche. Ein trauriges Schickſal aber erlebte unſere Catharinenkirche an dem verhängnißvollen 10. Mai 1631. Während der Pfarrer Thodänus in ſeiner Dienſtagspredigt einen Vortrag über die Worte hielt: Wär' Gott nicht mit uns dieſe Zeit ꝛc., war gerade der Feind in die Stadt gedrungen und ſtürmte den Breitenweg herauf. Viel Zuhörer eilten nach Hauſe, viele aber blieben in der Kirche, hier mehr Sicherheit hoffend, dieſe aber und zwar über 70 Perſonen wurden von den Tilly'ſchen Soldaten niedergehauen. Bei dem bald darauf ausbrechenden Brande wurde die Kirche in einen Stein- und Aſchenhaufen verwandelt. Bei dieſer Gelegenheit verbrannten, wie ſchon oben bemerkt worden, alle das Nähere über den Bau, die Stiftung und das Einkommen der Kirche nachweiſende Papiere und Urkunden. Das Blut der gemordeten Schlachtopfer ſoll wie ein Wall um die Kirche geſtanden haben. Um ſpäter die Einkünfte der Kirche einigermaßen feſt zu ſtellen, wurden die Kirchen-

vorſtände Paſcha Thomas und Lüderwald abgehört und ihre Ausſagen den Einkommenliſten zum Grunde gelegt. Im Jahr 1637 wurde der Wiederaufbau der Kirche vollendet, und die wunderbar nicht geſchmolzene Glocke in dem vorigen Zuſtande wieder auf den Thurm gebracht. Bei dieſem Baue hatte man ſich aber übereilt, denn am 1. Juni 1653 ſtürzte Nachts 11 Uhr der nördliche Thurm mit der großen Glocke wieder ein und daſſelbe Schickſal erlitt der andere Thurm am 6. Auguſt 1656. Am 13. April 1655 wurde die große Glocke wieder auf den neu hergeſtellten Thurm gebracht, und an demſelben Tage noch geläutet. Als merkwürdig muß uns jetzt der am 25. Juli 1668 mit dem Maurermeiſter Ehrhard Lindner über den Wiederaufbau der Kirche geſchloſſene Contract erſcheinen:

Die Kirche von Grund aus unter Dach und Fach zu bringen, ein Mittelgebäude zu machen, im Schiff zehn Pfeiler und zwölf Bogen, ſowie ein Gewölbe unter den Thurm zu bauen, zwei Giebel von Grund aus aufzuführen, die Außenpfeiler zu ergänzen, in den Thürmen die Böden, einen Glockenſtuhlkaſten und Stellung zu machen, die Glocke auf den Thurm zu bringen, das Dach doppelt mit Ziegeln zu belegen, — Alles dieſes war mit der Bedingung für 6000 Rthlr. verdungen, daß das Ganze im Jahr 1672 fertig ſein ſollte.

So gering dieſer Koſtenaufwand auch immer war,

er konnte damals doch weder aus dem Kirchenvermögen, noch von den Gemeinden, mußte vielmehr durch Kollekten im Inn- und Auslande mühsam aufgebracht werden. Wie wenig damals durch solche Sammlungen einkam, beweiset der Umstand, daß in der langen Zeit von drei bis vier Jahren durch solche Kollekten kaum 2000 Thaler erlangt wurden, wozu das Herzogthum Magdeburg 256 Thaler und die Rathskämmerei 300 Thaler bewilligte. Dagegen verewigten sich von den Eingepfarrten viele durch reiche Spenden an Geld und Kirchengeräth, namentlich gaben

1) Joachim Breier eine vergoldete Altarkanne, eine silberne Schachtel und mehreres Altargeschirr;
2) der Bürger Rosenstock Kelch und Teller von Silber und vergoldet;
3) H. Hellner einen vergoldeten Kelch;
4) der Kämmerer Seltener zwei Altarleuchter und eine Kanne von Messing;
5) die Schmelzerbrüderschaft zwei große Leuchter;
6) der Kämmerer Witte ließ den Taufstein,
7) Friedrich Nebelung die Beichtstühle bauen;
8) ein Graf Rivarola einen schönen Stuhl, welchen sich später der Magistrat aneignete;
9) der Kämmerer Krügel gab 500 Thaler zum Kanzelbau;
10) der Kaufmann Balke ebenso viel zum Altarbau, der Maler Fensterer zierte den Altar für 230 Thaler mit einem schönen Gemälde.

Die schöne Orgel war verloren gegangen, daher man sich lange mit einer kleinen Orgel aus der Johanneskirche behalf, bis endlich der Orgelbauer Schnittger aus Hamburg gegen Annahme des alten Werks und für 210 Thaler eine neue bauete, die aber nur zwei Klaviaturen hat. Am Sonntage Septuagesimä 1679 wurde die Kirche durch den Senior Dr. Baak eingeweihet. In der Zeit von 1691 bis 1699 wurden die Thürme zum dritten Male gebauet, deren Dachung eine Last Schiefer von mehr als 500 Centner haben soll. Die Gestalt der Thurmspitzen war von unten die Form einer Haube mit grünem Gestühle, dann wieder eine Haube und darüber die Spitzen. Die Höhe der Thürme mit Mauerwerk und Spitzen soll gerade 100 Ellen betragen. In den Knöpfen der Thürme befindet sich nebst einigen damals üblichen Münzen eine Schrift folgenden Inhalts:

In Jesu Namen Amen.

Demnach durch des großen Gottes Hilfe und Gnade die Kirche St. Catharine zu Magdeburg, welche in der am 10. Mai 1631 beschehenen jämmerlichen Zerstörung dieser Stadt von Grund aus ruinirt und in einen Aschenhaufen geworfen, im Monat August 1668 wieder aufzubauen angefangen worden, ist solches Werk durch Gottes Gnade abgegangen und geendiget, worauf man auch den Bau der Kirchthürme angetreten und ist der eine Thurm ausgebauet und den 1. August 1695 Knopf und Fahne aufgesetzt

worden, hiernächst ist auch der andere Thurm aufgeführet und am heutigen Tage Knopf und Fahne aufgesetzt, welches war der 21. September im Jahr nach Christi Geburt 1699, unter der höchst löblichen und glorwürdigen Regierung des Allerdurchlauchtigsten Großmächtigsten und Unüberwindlichsten Fürsten und Herren Leopoldii erwähnten römischen Kaisers und allzeit Mehreren des Reichs ꝛc. derer Reiche des Römischen im 41., des Ungarschen im 44. und des Böhmischen im 43. Jahre, unsers gnädigen Kurfürsten und Landesherrn Herrn Friedrich des III. zu Brandenburg im 11. Jahre Dero Kurfürstlichen Regierung, als Gott sei gedankt im römischen Reiche Friede war und der langwierige Krieg sowohl wider den König von Frankreich als der ottemannischen Pforten ein Ende genommen, inmittelst doch bei diesen Friedenszeiten eine große Theurung des Gedraides und anderer Victualien im Lande war, denn 1 Wispel Waizen galt 38 Thaler, 1 Wispel Roggen 33 Thaler, 1 Wispel Gersten 24 und 1 Wispel Hafer 13 Thaler. Weshalben auch ein allgemeiner Beschlag, welcher auch im vorigen Jahre gewesen, von neuen anbefohlen worden, was an Münzen jetzo Gänge und Gäbe ist, ist an allerlei Sorten hierbei geleget, unser Stadtkommandant war Herr von Börstel Kurf. Brandenb. General Major, im Stadtregiment waren der Kurf. Brandenb. Hofrath und Stadtpräses Christian Dietrich Akenhausen, Bürgermeistere waren Herr Breitsprach,

Herr von Lyborg und Herr Peter Neukranz, Stadtsyndikus Justus Bode, Rathskämmerer Friedrich Krüger und Bendix Pape, Rathsherren Josias Mörder, Martin Vogt, Caspar Maschau, Johann Köppe, Andreas Thomas, Andreas Kinderling, David Schaf und Joachim Köpke.

Im Jahr **1700** wurde die neue Kirchenuhr fertig, **1707** eine Mauer um den Kirchhof gezogen, **1723** die Mittelglocke, **18** Centner schwer, angeschafft und die kleinere in das Gestühle des mittäglichen Thurmes gebracht. Als im Jahr **1723** am Breitenwege die Häuser: zum Regenbogen, die goldene Kugel, der graue Wolf und der weiße Stern nebst vielen Hintergebäuden abbrannten, stand die Catharinenkirche abermals in großer Gefahr.

Dieses würden diejenigen Denkwürdigkeiten der Catharinenkirche sein, welche wir aus den vorhandenen Urkunden vergangener Zeiten entnommen haben. Gern hätten wir der alten Schenkungen, Stiftungen, Vererbungen und anderer Nutzungen gedacht, welche vor Alters in den Schatz unserer Kirche geflossen sind, allein die unglückselige Zerstörung der Kirche bei Magdeburgs Sturme hat die schriftlichen Nachweisungen vernichtet und was in der Folge auf mühsamen Wege in dieser Beziehung ermittelt worden ist, kann nur für die Kirche selbst, sonst aber kein allgemeines Interesse haben. So viel weiß man, daß sich die Kirche schon im Alterthume sehr werthvoller Stiftungen, Schenkungen

Digitized by Google

Die heilige Katharina.

und anderer wohlthätigen Spenden erfreuet hat. Was das Innere der Kirche anbelangt, so ist über die Monumente, Bilder, Leichensteine und andere Denkwürdigkeiten hinreichende Nachricht vorhanden, welche jedem Beschauer als Leitfaden dienen kann. Wir schließen diese Betrachtungen der alten Zeit unserer Kirche mit zwei auf ihre Gründung und Zerstörung durch ein Brandunglück Bezug habenden Sagen, indem wir den geehrten Lesern das Schicksal der heiligen Catharina, als Schutzpatronin unserer Kirche, sowie eine freilich nur wenig verbürgte Legende von Melchior Teufel mittheilen, dnrch dessen entzündetes Fuder Stroh im Jahre 1613 die Kirche nebst vielen anderen Gebäuden in Asche gelegt wurde.

A.

Die heilige Catharina.

Zu Anfange des vierten Jahrhunderts herrschte über Alexandrien der König Custus, welcher in der Geschichte wohl wenig bekannt sein würde, wenn nicht seine einzige Tochter, Catharina, durch Schönheit und Weisheit auch in den Nachbarstaaten und allen Ländern eine besondere Berühmtheit erlangt hätte. Wenn man auf die biblische Geschichte alten und neuen Testaments zurücksiehet, so wird man sich erinnern, daß es damals weit mehr und Könige anderer Art

gegebeben habe, als in unſerer Zeit, denn jeder kleine Landſtrich, ja faſt jede einigermaßen volkreiche Stadt hatte einen eigenen Regenten, der ſich König nannte. Zu der Zeit, wo König Cuſtus herrſchte, war Alexandrien eine Provinz des mächtigen Roms, und die Römer ſahen den kleinen König mit dem Rechte des Stärkern für einen Vaſallen an. Wie einſt eine Thebaniſche Legion unter dem Hauptmann Mauritius, ſtand eine Legion Alexandrier im römiſchen Solde. Die Bewohner Alexandriens waren Chriſten und ſtanden, wie die Thebaner, auch bei den heidniſchen Römern in hoher Gunſt, weil ſie ſich eben ſo wie jene durch Tapferkeit ſelbſt vor den Römern hervor thaten.

In einem Kriege der Römer gegen die Saguntier hatte ſich der jugendlich ſchöne Kaiſer Maxentius in einen Hinterhalt verlocken laſſen und war, auf allen Seiten von Lanzen umgeben, in der größten Gefahr, entweder getödtet zu werden, oder ſich gefangen zu geben, weil das römiſche Heer in der Verfolgung der geſchlagenen Feinde weit voraus und nicht gewahr worden war, daß ihr Kaiſer und Feldherr in jenen Hinterhalt gerathen. Maxentius, welcher nur eine ſchwache Leibwache bei ſich hatte, war eben im Begriff, ſich den feindlichen Maſſen, deren große Ueberlegenheit er erkannte, zu ergeben, als der junge Führer oder Hauptmann der Alexandriniſchen Legion mit den Seinigen die Schaar der Feinde im Rücken angriff und Alles vor und neben ſich niederwerfend durchbrach

und den Kaiſer aus dieſer Gefahr errettete. Maxentius erhob auf der Stelle den alexandriniſchen Hauptmann zum erſten Feldoberſten ſeiner Leibwache, war aber kaum mit den Seinigen aus dem Getümmel des kurzen Gefechtes heraus, als ihn ein feindlicher Bolzen zu Boden warf, wodurch ſich das Geſchick leicht zu ſeinem Nachtheil gewendet haben würde, wenn nicht der entſchloſſene erſt ernannte Feldoberſt die Handvoll Feinde bezwungen und perſönlich den Kaiſer in Sicherheit gebracht hätte. Als ſie in Sagunt ankamen, fanden ſie die römiſchen Heerführer, welche zwar geſiegt hatten, in tiefer Trauer und eben im Begriff auszuziehen und den Kaiſer, welchen ſie ſchon für todt hielten, aufzuſuchen. Die Freude ſeiner Krieger war groß, beſonders da die Wunde ohne Folgen blieb, aber ein Neid und bitterer Haß richteten ſich gegen den alexandriniſchen Feldoberſten, der nun beim Kaiſer in der höchſten Gunſt ſtand. Da ein ſolcher Neid dem umſichtigen Kaiſer nicht verborgen bleiben konnte, und er für ſeinen Liebling um ſo mehr fürchtete, als dieſer ein Chriſt war, ſo mußte derſelbe bei Tag und Nacht um den Kaiſer ſein, und ſogar im Zelte deſſelben ſchlafen. Hier mochte das Geſchlecht des jungen Feldoberſten, welcher Niemand anders als die reizende Catharina war, vom Kaiſer entdeckt worden ſein, denn von nun an ließ er ſie nicht von ſeiner Seite, bedachte aber nicht dabei, daß er dadurch die Eiferſucht der römiſchen Heerführer noch mehr ſteigerte, weil dieſe

mit Recht fürchteten, der Kaiser werde sich zum Christenthume bereden lassen. Schon zeigte sich in vielen Cohorten offenkundige Unzufriedenheit und es stand zu fürchten, daß, wie dies schon oft geschehen war, das römische Heer einen Andern zu seinem Imperator oder Kaiser ernennen werde. Maxentius suchte nun seinerseits Alles anzuwenden, um die ihm so theure Jungfrau, der er sein Leben verdankte, um sich zu behalten, zugleich aber auch sich in seiner hohen Stellung zu behaupten. Catharina sollte ihrem Glauben entsagen und zum Heidenthume übergehen, und diese widersprach seinen liebevollen Ueberredungen nur in so fern, als sie die Bedingung stellte, daß sie nur dann seinem Wunsche Gehör geben werde, wenn sie in einem Streite mit seinen gelehrten Weltweisen oder Philosophen unterliegen würde. Nichts hielt der Kaiser für leichter, als den Sieg in der Erfüllung einer solchen Bedingung. Er sandte nach Rom und ließ funfzig der berühmtesten Philosophen herbeirufen, welche mit der Christin Catharina um die Vorzüge des Heidenthums vor dem Christenglauben öffentlich streiten sollten. In der Zwischenzeit und ehe diese Weltweisen ankamen, hatte Maxentius noch oft Gelegenheit, die Tapferkeit und Klugheit der christlichen Jungfrau zu bewundern, und diese gewann auch hauptsächlich dadurch, daß sie den Neid der römischen Feldherren nie mit Haß, sondern immer nur mit Liebe und Ergebung, sowie mit Verzichtung auf alle ihr gebotenen Vorzüge vergalt,

die allgemeine Achtung in einem solchen Grade, daß Niemand mehr an ihren Unterschied im Glauben dachte, sie vielmehr nur als eine Heldin und Pallas Athene bewunderte. Als die Weltweisen beim Heere angekommen waren, säumte Maxentius nicht, sie nach und nach der Christin Catharina gegenüber zu stellen, aber leider überzeugte er sich im Verlaufe des langen Wettkampfes, daß Catharina mit ihrer Weisheit auch über diese hochgelehrten Männer den Sieg davon tragen werde, denn sie wußte die Greuel des heidnischen Götzendienstes dem einfachen Christenthume und dem frommen Glauben an einen einigen Gott gegenüber so darzustellen, daß selbst der Kaiser in seinen Grundsätzen wankte, und wohl nur aus Furcht, Krone und Scepter zu verlieren, dem Heidenthume treu blieb. Alle funfzig Philosophen mußten für ihre schmachvolle Niederlage mit dem Leben büßen und auf dem Scheiterhaufen sterben. So viel sich Catharina Mühe gab, ein so grausames Verfahren zu hintertreiben, so blieb doch der Kaiser fest bei seinem Entschlusse und Catharina konnte Nichts erlangen, als die unbeschränkte Freiheit, auch unter den römischen Soldaten frei dem Christenthume zu huldigen und die alexandrinische Legion, wie sie vorher gethan, darin zu bestärken. Durch diesen Trotz, vielleicht auch durch den leicht errungenen Sieg über die römischen Weltweisen, zog sich Catharina endlich doch den Haß des Kaisers zu, welcher sich um so höher steigerte, als ihre hohe Tugend sich mit den

Begriffen des römischen Imperators von der hohen Sittlichkeit der Jungfrau nicht vereinigen ließ. Der jugendliche Kaiser mochte auch der christlichen Jungfrau lieb geworden sein, denn wenn sie auch niemals die Schranken der höchsten Sittlichkeit überschritt, so bemühete sie sich doch, dem Kaiser zu schmeicheln, und versuchte endlich bei vertraulichen Unterredungen, ihn zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Dieser verwegene Versuch sollte der kühnen Streiterin Ehre, Freiheit und Leben kosten, denn Maxentius, von allen Kriegsobersten und seinen Priestern gedrängt, verurtheilte die Unglückliche zur öffentlichen Stäupung und zum martervollen Tode durch das Rad. In der Nacht vor dem zu ihrer Hinrichtung festgesetzten Tage ließ sie Maxentius in sein Zelt rufen, und versuchte es noch einmal, sie zum Heidenthume zu bewegen, wobei er ihr nicht nur die großen Vortheile auseinander setzte, welche ihrer als römische Bürgerin warteten, sondern ihr auch mit der Aussicht auf eine glänzende Standeserhöhung schmeichelte. Catharina blieb standhaft, und sollte eben durch kaiserliche Trabanten in ihr Gefängniß zurück geführt werden, als sich das kaiserliche Zelt plötzlich durch einen wunderbaren Glanz, der vom Himmel herab zu kommen schien, erhellete, und ein Jüngling in weißem Gewande durch die Wachen trat, welcher laut den Muth und die Standhaftigkeit der Jungfrau rühmte und dem Kaiser erklärte: Diese Jungfrau wird nicht den Tod durch das

Rad ſterben, wie die Heiden, ſondern als heldenmüthige Chriſtin durch das Schwerdt eines Kriegers. Ehe ſich der Kaiſer ſammeln und ſeinen Wachen befehlen konnte, den unbekannten Jüngling feſt zu nehmen, war dieſer verſchwunden. Marentius fand nicht für gut, in der Beſtimmung der Todesart etwas zu ändern.

Es war nach unſerer Zeitrechnung am 25. November 312, als Catharina auf einen Platz vor die Stadt Sagunt geführt ward, um unter den Stößen eines Rades ihr Leben zum Opfer zu bringen. Eine zahlloſe Volksmenge umwogte den kleinen Trupp Soldaten, welcher die Unglückliche, den Kaiſer an der Spitze, zum Richtplatz geleitet hatte. Catharina trug ein langes weißes faltiges Kleid, den ſchönen Kopf mit einem ſtrahlenden Kranze von Juwelen geſchmückt, die ſie als Prinzeſſin aus des Vaters Hauſe mitgebracht hatte, und das ſchöne ſchwarzbraune Haar wallte lang und loſe den ſchlanken Rücken hinab. Als ſie vom Henker gefeſſelt und über einen ausgebreiteten Teppich gelegt worden war, um die ſchmachvollen Stöße mit dem Rade zu empfangen, erſchien abermals der weiß gekleidete unbekannte Jüngling und riß, ſo oft der Henker das Rad zum Stoße ſchwang, ſolches aus den zitternden Händen des ſchrecklichen Dieners der Gerechtigkeit. Niemand wagte den verwegenen Jüngling, welchen das Volk laut für einen Engel der Chriſten erklärte, anzugreifen oder ſein Beginnen zu ſtören, bis der Kaiſer einem Soldaten ſeiner Leibwache

befahl, die Jungfrau mit dem Schwerdte zu tödten. Catharina richtete ſich hoch empor, trat keck mit einem Fuße auf das vor ihr liegende Rad und ſank, als ihr ſchönes Haupt von dem kräftigen Streiche des Kriegers getroffen zur Erde fiel, gerade vor dem Kaiſer nieder, welcher auf hohem Roſſe nur eben den Befehl ertheilt hatte. Der Imperator war tief erſchüttert durch ihren Tod und geſtattete ihren chriſtlichen Glaubensbrüdern gern, den Leichnam mit fort zu nehmen und auf dem Berge Sinai zu begraben. Dort iſt in der Folge alljährlich Catharinens Sterbetag durch ein hohes Trauerfeſt gefeiert, auch ſpäter ein ihr geweihetes Kloſter errichtet und der Catharinenorden geſtiftet worden. Noch um das Jahr **1063** und ſpäter pilgerten unzählige Chriſten nach dem Berge Sinai, um das Grab der frommen Märtirerin, welche inzwiſchen unter die Zahl der Heiligen verſetzt worden war, zu beſuchen. Die Glieder des Catharinenordens trugen ein weißes faltiges Kleid, auf demſelben ein halbes Rad, durch ein blutiges Schwerdt getheilt, und mußten das Gelübde der Keuſchheit und des Gehorſams leiſten. Nur ſittlich reine, durch Muth und Tapferkeit ſich der Ehre dieſes Ordens würdig betragen habende Glieder wurden aufgenommen, und noch lange in der Zeit, als jener heilige Boden in die Gewalt der Ungläubigen gerathen war, herrſchte unter chriſtlichen Völkern der fromme Gebrauch, daß man nach Sinai pilgerte, um am Grabe der heiligen Catharina zu

beten, auch wurden viele Pilgrimme von dem Abte des Kloſters zu Rittern geſchlagen. Noch immer wird das Bild der heiligen Catharina als eine Jungfrau mit einem Schwerdte in der Hand und einem zerbrochenen Rade zu den Füßen, dargeſtellt, ſteht auch noch heutigen Tages in dieſer Art über der Kirchthür unſerer Catharinenkirche gegen die Abendſeite, das Kirchencollegium führt dieſes Bild in ſeinem Siegel.

B.

Der Teufel und der Tartarenkönig.

Das Jahr 1503 iſt für Magdeburg um deßwillen denkwürdig, weil damals die Peſt ſo außerordentlich wüthete, daß es faſt kein Haus gab, in welchem nicht ein oder mehrere Bewohner geſtorben wären. Der Rathsmann Melchior Teufel war ein, um die Stadt und deren alte Gerechtſame hochverdienter Mann, nur dachte und ſprach er nicht wie andere gute Chriſten und mochte ſich nicht gern an die hemmenden Vorſchriften der chriſtlichen Sittenlehre binden, er verkehrte häufig mit Leuten aus allerlei Ständen und verdächtigen Herkommens, unbekümmert, ob ſie Juden oder Chriſten, Heiden oder Muhamedaner waren, denn er rühmte ſich, gar keinen Glauben zu haben, aber gerade ſo viel zu wiſſen, als der liebe Gott wolle, daß jeder Menſch wiſſen dürfe. Er hatte nur ein Kind,

denn die Pest hatte mehrere hinweggerafft, und dieses, ein Sohn, wurde im Jahre 1508 geboren, als auch seine Gattin gleich darauf starb. Unter seinen Freunden war ihm der vertrauteste ein Mann, welcher sich als Häuptling eines fremden Volks, welches man für Tartaren oder Zigeuner hielt, damals in Magdeburg aufhielt. Obschon dieser Tartarenkönig, wie er sich nannte, weder Lust ein Christ zu werden, noch Kenntniß vom Christenthume besaß, so beredete ihn doch der Rathsmann Teufel, daß er sich taufen ließe. Diese Taufe geschah in der Catharinenkirche und der Täufling ließ sich den Namen Graf Wilhelm von Rosenburg beilegen. Er hatte ein Töchterlein, etwas jünger als das Söhnlein des Rathsmann Teufel, die aber in ihrem vierzehnten Jahre schon eine so kräftige, starke und mannbare Jungfrau war, daß sie den schwächlichen Sohn des Rathsmann wie einen Säugling auf den Armen trug. Der kleine Teufel, ebenfalls Melchior genannt, wollte in Wachsthum durchaus nicht zunehmen und der Vater sahe jedesmal in ihm sein Geschlecht entehrt, wenn die kräftige Fiorella, so hieß die Tartarentochter, denselben getragen brachte. Bei einer Unterredung mit dem Grafen von Rosenburg erbot sich dieser, binnen Jahresfrist aus dem sechszehnjährigen Schwächlinge einen so kräftigen Burschen zu machen, als in der Stadt nicht zu finden sei, er stellte aber die Bedingung, daß der Vater einen Kontrakt unterschreiben müsse, in welchem er ihn seinem Namens-

vetter, dem wirklichen Teufel, verschreibe. Der Rathsmann, welcher an keinen Teufel glaubte, unterschrieb den Kontrakt und ließ das schwache Söhnlein mit dem Tartarenkönig ziehen. Schon nach einem Jahre kehrte der junge Melchior Teufel kräftig und riesenstark, auch mit Kenntnissen ausgerüstet, zurück, und Fiorella, welche den Jüngling im Stillen liebte, mußte es jetzt wohl bleiben lassen, den jungen Herkules auf den zarten Armen zu wiegen. Bald nach seiner Rückkehr wurde der sogenannte Graf von Rosenburg vom Blitz erschlagen und, aus welcher Veranlassung ist geschichtlich unbekannt, in der Catharinenkirche begraben. Fiorella war nun eine Waise, der Rathsmann Teufel aber ward ihr Vormund und nahm sie nicht allein in seine Wohnung auf, sondern wünschte nichts sehnlicher, als daß sie sich mit seinem Sohne ehelich verbinden möge, denn sie hatte vom Vater große Schätze geerbt und war so reich als schön. Alles ging nach Wunsche. Die jungen Leute liebten sich und wurden verlobt. Eines Abends im Winter saßen sie, während Vater Teufel noch auf dem Rathhause war, im warmen Stübchen und unterhielten sich von der glücklichen Zukunft, da öffnete sich die Thür und ein alter Tartar trat ein und sagte mit rauher Stimme: Fürchte dich nicht, Fiorella! Du kennst mich und weißt, daß ich unter unserm Volke der treueste Diener deines Vaters war. Ich komme aus der Hölle von ihm abgesandt, um dir zu sagen, daß du deinen Vormund, den Raths-

mann Teufel bitten mögeſt, ſeinen Leichnam aus der Catharinenkirche fortbringen zu laſſen, weil ſonſt ſein Geiſt keine Ruhe und die Kirche nur Gefahren und Unglück zu beſtehen hat.

Fiorella ſowohl als ihr geliebter Melchior thaten wie ihnen der Geiſt geboten hatte; aber der Rathsmann Teufel lachte und meinte, der Satan, oder ſein Namensverwandter, der wirkliche Teufel, beſtehe nur in der Einbildung, daher werde er die Leiche ſeines Freundes in Frieden ruhen laſſen und ſei wegen der Folgen in keiner Beſorgniß. Dieſe Folgen blieben aber nicht aus, denn ſchon im Jahre **1521**, als der junge Melchior Teufel mit Fiorella Hochzeit hielt, ſchlug der Blitz an der Seite des Krökenthors einen Thurm von der Catharinenkirche, und als nach langer Unfruchtbarkeit Fiorella im Jahre **1538** ein Söhnlein gebar, fiel in Magdeburg und der Umgegend eines Tages ſo viel Feuer vom Himmel, daß man fürchtete es werde Alles von den Flammen verzehrt werden. Der Rathsmann Teufel, ſein Sohn und deſſen Gattin Fiorella waren längſt geſtorben und es lebte nur noch der einzige Sohn der Letzteren, der reiche Bürger und Brauherr Melchior Teufel, welcher faſt in jeder Straße ein eigenes Haus beſaß. Dieſer war mehrmals durch Geiſterſtimmen aufgefordert worden, das Grab des vor vielen Jahren in der Catharinenkirche beerdigten Tartarenkönigs aufgraben und den Leichnam fortbringen zu laſſen, aber eben ſo ungläubig wie ſein Großvater,

beachtete der Greis keine solche Warnung und sprach darüber nur mit Spott und Hohn. Kein Verehrer des öffentlichen Gottesdienstes, hatte er am Sonntage **Miser. Domini 1613** unter der Nachmittagspredigt ein Fuder Stroh aus seinem, in der Neustadt gelegenen Hause in sein am Breitenwege befindliches Brauhaus holen lassen. Er selbst leitete das Auf- und Abladen und würde wohl als besorglicher Hauswirth, nach unserer heutigen humanen Gesetzgebung, einer Verwahrlosung nicht zu verdächtigen gewesen sein, aber weil sich wunderbar das hoch geladene Strohfuder entzündet und in wenig Minuten eine Feuersbrunst zur Folge hatte, bei welcher auch die Catharinenkirche in Asche gelegt ward, so mußte er, nach dem damaligen eben so strengen als sonderbaren Gerichtsverfahren, dem Aberglauben des Zeitalters unterliegen und als blutiges Opfer einer furchtbaren Gerechtigkeitspflege fallen. Während die Kirche von außen brannte, versuchte man im Innern derselben die heiligen Gefäße und sonst werthvollen Gegenstände möglichst zu retten, aber die frommen und eifrigen Bürger, welche das Rettungswerk unternahmen, wurden durch schwarze Gestalten zurück getrieben, die mit Aexten Alles in der Kirche niederhieben und aus deren weit geöffneten Mäulern Feuerflammen heraus gefahren sein sollen, so daß Jedermann dieselben für böse Geister gehalten hat.

Das Schicksal der Catharinenkirche und ihr Wiederaufbau nach diesem Brandunglück sind oben bereits

beſchrieben; daher wir nur des Teufelſchen Unterſuchungsprozeſſes zu gedenken haben. Die über das ungeheure Brandunglück auf's Aeußerſte gegen Melchior Teufel erbitterten Bürger, hatten den ſchon hochbejahrten Mann gleich beim Ausbruch des Feuers feſtgenommen und die gegen ihn vorgebrachten Anklage- und Verdachts-Punkte beſtanden in folgenden Umſtänden:

1) Der Name Teufel charakteriſirte ihn um ſo mehr, als einen Böſewicht, das er aus einer Familie ſtammte, welche ſtets die öffentlichen Gottesverehrungen verachtet hatte;
2) ſeine Mutter war die Tochter eines Tartaren und Zauberers geweſen;
3) beim Löſchen in der Kirche hatten böſe Geiſter argen Unfug getrieben und das Löſchen zu hindern geſucht;
4) das Stroh im Wagen hatte ſich nicht ſelbſt entzünden können, mußte vielmehr abſichtlich in Brand geſteckt ſein, weil es unter der Kirche angefahren worden, wodurch Teufel die Möglichkeit des Löſchens erſchwert hatte, da die Gemeinde größtentheils in der Kirche geweſen.

Wenn ſchon, wie jeder Vernünftige leicht ermeſſen kann, alle dieſe Umſtände zuſammengenommen nicht geeignet ſein konnten, einen haltbaren Verdacht vorſätzlicher Brandſtiftung gegen den reichen Bürger und Brauherrn Teufel zu begründen, ſo wurden ſie doch in jener finſtern Schreckenszeit für hochwichtige Momente

betrachtet, welche ein peinliches Verfahren hinlänglich rechtfertigten. Der unglückliche, zwar nicht arme, vielmehr steinreiche Teufel, wollte zwar anfangs die That leugnen, doch das vortreffliche Mittel der Folter preßte ihm ein so vollständiges Bekenntniß ab, daß kein Narr an der Wahrheit desselben zweifelte. Nur der Beweggrund, welchen der Inquisit angab: „daß er nämlich nur seine Mitbürger in Schrecken habe setzen wollen, indem er durchaus nicht geglaubt habe, daß sich das Strohfeuer vom Wagen den Häusern mittheilen könne," wollte den gestrengen Richtern nicht einleuchten, daher denn die kaum bei Seite gelegten Marterinstrumente noch einmal hervorgesucht werden mußten, welche das von den hochweisen Herren gefürchtete Resultat ergaben, daß Teufel auf die ihm gemachten Vorhaltungen gestand: „er sei mit dem wahren oder leibhaften Teufel im Bunde und habe demselben versprochen gehabt, in der Nähe der Kirche einen Brand zu stiften, von welchem auch diese ergriffen und die Seele des darin begrabenen Tartarenkönigs erlöset werde. Damals nahm ein peinliches Verfahren, ob es schon weder Criminalgerichte noch Geschworene gab, einen sehr raschen Gang; wenn der Angeschuldigte bekannt hatte, sprachen die Schöppen das Urtheil und die Vollstreckung desselben folgte unmittelbar darauf, die Rechtsmittel und Begnadigungsgesuche kannte man bei dieser Art Verfahren nicht, man glaubte: wider das, was Recht sei, dürfe es kein

Mittel geben und Gnade könne nur bei Gott sein. — Es wurde, wenn in peinlichen Sachen ein zweifelhafter Fall vorkam, dessen Knoten die erleuchteten Richter mit ihrem Menschenverstande nicht zu lösen vermochten, ein solcher Fall durch ein sogenanntes Gottesurtheil entschieden, was jedoch in der Zeit, in welcher sich der Teufelsche Prozeß bewegt, auch nur noch höchst selten vorkam. Melchior Teufel wurde zum Tode durch den Strang verurtheilt und sollte am dritten Tage nach dieser Entscheidung gehangen werden.

Das Hochgericht befand sich damals vor dem Krökenthore, in der Nähe der Neustadt, da, wo gegenwärtig eine baiersche Bierhalle zum frohen Lebensgenuß einladet; neben dem Steinbruche schräg über lag der Rabenstein und lange Zeit hat sich dort der sogenannte Galgenkrug befunden, welcher gewiß bei öffentlichen Executionen nicht leer gestanden haben wird. —

Es war ein trüber Herbstmorgen, als der unglückliche Teufel mit einer weißen Kappe, dem sogenannten „Armensünderkleide", bekleidet auf einer Karre durch das Krökenthor nach der Richtstätte gebracht ward. Wie noch heut zu Tage gab es damals der Neugierigen genug, daher die ganze Straße mit einer langen und dichten Menschenmasse bedeckt und kein Baum oder Hügel in der Nähe war, der nicht erklommen und besetzt gewesen wäre. Es gab aber auch damals mehr zu schauen, als bei einer Execution unserer Zeit, denn der wirklichen Strafvollstreckung ging ein feierlicher

Akt — die Hegung des hochnothpeinlichen Halsgerichts — voraus, bei welchem das peinliche Gerichtsverfahren in der Kürze wiederholt und über den Verurtheilten der Stab gebrochen wurde.

Wenn wir schon voraussetzen dürfen, daß ein großer Theil unserer Leser von dem hochnothpeinlichen Halsgericht eine klare Vorstellung habe, so dürfen wir doch nicht unterlassen, diese Handlung bei der Teufelschen Execution etwas näher zu beschreiben, weil sich dabei ein Umstand ereignete, welcher das Volk wie die Richter in einen nicht geringen Schrecken versetzte und Beide in der schon vorgefaßten Meinung bestärkte, der wirkliche Teufel möge bei dem traurigen Falle sein unsichtbares Spiel treiben. Dem Hochgericht oder Galgen gegenüber befand sich, wie schon oben bemerkt, der Rabenstein, damals ein künstlich aufgeworfener Erdhügel, etwa 40 Fuß ins Gevierte groß. Auf dieser erhöheten Fläche stand ein schwarz behangener Tisch, auf welchem nichts weiter als ein etwa zwei Ellen langer und eines Daumen starker weißer (geschälter) Stab von Hasel oder Rothweide lag. Um den Tisch herum saßen Richter und Schöppen, d. h. diejenigen Personen, welche den Teufelschen Untersuchungsprozeß geführt und darüber erkannt hatten. Das Verfahren bei Hegung des hochnothpeinlichen Halsgerichts bestand darin, daß der arme Sünder nochmals vorgeführt und kurz vernommen ward. Wenn er sein Bekenntniß der ihm Schuld gegebenen That

ausgesprochen hatte, stand der vortragende Richter auf, ergriff mit beiden Händen den, auf dem Tische liegenden weißen Stab und brach ihn mit den Worten: „Empfange dein Recht," über seinem Haupte entzwei. Sowie dies geschehen war, sprangen sämmtliche obrigkeitliche Personen von ihren Sitzen auf, warfen die Stühle um und sprachen dreimal das Wort „Zeter" aus. Dies nannte man das Zetergeschrei, mit welchem der Verurtheilte dem Scharfrichter oder Henker übergeben und von diesem nach dem eigentlichen Richtplatze abgeführt ward.

Als Melchior Teufel vor den Gerichtstisch gestellt worden war, fand dasselbe Verfahren Statt; er legte ein nochmaliges Bekenntniß ab und der Stadtrichter ergriff den weißen Stab, um ihn über seinem Haupte zu zerbrechen. So sehr er sich aber anstrengte, das dünne Stöckchen, das er leicht mit zwei Fingern hätte zerbrechen können, zu zerdrücken, so wollte ihm dies Mal diese leichte Mühe nicht gelingen, er mußte, um nur den Gang der Handlung nicht aufzuhalten, den kleinen weißen Stab zu Boden werfen und das Zetergeschrei rasch beginnen, um die Zuschauer zu täuschen und ihre Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand zu richten. Der Inquisit Teufel schritt, von zwei Henkern geführt, muthig und rüstig die Leiter hinauf, wo ihm oben eine Schlinge um den Hals gelegt und er sodann von der oberen Stufe herabgestoßen wurde. So weit ging Alles glücklich von Statten und ein

großer Theil des Volks hatte die Augen von der ſchauderhaften Scene ſchon abgewendet, theils weil der Anblick zu gräßlich gedacht, theils überhaupt dafür gehalten wurde, es gebe nun nach dieſem letzten Akt nichts mehr zu ſehen, allein ein allgemeines, aus vielen tauſend Kehlen ertönendes Hallogeſchrei, von Staunen und Lachen begleitet, gab zu erkennen, daß das Trauerſpiel noch nicht zu Ende oder ein Auftritt vom Stegreif oder Zufall eingeſchoben worden ſei, auf den man nicht gefaßt geweſen. — So war es auch. Der Strick, an welchen Melchior Teufel gehangen worden, war geriſſen und dieſer ſtand munter und wohlbehalten unter dem Galgen. Mancher Andere an ſeiner Stelle würde den Moment benutzt und ſich davon gemacht haben, da gewiß viele Zuſchauer, wenn auch nur aus Mitleid, ſeine Flucht eher begünſtiget als verhindert haben würden, der Gefangene mußte aber ein ſehr dummer oder auch ein ſehr kluger und ſchlauer Teufel ſein, denn er ſtieg ruhig wieder die Leiter hinauf und hielt geduldig ſeinen Hals hin, um ſich den Strick noch ein Mal anlegen zu laſſen. — So dachte man allgemein, als man den armen Sünder die Leiter emporſteigen und oben ſtehen ſahe. Aber man hatte ſich gewaltig geirrt. Teufel hielt den zerriſſenen Strick deſſen größtes Ende noch um ſeinen Hals geſchlungen war, hoch empor und gab zu erkennen, daß er ſprechen wolle. Das Publikum war mäuschenſtill, denn es verſtand ihn und war neugierig, was er vorbringen

werde. Er ſprach mit vernehmlicher Stimme: „Ich war zum Strange verurtheilt, das wißt Ihr Alle, geliebte Mitbürger! Die Folter hatte mir das Geſtändniß wider die Wahrheit abgepreßt, aber es ſei! ich bin gehangen und der Strick iſt geriſſen! Ich frage die Herren Rechtsgelehrten: darf man mich, da ich nur ein Mal zum Tode verurtheilt werden konnte, zwei Mal hängen?

Ein lautes Gemurmel des Unwillens auf der einen, ein wüthendes Jubelgeſchrei auf der andern Seite erfüllte die Luft. Ein alter, gelehrter Advokat warf ſeine Perücke hoch in die Luft, daß der Puder wie Schneeflöckchen umherflog, und ſchrie: **Silentium!***) Die Strafe iſt vollſtreckt und damit Punktum! Daß der Strick riß, war ein Zufall und nach dem Rechtsgrundſatze **Casum sentit dominus****) muß Gnade eintreten, denn der Herr iſt hier Niemand anders, als Gott, nämlich der Herr über Leben und Tod!“

Doch die ſtrengen Richter dachten anders und kehrten ſich nicht an den unberufenen Vertheidiger; ſie winkten den Henkern, welche den armen Teufel, ehe er ſich deſſen verſahe, noch ein Mal hingen und dabei einen feſteren Strick genommen haben mochten, weil er nicht, wie der erſte, riß, den armen Sünder vielmehr ſo kräftig in der Schwebe hielt, daß ihn Jeder-

---

*) Silentium: Ruhe.

**) Des Zufalls Schade trifft den Herrn.

mann beſchauen konnte. Noch an demſelben Tage wurde der Leichnam vom Galgen abgenommen und unter demſelben eingeſcharrt.

Das Feuer und der Brauherr Teufel waren vergeſſen; nur wem ſein Weg irgend einmal am Galgen vorüberführte, dachte noch mit Schaudern daran, wenn er ſich der furchtbaren Ereigniſſe erinnerte. Eines Nachts brachte ein junger Metzgergeſell ein Kalb getrieben, welches vor Ermattung nicht mehr laufen konnte, gerade am Galgen ſetzte ſich der ebenfalls ermüdete Burſche nieder und dachte: Nun mag's werden wie es will, tragen kannſt du das Kalb nicht. Er hatte nicht lange geſeſſen, ſo kam ein Wanderer des Weges, grüßte den jungen Geſellen und ſagte: Will das Kälblein nicht mehr laufen? Nein! ſagte der Burſche, es iſt Eins ſo müde, wie das Andere!

Es iſt auch ein ſchlechtes Handwerk, das Viehtreiben, nicht wahr?

Ja wohl! antwortete der junge Fleiſcher, und kommt man zu ſpät nach Hauſe, da ſetzt's auch noch Zank und Scheltworte vom Meiſter.

Haſt du Courage mein Sohn? frug der Fremde weiter; doch die haſt du, ſonſt würdeſt du in der Nacht nicht beim Galgen ſitzen. Hilf mir hier eine Arbeit verrichten, die, noch ehe es Mitternacht brummt, vollendet ſein muß, du ſollſt glücklich werden. Topp! ſagte der Fleiſcher, ich helfe.

Der fremde Wanderer nahm einen Spaten und

grub einen Leichnam aus, der Fleiſchergeſell mußte ihm denſelben nach dem nahen Gottesacker tragen helfen, wo er in ein Grab geſenkt ward. Als die Arbeit vollbracht war, ſagte der Fremde: „Nun geh' nach deinem Kalbe, es wird ſchon ausgeruhet haben! Da, wo es wieder ſtehen bleibt, liegt dein Glück begraben! Gieb ihm den Namen des Thieres, das dich zu ihm geführet hat!" Kaum war der junge Fleiſcher dem Galgen wieder nahe, ſo ſtand das Kalb auf und marſchierte munter der Stadt zu; auf einmal aber legte es ſich nieder und war weder mit Worten noch mit der Peitſche fort zu bringen. Der Burſche wollte es am Schwanze empor heben und durch Fortſtoßen in Gang bringen, doch ſtaunte er, als er ſtatt des langen Schwanzes ein kurzes, rauhes Ding in die Hand bekam, das dem Schwanze eines Bären, aber nicht eines Kalbes glich! Auch fing das Thier, als er es zum Laufen fortzuſtoßen begann, gewaltig an zu brummen und ſtand ſo feſt auf den Beinen, daß es von den Stößen des kräftigen Burſchen nicht einmal bewegt ward. Der Fleiſchergeſell befühlte und prüfte nun das Thier genauer und überzeugte ſich, daß er ſtatt ſeines Kalbes einen ungeheuern Bär vor ſich hatte. Was ſollte der Meiſter ſagen, wenn er ſtatt des Kalbes einen Bär brächte? und die junge, zarte Meiſterin konnte wohl gar erſchrecken, und — ? Da fing das Ungethüm an mit den gewaltigen Tatzen die Erde aufzuwühlen, daß ihm die Schollen um den Kopf

herumſauſ'ten. Halt! dachte er; ſagte nicht der Fremde: da, wo das Thier ſtehen bleibt, liegt dein Glück begraben? — Er ließ den Bär wühlen und — that wohl daran, denn nach langem Wühlen flogen dunkle Klumpen umher, welche beim Niederfallen einen Klang von ſich gaben; er hob ſie auf und hatte bald die Hände ſo voll von Goldſtücken, daß er ſie nicht alle tragen und fortbringen konnte. Er ſcharrte daher einen Theil wieder ein und nahm nur ſo viel mit, als er tragen konnte. Der Bär folgte ihm nach, wie ein treuer Hund. Am Morgen darauf holte er das übrige Geld und war nun ſo reich, daß er ſein Fleiſcherhandwerk aufgab, das Stück Land, auf welchem der Bär die Geldſäcke ausgegraben hatte, an ſich kaufte, darauf einen ſtattlichen Gaſthof anlegte und ihn den Gaſthof „zum Bären" nannte. Lange hat an jener Stelle, wie den lieben Magdeburgern bekannt ſein wird, ein ſolcher Gaſthof geſtanden und war auch unter dem Namen des Bender'ſchen Kaffeegartens bekannt.

Mit dieſem Teufel'ſchen Prozeſſe und dem Auffinden eines Schatzes ohnweit des ehemaligen Galgens ſteht ein Ereigniß in Verbindung, welches von dem ſtrengen Rechtsgefühl der Bürger jener alten Zeit zeugt, wenn es ſich um ein gemeinſchädliches Uebel handelte, das einer ihren Mitbürgern der Stadt und ihren Bewohnern zugefügt hatte. Wir haben oben angeführt, daß Inhalts einer in den Knöpfen der Catharinenthürme befindlich geweſenen Schrift eine große Theu-

rung Statt gehabt und der Wispel Roggen 33 Rthlr. gegolten habe. Als man damals erforſcht hatte, daß einige Wucherer durch Vor- und Aufkauf die Getraidepreiſe vorſätzlich zu erhöhen geſucht und Mangel herbeigeführt hatten, rückte man dieſen Leuten vor's Quartier, zwang ſie, ihre großen Vorräthe für den gewöhnlichen Marktpreis zu verkaufen und belegte die Wucherer mit dem entehrenden Makel, daß man fünf Jahre lang ſie in keiner Bürgergeſellſchaft duldete und allen nachbarlichen Verkehr mit ihnen aufhob. Man darf hier fragen: ob es nicht brav von den Bürgern war, wenn ſie den Quellen einer Theurung nachgingen und ſie reinigten, da, wo ſie ihren Urſprung trübe fanden? Was würde geſchehen, wenn dies heutzutage paſſirte?!

Der diebische Raabe.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der diebiſche Rabe.

Drei Häuſer in der Stadt Magdeburg ſtehen in einer Beziehung zu einander, die wohl nur wenigen der jetzt lebenden Bewohnern, ihrem Urſprunge nach, bekannt und doch gewiß von ſo allgemeinem Intereſſe iſt, daß man das Andenken daran, durch Erzählung einer, auf die Quelle dieſer Beziehung zurückführenden Sage auffriſchen darf. Wer ſollte nicht den ſchwarzen Raben am Knochenhauer-Ufer und die weiße Taube daneben, wer ſollte nicht die goldene Sonne auf der Stephansbrücke mit dem noch heute über der Thür zu leſenden Versleins kennen, und bei ihren ſonderbaren Benennungen nicht zu wiſſen gewünſcht haben, welchem Ereigniß dieſe, an ſich ganz gewöhnlichen Häuſer ihre Namen verdanken? Die hier folgende Volksſage giebt unſern lieben Mitbürgern belehrenden Aufſchluß.

Der reiche Brauherr Morgenſtern, auf der Stephansbrücke, hatte ein einziges Töchterlein, welches

seine und seiner Eheliebsten Stolz und Freude, ob ihrer Schönheit eine Zierde der Frauen und geliebt und geehrt von Jung und Alt in der ganzen Nachbarschaft, ob ihres sittigen Wandels, ihrer frommen Demuth und weithin über die Armuth sich erstreckenden Wohlthätigkeit war. Barbara war von Figur zierlich, schlank und so fein, wie ein gedrechseltes Püppchen; sie hatte ein, auf den ersten Blick alle Herzen einnehmendes, ja wunderbar bezauberndes Gesicht. Die dunkeln Augen wurden durch das schöne, schwarze Haar und den äußerst zarten Teint der rosafarbigen Lilienhaut etwas gedämpft und trafen mit ihren schmachtenden Blicken um so anziehender und hinreißender, als sie ein heiliges Feuer ausströmten und eine tiefe Frömmigkeit spiegelten, wie man immer nur an dem Bilde der holden Gottesmutter zu bewundern gewohnt war. Aber auch der greise Morgenstern und seine ehrsame Hausfrau waren ein rechtlich frommes Ehepaar, und hielten in solcher Denkweise auf gutes und braves Gesinde, das bei gutem Lohn und liebevoller Behandlung, der Herrschaft mit seltener Treue und Aufopferung diente. Friederike, das Hausmädchen, mit Barbara so ziemlich von gleichem Alter, im Waisenhause erzogen, wurde von der jungfräulichen Herrin mehr als Freundin betrachtet und diente derselben deßhalb mit einer Treue, die das größte Opfer, selbst das Leben nicht gescheut haben würde, wenn es das Wohl Barbara's gegolten hätte. Friedrike

war nicht minder ein hübſches Mädchen, nach welchem mancher brave Geſell aber auch mancher Wüſtling ſein Netz warf. Die jugendlich friſche Dirne aber, mit blauen Augen und blonden Lockenhaar war gar ſittſam und ſpröde und es konnte ſich, als ſie achtzehn Sommer zählte, noch kein Mannsbild eines Liebeszeichens rühmen. Wie konnte ſich die Dirne auch ein angenehmeres Leben wünſchen, als das ihrige war? Sie genoß das unbegrenzte Vertrauen ihrer Herrſchaft in ſo hohem Grade, daß ihr kein Geheimniß verborgen, kein Behältniß im Hauſe verſchloſſen war, und kein Glied der Familie hätte den Gedanken einer Untreue Friedrikens jemals Raum geben mögen.

Um dieſe Zeit lebte in Magdeburg ein gar reicher und vornehmer Kauf- und Handelsherr, Namens Joachim Schmal, der ein ſo prachtvolles Leben führte und einen ſo außerordentlichen Aufwand machte, daß es ihm kein Graf und Edelmann gleichthun konnte. Im Jahre 1597 ſtarb deſſen Ehegenoſſin an der damals herrſchenden Peſt und Schmal, der kinderlos war, heirathete bald darauf eine arme blutjunge Dirne mit der er ſein großes Vermögen vollends verpraßte und bald darauf in großer Dürftigkeit ſtarb. Sein junger Vetter Heinrich Schmal, ſeines Gewerbes ein Müller, beſaß ein Haus am Knochenhauer-Ufer und war wohl täglich bei Herrn Joachim Schmal, der ihn im Geſchäft gut brauchen konnte, hatte aber nie Freude an dem wüſten Leben ſeines Ohms gefun-

den und zog nach deſſen Falle in ſein nur bezeichnetes Haus. Als er ſein Geſchäft ordnete, um einſt das Müllergewerbe recht ſchwunghaft betreiben zu können, ging er nur ſelten aus, liebte überhaupt keine koſtſpieligen Vergnügungen und war frei von jedem Laſter und jeder Leidenſchaft, die ihn hätte vom Wege der Tugend abziehen können, auch hatte er, obſchon 25 Jahre alt, ſein Herz von der gewaltigſten aller Leidenſchaften, der Frauenliebe, frei erhalten. Endlich traf ihn aber doch der ſichere Pfeil des kleinen Schalks Amor, und gerade ſo auf's Herz, daß er ſchier vor Schmerz und Wehmnth zu vergehen ſchien. Er hatte nämlich in der Kirche öfters ein wunderliebliches Frauenbild geſehen, konnte aber lange nicht erfahren, wer das ſchöne Mägdlein ſein möge; da faßte er ſich eines Sonntags ein Herz und nahm ſich vor, der frommen und fleißigen Kirchgängerin nachzugehen, um, wo möglich, ihre Wohnung und das Nähere über Stand und Herkommen zu erforſchen. Doch nur ein freundlicher Blick der Unbekannten ſollte ihm zu Theil werden, denn während er ihr, die von einer Dienerin begleitet ward, zur Seite ging, kam einer ſeiner Bekannten, hing ſich vertraulich an ſeinen Arm und ſagte — wohl gewahrend, daß er das ſchöne, reich gekleidete Mädchen mit Liebesaugen verfolgte — :„Nun, Heinrich! haſt dich wohl gar in das reizende Mägdlein verliebt? Wer iſt denn das wunderſchöne Frauenbild?“ Heinrich, der bemerkte, daß die Unbekannte dieſe Worte

gehört hatte und ſittig ihre ſchönen Augen niederſchlug, verwies dem Freunde ſolch' ungeziemende Aeußerung und genoß dafür das ſüße Entzücken, daß ihm das Mädchen einen dankbar freundlichen Blick zuwarf. Er gab natürlich ſeinen Plan, ihr nachzugehen, diesmal auf. Dafür entſchädigte ihn bald darauf ein glücklicher Zufall. Gegen das Ende des obengenannten Jahres erhielt er von einigen auswärtigen Geſchäfts, freunden einen Beſuch und führte, da ſie gern einige Merkwürdigkeiten Magdeburgs zu ſehen begehrten, ſie unter andern auch in die, ſchon damals berühmte Domkirche. Als die drei jungen Männer im hohen Chor an Kaiſer Otto's Grabmahl ſtanden und die Lateiniſche Schrift zu entziffern bemüht waren, bemerkte Heinrich auf einmal ſeine ſchöne Unbekannte, welche mit zwei Frauen in der Nähe ſtand und, wie es ſchien, auf die Entfernung der drei Geſellen wartete, um denſelben Gegenſtand zu beſchauen. Zum Glück entfernten ſich gerade ſeine Gäſte und er benutzte dieſen Moment, um ſich der ſtill Geliebten zu nähern und einige freundliche Worte mit ihr zu wechſeln. Nachdem er ſie mit aller Artigkeit an das Grabmahl hingeführt hatte, ſagte er: „Iſt es doch holde Jungfrau, als ob gerade der Tempel des Herrn die auserwählte Stätte ſei, wo ich nur das Glück haben ſoll, Euch zu ſehen. In der Johanneskirche ſahe ich Euch einigemal, konnte aber nirgends anders dieſes Glückes wieder theilhaftig werden!" Barbara antwortete mit

gar ſittigem Anſtande: Auch ich kann mich Eurer erinnern und bin Euch für eine mir bezeigte Aufmerkſamkeit, deren Ihr Euch wohl erinnern werdet, zu vielem Dank verpflichtet!“

Das Geſpräch war eingeleitet und Heinrich erfuhr von der liebenswürdigen Jungfrau, die ohne Ziererei zu ihm redete, nicht nur Namen und Wohnung, ſondern auch daß ihm recht gern geſtattet ſei, den Vater — den er ſchon kannte — zu beſuchen. Daß ein ſolcher Beſuch ſchon am nächſten Tage unternommen ward, kann bei der innigen Herzensneigung, welche Heinrich gegen Barbara fühlte, nicht befremden. So wurde er nach und nach der faſt tägliche Hausfreund bei dem reichen Brauherrn Morgenſtern, und dieſer hätte an ſeiner lieben Barbara kein zärtlich geliebtes und folgſames Töchterlein haben müſſen, wenn er nicht aus ihrem Munde vernommen hätte, daß ſie den ſchmucken und reichen Müller mit demſelben Feuer liebe, wie ſie wußte, daß ſie von ihm verehrt und angebetet wurde. Sein eig'ner, freier Herr fand es Heinrich, als er ſich von der Gegenliebe ſeines geliebten Mädchens ſattſam überzeugt auch die ſchönſten Beweiſe der hohen Sittenreinheit, Tugend und Frömmigkeit deſſelben gewonnen hatte, ſehr bald angemeſſen, ſich gegen den biedern Brauherrn zu erklären und um Barbara zu werben. Herr Morgenſtern ſchien zwar bei dem Antrage etwas überraſcht, da er ſich ungern von dem einzigen, lieben Kinde trennen

mochte, nahm aber ſonſt die Bewerbung mit Freuden auf und ſagte mit ſeiner gewohnten Biederkeit: „Ihr ſeid, Herr Schmal, mir als Schwiegerſohn gar ſehr willkommen und ich möchte, wenn ich hätte wählen ſollen, wohl ſchwerlich eine ſo glückliche Wahl getroffen haben, da ich Euch als einen Mann habe kennen lernen, der Charakter beſitzt und an den verführeriſchen Freuden des Herrn Joachim Schmal kein Intereſſe genommen hat; darum hoffe ich, paßt meine Barbara, die von Kindheit auf ihre ſchönſten Freuden nur im ſtillen Familienkreiſe gefunden hat, allein laßt mir das liebe Kind nur noch ein Jahr im Hauſe, damit ich mich ſo nach und nach an den Gedanken, ſie einmal für immer entbehren zu müſſen, gewöhnen kann. Uebrigens wird Barbara ihr treues Mädchen, Friederike, gern mit ſich nehmen wollen und ſchwer wird ſich wieder eine ſo treue und ſittige Dirne finden laſſen!“

Heinrich, der nun wohl freilich ſein geliebtes Mädchen je eher je lieber als ſeine Hausfrau bei ſich gehabt hätte, mußte denn doch dem redlichen Alten zu Gefallen einwilligen und ſo wurde beſchloſſen, die Hochzeit ein Jahr lang hinauszuſchieben und zu Anfange Dezembers **1598** zu feiern. Daß in dieſer Zeit die beiden Verlobten, ſo wie deren Eltern ſich täglich gegenſeitig beſuchten, kann ſich Jedermann bei dem innigen Verhältniß beider Familien zu einander wohl leicht denken, einen höhern Werth hatte indeß

dieſer Aufſchub inſofern, als ſich Braut und Bräutigam nun erſt näher kennen lernten und ſich von ihren gegenſeitigen, guten Eigenſchaften und der herzlichen, innigſten Liebe gehörig überzeugten. In beiden Häuſern ſowohl in dem des Brauherrn an der Stephansbrücke, als in dem Hauſe des Bräutigams, am Knochenhauer-Ufer, gab es viel zu thun, denn in dem erſtern ſollte die Hochzeit, in dem letzteren der Einzug gefeiert werden, und wenn auch Herr Morgenſtern alle rauſchende Vergnügungen, alle, einen erheblichen Aufwand erheiſchende Familienfeſte haßte und von jeher ein viel zu guter Wirth geweſen war, als daß er das erworbene Geld nicht lieber in die große eiſerne Truhe hätte legen und für entbehrliche Lebensgenüſſe ausgeben ſollte, ſo erforderte doch der Ehrentag ſeines einzigen, geliebten Kindes eine Ausnahme ſeiner zur andern Natur gewordenen Grundſätze. Darum ſahe man in ſeinem Hauſe ſchon im Spätſommer 1598 Maurer, Zimmerleute, Tiſchler und Schloſſer, Tapezierer und Maler, ſowie viele andere Gewerbsleute beſchäftiget, welche überall voll auf zu thun hatten, um alle Räume und Winkel nach Willen und Geſchmack des erfahrenen Eigners und der Sitte der Zeit gemäß recht prachtvoll, auf vornehmen Fuß einzurichten.

Eines Tages, im September gedachten Jahres, war Barbara mit ihren Eltern, wie ſchon öfters geſchehen war, bei ihrem Verlobten und kehrte mit demſelben, weil ſich die Mutter unwohl fühlte, früher

als gewöhnlich nach Hause. Der Gewohnheit gemäß hatte sich bei Abwesenheit ihrer Dienstherrschaft, Friederike, die geprüfte treue Magd, in dieser Zeit auf Barbara's Zimmer aufgehalten, den Schlüssel zur elterlichen Wohnstube abgezogen und sich mit Nähen beschäftiget, diesmal fanden sie dieselbe in letztgedachter Stube und zwar, wider alles Erwarten und zu Aller Erstaunen nicht allein sondern in Gesellschaft eines jungen Gesellen, der vertraulich neben ihr am großen Familientische saß und Musterblätter und Malereien vor sich liegen hatte. Friederike, die wohl im Gespräch mit ihrem Besuche die Ankommenden nicht sogleich gehört haben mochte, gerieth in eine große Verlegenheit und wurde vor Schreck außer Stande sich zu entschuldigen. Damals herrschte im sittlichen Verhalten der Frauen in und außer dem Hause eine eiserne Strenge und ein solcher Fall war geeignet, den guten Leumund der geringsten Dirne, die sonst auf Ehrbarkeit und fleckenlosen Ruf hielt, mit einem Male zu vernichten. Der Jüngling, welcher sehr anständig gekleidet, auch wohlgebildet und wie sich nachher zeigte, von feinen Sitten war, stand beim Eintritt der Familie vom Stuhle auf, verbeugte sich achtungsvoll und erklärte: „Wollen Sie, hochachtbarer Herr und wertheste Frauen! meinen Besuch in Ihrem Hause nicht übel deuten und Ihre Gunst Ihrer Dienerin, der gewiß höchst ehrsamen Jungfrau Friederike, nicht entziehen, denn sie ist meine geliebte Braut!

Daß iſt ſehr brav von Ihnen, Herr Sommerweiß! — entgegnete der ſonſt in dieſer Beziehung ziemlich ſtrenge Hausherr, daß Sie uns mit dieſem offenen Bekenntniß entgegentreten; ich habe Sie als einen tüchtigen Künſtler kennen gelernt und freue mich ſehr, Sie jetzt auch als einen rechtſchaffenen Mann kennen zu lernen. Sie würden unſere Achtung nicht weniger verloren haben, als Friederike; wenn Sie unſere Rückkehr nicht abgewartet oder ſich wohl gar bei unſeren Eintritt fortgeſchlichen hätten! Was Ihre Liebe zu unſerm Mädchen hier anlangt, ſo kann ich Ihre Wahl nur eine glückliche nennen und werde die Dirne nicht mit leeren Händen ziehen laſſen, nur kommt mir und zumeiſt meiner Tochter gerade jetzt der Heirathsantrag etwas ungelegen, da Friederike, an welche meine Barbara ſeit langer Zeit gewohnt iſt, mit dieſer ziehen ſoll.

Daran will ich — nahm der junge Maler wieder das Wort — die, Ihrer jungen Herrin ſo treu ergebene, ja ſo feſt und liebevoll an ihr hangende Dienerin auch gar nicht hindern und habe ſo eben mit ihr verabredet, daß ich noch ein volles Jahr und drüber warten will wenn Sie allerſeits ſonſt geſtatten, daß ich ſie bisweilen beſuchen darf.

Wer hätte von den guten Menſchen, die ja alle das treue Mädchen aufrichtig liebten und ſchätzten, die viele Jahre hindurch ihre guten Eigenſchaften erkannt und kein Mißtrauen gegen ihre Tugend und

Keuſchheit hatten, Friedrikens Glück nicht wünſchen ſollen? Sommerweiß mußte noch bleiben und mit dem alten Hausherrn, der gerade recht heiter gelaunt war, einige Becher leeren; Friedrike aber wurde von der freundlichen Herrin, Barbara, im traulich einſamen Stübchen, ob ihrer bezeigten Verlegenheit ausgelacht und mit dem Verſprechen eines recht gewichtigen Hochzeitsgeſchenks entlaſſen, um ſich dem Willen des Vaters gemäß, auch in deſſen Gegenwart mit dem Geliebten zu unterhalten. Als ſie den Maler bis zur Hausthür begleitete, ermahnte ſie dieſer noch recht aufrichtig zur Folgſamkeit und Treue und konnte des Rühmens einer ſo überaus gütigen Herrſchaft gar nicht ſatt werden. Friedrike liebte den Jüngling gewiß heiß und innig, denn es wer ihre erſte Jugendliebe, und bei aller Anhänglichkeit an ihre junge Herrin machte ſie ihm doch einige Vorwürfe, daß er gleich ſo voreilig geäußert habe: ihre Hochzeit könne noch ein Jahr und drüber hinausgeſchoben werden. — So vergingen den beiden Mädchen, der Herrin wie der Dienerin, die wonnigen Tage des letzten Vierteljahres in keuſcher ſittiger Liebe, wie kurze bezaubernde Träume und der greiſe Winter mit ſeinen nimmer endenden Nächten rückte heran. Ach! es war doch gar ſüß und wonnig, wenn Barbara mit dem ſo heiß geliebten Bräutigam im bunten Tempel der freien, heiligen Natur in den üppigen Gefilden der geſegneten Umgebungen der Stadt umherwandeln, wenn ſie mit

mit ihm seine Besitzungen umgehen, mit ihm von der nahen Zukunft schwärmen, sich in den schönen Bildern der jugendlich schaffenden Phantasie verlieren, wenn sie fern vom Gewühl des Volkes, auf einsam stillen Plätzchen sich nach der treuen Magd umsehen und auch diese, am Arm des geliebten Malers glücklich und selig daherschreitend erschauen konnte! — Der fünfte Dezember war endlich zum Hochzeitstage Barbara's mit dem geliebten Heinrich festgesetzt worden und der darauf folgende Tag, sollte mit dem Einzuge in des Bräutigams Wohnung ebenfalls festlich und fröhlich gefeiert werden. Die treue Magd Friedrike zog — das blieb dabei — mit der geliebten Herrin ein und sollte, mindestens noch ein Jahr lang in ihrem Dienst bleiben. Die den jungen Maler so innig und sehnsüchtig liebende Dirne, hatte sich zwar in das Schicksal gefügt, aber eine stille Trauer, ein tiefer, ihr sonst fremder Ernst hatte sich des sonst stets heitern Mädchens bemächtigt und Barbara wußte oft nicht, wofür sie ein solches Benehmen, eine so auffallende Veränderung, die sich jene immer nicht gern merken lassen wollte, halten sollte; im Drange ihrer eigenen Freude dachte sie auch nur selten daran und ließ daher die Dirne ungefragt.

Der fünfte Dezember rückte heran und ging vorüber; Heinrich und Barbara waren durch den Segen der Kirche ein glückliches Ehepaar geworden und hatten die hochzeitlichen Freuden mit den zahlreich

geladenen Gäste im Hause des Brauherrn genossen. Es kann nicht im Zwecke dieser nur ein seltenes Ereigniß erzählenden Blätter, das die Volssage dem Andenken erhalten hat, liegen, die Feierlichkeiten einer Hochzeit beschreiben zu wollen, wie sie die Sitte der damaligen Zeit unter glücklichen Reichen gestattete, jeder denkende Leser kann sich ein eigenes, beliebiges Bild davon schaffen, nur die Vorstellung wollen wir anregen daß der wohlhabende Brauherr diesmal seine schwere Truhe geöffnet und in seinem Hause einen Zauber geschaffen hatte, wie er des Ehrentages des einzigen, geliebten Kindes würdig, wie er noch lange die Bewunderung der Gäste und nachbarlichen Bewohner war. Aber nicht allein in Ihrem Hause, sondern auch in einem unten am Packhof gelegenen Armenhause wurde Alles, Alt und Jung gespeis't, was früher gebräuchlich war, wenn eine Hochzeit statt fand. Auch reiche Geschenke hatten sich angesammelt, die wir nicht minder übergehen und von denen wir in Kürze nur desjenigen gedenken wollen und müssen, welches der Bräutigam der holden Braut verehrt hatte. Eine kunstreich gearbeitete, mit einem von edeln Steinen gleichsam durchwebten Kreuze versehene Goldkette, den Hals und Busen der reizenden Braut zu schmücken, ein paar prachtvolle Armbänder und zwei mit blitzenden Demanten verzierte Ringe vom feinsten Gold, machten den reichen Schmuck aus, welchen Herr Heinrich weither aus Nürnberg, wie verlautete, — ver-

ſchrieben, der ſchönen Braut verehrt hatte und welcher beſtimmt war die beiden feierlichen Tage hindurch die Königin des Feſtes in der ihrem Reichthum angemeſſenen Pracht darzuſtellen. Der 6. Dezember lag, als die fröhlichen Hochzeitsgäſte noch im Hauſe des Brauherrn Morgenſtern an der Stephansbrücke ſchwärmten und bis tief in die Nacht hinein ſich bei Tanz und Saitenſpiel, bei Geſang und vollen Humpen in den reich dekorirten Prunkzimmern vergnügten, nur über wenig Stunden hinaus im Schlummer und ſein heiteres Erwachen ſollte das Signal zur Feier des hochzeitlichen Einzugs in Heinrichs Hauſe, am Knochenhauer-Ufer ſein. Man wollte auch an dieſem Tage kräftig und munter erſcheinen, darum ſollte der wohlthätige Schlaf die müd' und matten Glieder noch einige Stunden ſtärken und luſtig und wohlgemuth ſchied man von einander. Es hatte eben 6 Uhr geſchlagen, als der Brauherr Morgenſtern am Morgen des 6ten Dezembers aus dem Schlafe erwachte und ſeiner lieben Hausfrau zurief: ſie möge, wie er ebenfalls thun wolle, aufſtehen und den Trägern, welche ſich bald einfinden würden, um die Kiſten und Spinden mit dem reichen Hausrath fortzuſchaffen, einen Imbiß reichen, damit Alles recht flink und munter von ſtatten gehe, da — ward es hell im feſtverſchloſſenen Schlafgemach, durch die mit ſchweren Laden verwahrten Fenſter drang ein leichter Schein, der ſich bald verlor, bald wiederholte und den beſorgten Hausherrn

in Furcht und Schrecken ſetzte, weil er glaubte es brenne im Nachbarhauſe und könne auch ſein Eigenthum gefährdet werden. Mit Jugendkraft ſprang er aus dem warmen Bett, eilte zum nächſten Fenſter und zog den eiſernen Vorſtecker aus der Kramme des Ladens, um hinausſchauen zu können in die Straße, da warf ihm ein wüthender Sturm den ſchweren Laden ins Geſicht, ein Feuerſtrom erhellte das noch dunkle Gemach und ein furchtbarer Donner rollte über das Haus hin.

„Ein Gewitter im Winter — ſagte der Greis — zwar eine ſeltene Erſcheinung aber doch nichts Unerhörtes! *) hörſt du Mutter! wie es donnert und wie der Sturm heult und wie es wetterleuchtet? Na die Gewitter im Winter ſind nicht gefährlich, bei uns nur ungewöhnlich!“ Während ſeine Gattin aufſtand, wollte Herr Morgenſtern Licht anzünden und griff eben mit der einen Hand nach der Stelle, wo das Zündgeräth ordnungsmäßig ſeinen Platz hatte, da fielen die großen Trinkgläſer von dem breiten Geſims über der Stubenthür auf die Diele des Zimmers herab, die Lampe kollerte auf dem breiten Tiſche hin und her

*) Dieſe wirkliche Erſcheinung beſchreibt der Chroniſt Vulpius mit den Worten: An. 1598 den 6ten Dezember früh nach 6 Uhr hat es gewetterleuchtet und iſt ein Erdbeben geweſen, welches die Leute alſo bewegte, das etliche, ſo noch in Betten ſchlafen gelegen, davon aufgewachet, und die auf der Straße, davon nmgefallen ſind. Seite 192.

und der Brauherr mußte ſich, um nicht zu fallen, an die Wand anlehnen, an welche er wie von einer unſichtbaren Macht geſchoben war. Ein dumpfes rollendes Gedröhn ließ ſich vernehmen und das Haus ſchien zu wanken. — Noch klirrten die Fenſter, noch hörte man deutlich das ferne Brauſen und Toben des ſich nach und nach verziehenden Donners, da klopfte der Nachtwächter an das eine Fenſter und rief aus angſterfüllter Bruſt: „ſeid Ihr munter Meiſter Morgenſtern? das war ein Erdbeben; es muß irgendwo ein Haus oder ein Kirchthurm eingeſtürzt ſein, denn es hat gewaltig geprasſelt. Kleidet Euch an, denn man kann nicht wiſſen, was noch folgt.“

Bald fanden ſich, des heftigen Regens ohngeachtet, mehrere Nachbarn am Hauſe des Brauherrn ein und ſprachen von dem fürchterlichen Naturereigniß und meinten gar frommgläubig, das ſei ein warnendes Vorzeichen eines ſich nahenden Unglücks, welches die Stadt oder einen Bewohner derſelben treffen werde, und ſchwatzten nach Maßgabe des damals unter dem Volke herrſchenden Aberglaubens, gar mancherlei Albernheiten, die der erfahrene Brauherr zwar mit anhörte, aber in ſeiner Seele verachtete, weil er ja wußte, daß von einer ſo ungewöhnlichen Naturerſcheinung, einem Gewitter mitten im Winter, wohl auch eine Erſchütterung des Erdballs die Urſachen ſein mochte. Das Ereigniß ging ohne erhebliche Folgen vorüber und ein heiterer, das Gemüth zur Luſt und Freude erhebender

Himmel begrüßte den nun bald herrannahenden Mittag. —

Auch der Einzug des neuen Ehepaares in das Haus des Herrn Heinrich Schmal am Knochenhauer-Ufer, mit ſeiner ſinnig ſchönen Feier ging ohne Störung vorüber und Freude war das Loſungszeichen aller dabei betheiligten Gäſte. Gegen Mitternacht, als das Haus leer war von ſchwärmenden und lärmenden Nachbarn und Gefreunden, als Herr Schmal mit einer Kerze in der Hand nach dem Schlafgemach vorausgeſchritten war, rief Barbara die treue Friedrike, ihre einzige Dienerin, zu ſich und ließ ſich entkleiden. Als Friedrike den goldnen, mit funkelnden Steinen beſetzten Schmuck in die Hand nahm, betrachtete ſie ihn lange gegen das Licht haltend und legte ihn ſeufzend bei Seite. Wie ſollte ſie nicht geſeufzet haben, da ſie ja der Schmuck und der endende Tag an die auch ihr bevorſtehenden Hochzeitsfreuden denken machte! freilich konnte ihr der Maler einen ſolchen Schmuck, der leicht, dem Werthe nach, ſein ganzes Vermögen überſteigen mochte, nicht bieten und warum ſollte nicht auch ein kühner Wunſch einmal in der Seele des beſcheidenen Mädchens, der ihr Schickſal mit der reichen Herrin vergleichenden Magd, auftauchen können? Barbara eilte dem geliebten Eheherrn nach und Friedrike ſchloß das Zimmer. — Das junge Ehepaar mußte lange geſchlafen haben, denn das Wohnzimmer war, als ſie am folgenden Morgen auf-

ſtanden, reinlich gefegt und aufgeräumt und der Mittag brachte der Hausfrau die, nun ihr und dem Dienſtmädchen ausſchließend aufbewahrten Geſchäfte in der Küche. Nach dem Eſſen dachte Barbara daran, ihre prachtvollen Brautkleider ſo wie den Schmuck und alle koſtbaren Geſchenke zu ordnen, die an den beiden Tagen für ſie eingegangen und noch in den Kiſten und Kaſten der Eltern oder ſonſt nur loſe bei Seite gelegt waren. Es mochte gegen 3 Uhr Nachmittags ſein, als ſie zu der eben ins Zimmer eintretenden Magd ſagte: „Aber Friedrike! wo haſt du denn nur geſtern Abend meinen Schmuck hingethan? hab' ich doch geſucht und geſucht und kann ihn doch nirgends finden!“ Die ſchöne Goldkette mit den Spangen und Ringen? frug Friedrike erſchrocken. Nun ja doch, du hörſt ja, meinen Brautſchmuck! wo iſt er denn? — Die Magd lief an die Fenſter und Tiſche, zog alle Kaſten und Schubladen in den Tiſchen und Schränken heraus und ſagte endlich, als ſie nirgend das Geſuchte fand, ganz kleinlaut zu Frau Barbara: „Gewiß wollen Sie mich erſchrecken oder in Verſuchung führen! hab' ich doch geſtern Abend beim Auskleiden die ſchönen Kleinodien ſo ſäuberlich auf den kleinen Tiſch hier unter dem Spiegel gelegt und weiß doch gewiß, daß heute noch niemand Fremdes im Zimmer geweſen iſt; ach erſchrecken Sie mich nur nicht!“

Frau Barbara, der Ehrlichkeit des im langen,

treuen Dienſt geprüften Dienerin vertrauend, würde, wenn irgend eine Sache von Werth gefehlt hätte, es dennoch haben bewenden laſſen, um nur Friedrike nicht zu verdächtigen, hier aber glaubte ſie theils wegen des ſehr werthvollen Gegenſtandes, theils wegen der Eigenſchaft des Schmuckes als bräutliches Hochzeitgeſchenk, durchaus nicht ſchweigen zu dürfen, ſie rief ihren im Nebenzimmer ſchreibenden Eheherrn und machte ihn mit dem Vermiſſen der Pretioſen bekannt, vielleicht weil ſie auch glaubte, Heinrich könne einen Scherz getrieben und dieſelben an ſich genommen haben. Bei dem Ernſt, welchen indeß Herr Heinrich Schmal auf die ihm gemachte Entdeckung zeigte, ſchwand eine ſolche Vermuthung und es ward unter deſſen Beihülfe nochmals eine genaue und durchgreifende Unterſuchung gehalten. Man überlegte was zu thun, ſann nach und frug ſich einander, wer den Vor- oder Nachmittag im Zimmer geweſen ſei und kam ſo zu der Gewißheit, daß eine fremde Perſon den ganzen Tag über das Zimmer nicht beſchritten habe, denn Friedrike verſicherte, daß, ehe Frau Barbara am Morgen aufgeſtanden, kein Menſch bei ihr, und letztere wußte genau, daß, ſeitdem ſie aus dem Zimmer nach der Küche ab und zugegangen, keine lebende Seele außer ihr, ihrem Gatten und Friedrike im Hauſe geweſen war. Frau Barbara rannte in der Beſtürzung zu den Eltern, um ſich Rath zu holen, Heinrich aber ſtellte inzwiſchen noch ein ſtrenges Exa-

men mit der einzigen Magd, Friedrike an. Der Brauherr und seine Ehegenossin riethen zu einer nochmaligen Durchsuchung des ganzen Zimmers und machten sich beide zugleich auf, um mit Ruhe und Besonnenheit die so hochwichtige Durchsuchung zu leiten; Niemand, selbst Herr Heinrich mochte gern das Dienstmädchen Friedrike verdächtigen, welche Barbara's Eltern nur bedauerten und von jeder Schuld freisprachen. Aber was half alles fernere Suchen? Der Schmuck war — soviel stand jetzt fest — nicht mehr im Hause, vielmehr gestohlen.

Als Heinrich Hut und Stock nahm, um der Obrigkeit Anzeige zu machen, erblaßte die Magd Friedrike und antwortete auf den, von diesem ihr gemachten Vorwurf, daß die Sache auf sich beruhen solle, wenn sie die That bekenne und die Kleinodien herbeischaffe, daß sie unschuldig sei, daß man von Seiten der Obrigkeit gewiß aber nur sie allein verdächtigen werde und sagte: ich bin ein armes Mädchen und muß mir Alles gefallen lassen, aber ich vertraue der Barmherzigkeit Gottes und weiß, daß er die Unschuld nicht sinken läßt und wenn die Sonne zu Mitternacht aufgehen sollte!" — Heinrich begab sich, ehe er zur Obrigkeit ging, in die Wohnung des Malers Sommerweiß, um zu hören, ob derselbe etwa am Morgen bei seiner Verlobten Friedrike gewesen sei, er traf ihn aber nicht und erfuhr von seinem Hauswirth, daß er schon am frühen Morgen fort

und noch nicht zurückgekehrt sei. Konnte nicht — so drang sich dem, nach jeder Spur eines Verdachts Spähenden die Frage auf — Sommerweiß, sei es nun mit oder ohne Hilfe Friedrikens, den Schmuck gestohlen und bereits fort aus der Stadt getragen, ihn irgendwo verborgen oder in die vertraute Hand eines Helfers gelegt haben? Die Obrigkeit, bei der er nun Anzeige machte, fand unter den, ihr mitgetheilten Umständen, den Verdacht wider die Magd Friedrike überall wohl begründet; zwei Schöppen begaben sich ohne Verzug, mit dem Gerichtsschreiber und einem Büttel in die Wohnung des Herrn Heinrich Schmal und begannen eine nochmalige Durchsuchung, sowie eine scharfe Vernehmung der unglücklichen Magd. Da diese aber beharrlich läugnete und das Suchen kein Resultat lieferte, so wurde das Mädchen verhaftet und ins Gefängniß, genannt der Bohnensack im Rathhause, gebracht. Als sie auch am folgenden Tage beim Läugnen verblieb, drohte man ihr mit der Folter; doch kein gütliches, kein ernstliches Zureden, keine Drohung half, selbst das Vorzeigen der furchtbaren Marter-Instrumente machte keinen Eindruck auf die Dirne, welche zwar nicht läugnen konnte, daß am Morgen des vorhergehenden Tages, außer ihr Niemand im Zimmer gewesen sei, dennoch aber die That des Diebstahls fortwährend in Abrede stellte. Auch der Maler Sommerweiß wurde aus seiner Wohnung herbeigeholt, entging aber der Haft

und jedem Verdachte dadurch, daß er ſich auf zwei glaubwürdige Männer berief, mit denen er am vergangenen Morgen von ſeiner Wohnung aus fortgegangen und bis zum Mittag nicht von ihrer Seite gekommen ſei.

Jetzt ſchien die Tortur das einzige, ſichere Mittel, den Trotz der verſtockten Dirne zu beugen und ein Bekenntniß der Wahrheit zu erlangen. Sie ward nun in die Marterkammer geführt, wo man ihr nochmals die künſtlich geformten, auf alle Glieder des menſchlichen Körpers ſinnreich angepaßten Werkzeuge Stück für Stück vorzeigte und ſie mit ihrer Anwendung und den hölliſchen Schmerzen bekannt machte, die eine ſolche Anwendung zur Folge habe. — Friedrike blieb unerſchüttert, ſtand zwar bleich und zitternd vor dem ſcheußlichen Geräth und den vollziehenden Schergen der peinlichen Gerechtigkeit, blieb aber bei der Behauptung ihrer Unſchuld und ſagte: Gott, der gerechte und barmherzige Richter wird die Unſchuld nicht zu Schanden werden laſſen, ihm nur vertrau' ich! Jetzt war die Geduld der Richter erſchöpft; auf ein gegebenes Zeichen faßten zwei Henkersknechte des Mädchens Hände und ſchraubten ihre Daumen in eine eiſerne Hülſe ſo kunſtgerecht, daß die Spitzen der Nägel gerade in die Tiefe der hohlen Formen paßten, dann drehten ſie, während ein Dritter die Wankende feſthielt, die Schrauben ſo langſam feſter und feſter, daß das Blut aus der Haut quoll und ließen mit

dieſer teufliſchen Marter auch dann nicht nach, als die Dirne mit dem Ausruf: „Ja, ich will geſtehen, ich bin die Diebin!“ in Ohnmacht ſank. Der, dieſe Execution leitende Richter, ließ ihr nun die Daumſchrauben abnehmen, und befahl, wenn ihr wieder wohl ſei, ſie vor die Gerichtsſchranken zu bringen. Dort ward ein kurzes Bekenntniß niedergeſchrieben und als dies geſchehen, führte man ſie in Herrn Heinrich Schmals Wohnhaus, um den Verſteck zu zeigen, wo ſie den Schmuck verborgen habe.

Es war für jeden gefühlvollen Zuſchauer ein herzzerreißender Anblick, als das unglückliche Mädchen über den Johanniskirchhof, durch die Johannisbergſtraße nach dem Knochenhauer-Ufer in das Schmal'ſche Haus geführt wurde, das Volk drängte, ſo daß die Frohnen nur Schritt vor Schritt fortgehen konnten und ſelbſt vor dem Hauſe wartete ein Haufe Geſindel des Erfolgs. Im untern Wohnzimmer wurde die Inquiſition fortgeſetzt, Friedrike war aber ſo zerſtreut, von Furcht und Schrecken ſo befangen, daß man ihr jede nöthige Erklärung abfragen und nur aus dem „ja und nein“ ihre Antworten folgern mußte. Auf die Frage: wo ſich der Schmuck denn nun befinde? ſtarrte ſie ihre Richter lange an und die Sprache ſchien ihr zu verſagen, dann aber zeigte ſie mit der blutigen Hand nach der Thür. —

Alſo draußen haſt du ihn verborgen? frug der Richter — vielleicht im Keller? Friedrike nickte,

worauf man sie zur Thür des Zimmers hinaus nach dem Hausflur führte. Als man mit ihr in die Tiefe des Kellers hinabsteigen wollte, schrie sie plötzlich laut auf: nein, nein, oben! und deutete nach einer nahen Treppe, die bis zum Boden hinauf führte. „Ganz oben, unter dem Dache vielleicht?" frug der Richter wieder, und die Unglückliche nickte abermals bejahend.

So zog nun gleichsam im Triumphe das ganze Gerichtsgefolge Herr Hein. Schmal mit seiner Ehegenossin, ein Haufe neugieriger Nachbarn und was sonst im Hause Leben und Beine hatte, selbst der schwarze Hauskater und der stolze, hochbeinige Rabe nicht ausgenommen, die vielen Treppen hinauf und bildete auf dem düstern, nur durch zwei offene Windluken etwas erleuchtetem Boden, eine gar wunderbar gemischte Gesellschaft.

Nun sag, verstockte Dirne! redete der feiste, vom ungewohnten Treppensteigen ermüdete, kaum noch des Athmens fähige Richter ziemlich unwillig, die Magd an — „wo hast du den Schmuck hingesteckt? Glaubst du der Folter zu entgehen, wenn du bei ihrer Anwendung gestehst und dann später widerrufst oder wie ein Lamm vor dem Wolfe stehst? Zeig die Stelle, wo die Kleinodien liegen, oder hol' sie selbst herbei! denn wo du sie hingethan hast, wirst du sie auch wieder wegnehmen können!

Friedrike stand von den Frohnen gehalten, einige Minuten lang sprachlos und in sich gekehrt da, gleich-

ſam unentſchloſſen und überlegend, was ſie thun möchte, plötzlich ſahe ſie nach dem, durch die Dachluke hereinſchimmerden, von der Sonne wunderbar hell erleuchteten Himmel, hob die Hände, wie zum gläubig frommen Gebet andächtig gefaltet empor und ſagte mit leiſer, aber vernehmbar feierlicher Stimme: „Du Gott der Gerechtigkeit, erbarme Dich der Unſchuld! gieb dieſen Leuten ein Zeichen, daß ſie menſchlich und mit Vernunft richten und meinen guten Ruf, das ſchönſte Kleinod, das ich beſitze, achten!“

Und ſiehe, der Herr erhörte die fromme Maid! denn ein Zeichen geſchahe, deſſen die ganze gemiſchte Geſellſchaft mit Verwunderung gewahrte; noch ehe die, ſo arger Frevelthat verdächtige Magd die Hände zum Entfalten an ſich zog, entſtand hoch neben dem Schornſtein ein ſeltenes Geräuſch und eine Taube, weiß wie friſch gefallener Schnee, flog herab, zu der offenen Dachluke hinaus und ſetzte ſich auf das, von der Sonne überſtrahlte Dach des nahen Nachbarhauſes. Sei es nun, daß die Taube — die vielleicht da oben geniſtet — beim raſchen Auf- und Fortfliegen etwas Holz oder anderes Gerülle losgeriſſen hatte, welches herab und hinter den Schornſtein zu Boden gefallen war, oder hatte die laute Aeußerung der allgemeinen Bewunderung, die ſich wie ein einziger dumpfer Laut aus allen Kehlen rang, die unſichtbaren Bewohner des Bodenraums aufgeſchreckt, genug gerade in demſelben Augenblick,

wo man die Taube davon fliegen sah, sprang mit gewaltigem Sätzen hinter dem dunkeln Zwischenraume neben der Feuermauer, die alte Hauskatze hervor und, schleppte hinter sich die lange glänzende Goldkette, welche zum verlorenen Schmuck gehörte, nach. Damit war aber das seltsame Schicksalsspiel noch nicht zu Ende; denn kaum war das Kätzlein fort und hatte die Kette hinter sich liegen lassen, als Jakob, der alte Hausrabe, der Jedem im Hause gern nachtrollte und so instinktgemäß mit der Gesellschaft auf den Boden gelaufen war, näher hüpfte, mit dem Schnabel die Kette faßte und damit bei Seite humpelte. Wie Schuppen fiel es allen Zuschauern von den umnebelten Augen, Frau Barbara riß dem diebischen Raben den Schmuck aus dem Schnabel, umarmte die schuldlose, schwergeprüpfte treue Magd und konnte lange vor Schmerz und Wehmuth nicht sprechen. —

Ich begreife den ganzen Inhalt des unseeligen Räthsels, sagte der Richter zu den freudig staunenden Anwesenden; denn Niemand wird länger zweifeln, daß der Rabe, dessen Geschlecht bekanntlich alles Glänzende liebt, der Dieb sei und seinen Raub hinter den Schornstein getragen habe, wo zufällig auch die Katze zuweilen ihr Lager hat! So war es. Man fand hinter dem Schornsteine alle übrigen Kleinodien und die Unschuld der redlichen, treuen Magd war gerettet. Aber wunderbar war es, daß ein weißes Täubchen,

das Sinnbild der Unschuld und Treue, gerade in dem Augenblicke, wo Friedrike in der größten, entsetzlichsten Noth gläubig zum Vater der Barmherzigkeit betete, über jenem Verstecke auffliegen und so, unmittelbar die Retterin in der Hand der waltenden Vorsehung werden mußte. Niemand freute sich mehr, als der brave Brauherr, welcher am Abende jenes Tages den Maler zu sich einlud und diesem und seiner Verlobten, der treuen Magd Friedrike, ein Fest gab, woran auch Barbara und ihr Eheherr Theil nahmen, von denen allen am Schluß des Mahls die unschuldige Dulderin reichlich beschenkt ward. Noch ehe die fröhlichen Zecher von der Tafel aufstanden, sagte der alte Brauherr: Ich wußte es lange, daß Friedrike unschuldig war und würde, wenn sich auch das dunkle Geheimniß nicht enthüllt hätte, nimmer zugegeben haben, daß man der Unglücklichen die Marterwerkzeuge nochmals angelegt hätte. Seht, Kinder! fuhr er im feierlich, begeisterten Tone fort —; mir träumte gestern: Vor meinem Hause ständen viele, viele Menschen und schauten verwundert zum Himmel und als ich hinausfrug, was denn zu sehen sei? da sagte man mir, ich solle herauskommen; und ich ging nun hinaus und sahe gerade über meinem Hause zwei Sonnen, eine goldig und hell strahlend, die andere blutigroth; und die Sonnen hatten im Kern menschliche Gesichter, und in dem Gesicht der blutigrothen Sonne erkannte ich deutlich das Gesicht Friedrikens. Und wie ich mit

vielen, vielen Leuten so die beiden Sonnen betrachtete, da rückten diese sich immer näher und näher, bis sie endlich gleichsam in einander schwammen und sich zu einer einzigen, goldig und hell strahlenden Sonne gestalteten. Seht! war das wohl nicht ein Zeichen von Friedrikens Unschuld, die immer so fleckenlos und sonnenrein in meinem Hause gedient hat? —

Von dieser Zeit an nannte Herr Morgenstern sein Haus auf der Stephansbrücke „zur goldenen Sonne," das Schmal'sche Haus am Knochenhauer-Ufer hieß „der schwarze Rabe," und da jene Taube ins Nachbarhaus gehörte, so nannte der damalige Besitzer dasselbe „die weiße Taube."

Der goldene Kopf und das Hühnerneſt, in der Katharinenſtraße zu Magdeburg.

I.

Wenn ſchon die Magdeburger mit dem Erzbiſchof Albert II., welcher von 1368 bis 1370 regierte und in dieſem letzten Jahre freiwillig reſignirte, im allgemeinen nicht zufrieden waren, ſo herrſchte doch unter ſeiner Regierung ein Wohlſtand in der Stadt, der die Bürger nicht ſelten zu kühnen Anmaßungen ſtachelte; ſie lagen deßhalb faſt immer mit dem Erzbiſchof in argem Hader und Streit und ruheten nicht eher, bis er des Lebens unter ihnen überdrüſſig ſeiner Würde entſagte und Stadt und Erzbisthum quittirte. Seine größte Schuld beſtand darin, daß er ſich auf Koſten des Erzbisthums zu bereichern ſuchte, das Land in Schulden brachte und eine ungemeſſene Prachtliebe und Verſchwendung nicht zügeln mochte. Als er ſich aus Magdeburg fortmachte, führte er eine große

Menge von Schätzen, viele Reliquien und seltene Kostbarkeiten aus dem Dom, unter andern den Finger der heiligen Catharina, ein Stück von der Moritzfahne, einen Theil vom Haupte des heiligen Sebastian, ein Stück vom Arme des Apostels Philippus, das Haupt der heiligen Felicitas, den halben Leib des heiligen Viktorin und überdem ein Kreuz von gediegenem Golde mit sich, in welchem sich ein Splitter aus dem Kreuze Christi gar künstlich eingelegt befand.

Jedermann freute sich, den habsüchtigen und kirchenräuberischen Fürsten fortziehen zu sehen, Niemand aber hatte den Muth oder dachte daran, ihm die geraubten Kirchenschätze zu entreißen. Es war, als ob mit der Entfernung der heiligen Reliquien aller Segen aus Magdeburg gewichen wäre, denn zu der damals schon furchtbar ihre Geißel schwingenden Theuerung, welche eine wahre Hungersnoth herbeiführte, gesellte sich noch eine pestartige Krankheit, welche Furcht und Entsetzen unter den Bewohnern verbreitete. Als Albert mit den geraubten Schätzen die Grenze von Böhmen, seinem Vaterlande, überschritten hatte, ruhete er zum Erstenmale in einem kleinen Dorfe aus, um sich, nun sicher vor jeder etwaigen Verfolgung haltend, von den ungewohnten Strapatzen der Reise zu erholen. In einer gar armseligen Herberge an der Heerstraße saß er eines Abends müde und sinnend vor einem großen Eichentische der unheimlichen Gaststube und ließ von seinen beiden Dienern — denn er hatte die

Schätze ſchon vorausgeſchickt — einen hölzernen Kaſten vor ſich hinſtellen, unter deſſen Laſt die alte wurmſtichige Möbel faſt zuſammenzubrechen droh'te. Er mochte Anfangs wohl geglaubt haben, hier der einzige fremde Gaſt zu ſein und ertheilte eben ſeinen Leuten die nöthigen Befehle zu der bald fortzuſetzenden Weiterreiſe, als ſich hinter dem ungeheuren Stubenofen drei Geſtalten erhoben, die ſich durch ihr abſchreckendes Aeußere eben nicht als wünſchenswerthe Gefährten ankündigten. Ein großer, ſtarker Mann in den Vierziger Jahren, mit einem langen und breiten Schwerte um die Hüften, richtete ſich auf und befahl in einem rauhen, hochfahrenden Tone ſeinen beiden, eben ſo bewaffneten Begleitern, die Geldſäcke herbeizubringen und die ſchon abgezählten Summen, das Gold von den Silbermünzen geſchieden, auf dem Tiſche auszubreiten. Als er näher zu dem Tiſche trat, vor welchem der vormalige Erzbiſchof Albert in Gedanken vertieft ſaß, verſuchte er die vor demſelben ſtehende hölzerne Truhe auf die Seite zu ſchieben, war aber nicht wenig erſtaunt, als er dieſelbe von einer ſolchen Schwere fand, daß er ſie mit aller Anſtrengung kaum fortbewegen konnte. Sei es, daß der Fürſt den Mann nicht kannte und, ihn mit ſeinen Geſellen für einen Räuber haltend, ihn fürchtete oder ihn eine ſolche Furcht befiel, weil er ihn als einen Magdeburger erkannte und in ihm ſeinen Feind zu erblicken glaubte; genug, Albert erſchrak bei dem Geſchäft,

welches der Unbekannte begann, so heftig, daß er an allen Gliedern zitterte und kein Wort zu sprechen vermochte.

„Ei, willkommen Herr Landsmann!“ redete ihn der Fremde im vertraulichen Tone an; „Euer Gnaden scheinen in Handelsgeschäften zu reisen, seit Sie das inkommode Pallium abgeworfen und den Magdeburgern Valet gesagt haben! Wo soll denn die Reise hingehen mit dem schweren Bündel, das gewiß einen Inhalt faßt, mit welchem ein großer Theil der Noth in der guten Stadt gemildert werden könnte?“

„Ich kenne Euch nicht, mein Freund!“ rang endlich der Erzbischof aus der schwer beklommenen Brust; „Ihr seid doch kein Magdeburger?“ „Wohl bin ich ein solcher,“ erwiederte der Gefragte, „und treibe mich mit schweren Sorgen um das Wohl meiner armen Mitbürger im fernen Auslande umher. Seht, gnädiger Herr! ich bin der Getraidehändler Martin Haupt und wohne in dem Hause mit den hohen und breiten steinernen Stufen nicht weit von der Catharinenkirche, welches Ihr seiner fremdartigen Bauart halber, gewiß irgend einmal betrachtet haben werdet. Böhmen ist meine Kornkammer und hat schon manchen Goldfuchs aus meinem Stalle geholt, dafür aber auch schöne Waare geliefert, damit die Magdeburger sich sättigen können.“

Albert schien sich über diese Antwort nach gerade nicht zu freuen, denn Martin Haupt stand zu

Magdeburg in einem ſchlimmen Rufe. Er galt für einen der reichſten Bewohner aber auch für einen der geizigſten und grauſamſten Wucherer. Man erzählte ſich dort: er beſitze des Goldes und Silbers ſo viel, daß er es nicht zu zählen, ſondern über Scheffel und Metze zu meſſen pflege, wie man in neuerer Zeit allenfalls bei einem Schnapshändler zu ſehen gewohnt iſt; ja, der Aberglaube jener finſtern Zeit erkannte ihn im Bunde mit dem Böſen, weil er ſich den ungeheuren Reichthum deſſelben nicht zu erklären wußte. Martin Haupt war aber auch ein ſchlauer Kopf und bei ſich ihm darbietenden Gelegenheiten ſtets gefaßt ſeinen Vortheil wahrzunehmen. Die große Verlegenheit des flüchtigen Erzbiſchofs erſchien ihm verdächtig und nicht ohne Grund vermuthete er, daß die ſchwere Truhe einen geraubten Kirchenſchatz enthalte, deſſen Beſitz jenen in Furcht und Angſt ſetzen müſſe. Auf die ſichtbare Angſt und Gewiſſensunruhe Alberts bau'te er ſofort einen gar liſtigen Plan.

Hört! ſagte er zu dem ſich vergeblich nach ſeinen Dienern umſehenden Fürſten, Ihr ſcheint mit dem Inhalte dieſer Truhe, den ich ſeiner Schwere nach errathen kann, ein gutes Geſchäft gemacht zu haben und möget froh ſein, daß Ihr die Grenze glücklich überſchritten habt! Glaubt aber nicht, daß Ihr in Sicherheit ſeid denn hier gilt mein Kommandowort mehr, als Euer fürſtliches Anſehen. Enthält dieſe Truhe einen — verzeiht mir den harten Ausdruck!

—geraubten Kirchenſchatz, wohl gar eine heilige Reliquie aus dem Magdeburger Dom, ſo lege ich im Namen aller meiner Mitbürger einen gerechten Beſchlag darauf und fordere Euch mit aller Achtung für Eure Perſon, zur Zurückgabe auf. Ich werde Euch quittiren und Ihr möget dann Eures Weges weiter ziehen! So ſtreng und hart, ſo gebieteriſch und anmaßend ſtolz ſich ſonſt der Fürſt als Erzbiſchof gegen die Magdeburger gezeigt hatte, ſo wunderbar kleinmüthig und verzagt benahm er ſich dem unverſchämten Kornhändler gegenüber. Er bekannte demſelben, daß die Truhe ein ſchweres Kreuz von gediegenem Golde enthalte und fing an mit dem Wucherer, deſſen eigennützige Abſichten er durchſchau'te, zu unterhandeln und überließ ihm das Kreuz für tauſend Mark mit dem beigegebenen Verſprechen, den Handel Niemandem zu offenbaren. Martin Haupt hatte einen guten Kauf gemacht, da das Kreuz einen bei weitem höhern Werth hatte und er nicht zweifelte, von den Magdeburgern den wahren Goldwerth fordern und erhalten zu dürfen. Er hatte ſich jedoch dießmal mit ſeiner Spekulation verrechnet, denn in Magdeburg herrſchten Noth und Verzweiflung wegen der noch fortdauernden beiſpielloſen Theuerung und Haupt mußte die koſtbare Reliquie behalten. Stolz im Beſitz eines ſo werthvollen Schatzes zu ſein, gelobte der Wucherer, da er beſonders durch den billigen Ankauf von Getreide in Böhmen, ſeine Reichthümer außerordentlich vermehrt ſahe, das

goldene Kreuz zu benutzen und mit irgend einem ſinnbildlichen Zeichen, welches er daraus fertigen laſſen konnte, ſein ſchönes Haus zu ſchmücken, denn wenn er ſchon, wie alle Reichen, geizig und gewinnſüchtig war, ſo machte ihm der Gedanke, ſein Haus mit einer Zierde geſchmückt zu ſehen, die ihm keiner ſeiner Mitbürger nachmachen konnte, doch eine zu große Freude, als daß er den Goldklumpen für Gold oder Silbermünzen, die er in Ueberfluß beſaß, hätte veräußern mögen. Lange überlegte er, in welcher Form er das ſtarke goldene Kreuz umwandeln ſollte, da es als Kreuz zu ſinnlich auf den Kirchenraub hingedeutet haben würde und gewiß jeder Vorübergehende ihm deßhalb eher geflucht als das koſtbare Symbol bewundert hätte, bis er endlich beſchloß, einen menſchlichen Kopf daraus fertigen und denſelben an ſeinem Palaſt prangen zu laſſen. Der Kopf dünkte ihm um deßwillen das paſſendſte Zeichen zu ſein, weil ſein Name „Haupt" ein ſolches Aushängeſchild rechtfertigte, vorzüglich aber weil er ſeinen Kopf als den Sitz aller ſeiner Spekulationen und Pläne betrachtete, mit welchen es ihm viele Jahre lang gelungen war, ein unermeßliches Vermögen zu erwerben. Eines Tags nahm er das große, ſchwere Kreuz aus der Truhe und hatte in der Betrachtung deſſelben, beim Hin- und Herſchieben, den Splitter von ſchwarzen Ebenholz herausfallen laſſen, deſſen ſich alsbald ſein einziger kleiner Sohn und Liebling als eines willkommenen Spielzeugs bemäch-

tigte. Das Kind rannte mit dem Splitter auf die Straße und mochte ihn entweder aus Unachtſamkeit oder im Spiel mit andern Knaben verloren haben, denn ſoviel ſich auch der Vater Mühe gab, denſelben wieder aufzufinden, er war und blieb verloren. Etwa 8 Tage darauf brachte ihn der dem Getreidehändler ſchief über wohnende Joſeph Proſcinsky, ein verarmter Goldſchmied und machte jenem den Antrag, ihm das goldene Kreuz in eine ihm beliebige Form gegen Ueberlaſſung des ſchwarzen Holzſplitters umzuarbeiten. Nichts konnte dem Martin Haupt, der nur ungern Geld ausgab, erwünſchter kommen, denn das einfache Stück Holz hatte für ihn keinen Werth und er hatte es nur darum wieder zu erlangen geſucht, um es irgend einmal, als den weſendlichen Theil einer heiligen Reliquie, dem Erzbiſchof für den Dom anzubieten und dafür einen guten Lohn oder irgend einen andern Vortheil zu erzielen. Die Verarbeitung des großen maſſiven Goldkreuzes zu einem menſchlichen Kopfe erforderte, wie er von mehreren Goldarbeitern, bei denen er deßhalb Nachfrage gehalten, erfahren hatte, einen ſo erheblichen Koſtenaufwand, daß er ſich bisher aus Geiz zu einem Ackord darüber nicht hatte entſchließen können. Er war daher eben ſo hoch erfreut als erſtaunt, wie er das Anerbieten des, ſeiner Meinung nach, einfältig frommen Proſcinsky vernahm und händigte demſelben, als nach einiger Zeit der goldene Kopf fertig und, über alle Erwartung, vortrefflich gelungen war,

den Splitter ein. Der arme Goldſchmied war ein eben ſo ehrlicher Mann als erfahrener Künſtler und hatte den Kopf mit ſoviel Zierde und Glanz ausgearbeitet, daß jeder Vorübergehende verwundert ſtehen blieb und durch unwillkührliche laute Beifallsäußerungen die Vortrefflichkeit des koſtbaren Kunſtwerks anerkannte. So oft die Sonne mit ihren Strahlen den goldenen Kopf beleuchtete, war es, als ob ſie ihr eigenes majeſtätiſches Bild abſpiegele und abſichtlich recht lange an dem Martin Hauptiſchen Hauſe verweile. Die feurigen Augen des ſchönen männlichen Kopfes blickten aus den mattgearbeiteten etwas vorſtehenden Brauen ſo kühn und verſengend auf die Vorübergehenden, daß man nur Augenblicke lang die durchbohrenden Gluthſtrahlen zu betrachten vermochte. Haupt fühlte ſich glücklich in der ſeinem ungemeſſenen Geldſtolze ſchmeichelnden allgemeinen Huldigung, welche man dem goldenen Kopfe darbrachte, und that zum Erſtenmale ſeinem übernatürlichen Geize Gewalt an, indem er dem Erzbiſchof, welcher dem Skandal ein Ende machen und den Kopf für eine ſehr hohe Summe kaufen wollte, den Kauf abſchlug. Man hätte meinen ſollen, bei der Freude über das koſtbare Symbol werde der Getreidehändler ſeinen beiſpielloſen Geiz und Wucherſinn, wenn auch nicht ganz aufgeben, doch mindeſtens mildern, allein ſeit der goldene Kopf an ſeinem Hauſe prangte, ſchienen ſich dieſe böſen Leidenſchaften nur um ſo mehr zu ſteigern. Die Noth war groß in

Magdeburg, der wohlhabende Bürger durfte es am Abend nicht wagen, allein und ohne Waffen auszugehen, weil das arme Volk in großen Haufen umherlief, in die Häuser einbrach und die heimkehrenden Bürger auf den Straßen beraubte. Martin Haupt, schon selbst ein verwegener und riesenstarker Mann, ging nur immer von zwei oder drei bewaffneten, handfesten Knechten begleitet über die Straße, und sein mit Gold und Silber reich gefülltes Haus war vor jedem Frevel sicher; man fürchtete es, wie die Höhle eines Löwen, der mit vorgestreckten Klauen im Eingange liegt und seine Jungen bewacht. Diese Furcht brachte einzig und allein der goldene Kopf hervor, der, wie man sagte und gar häufig gesehen haben wollte, des Abends und des Nachts ein so glühendes Feuer ausströmte, daß es Niemand unter demselben hinwegzugehen wagte, ja man erzählte sich, bemerkt zu haben, daß, so oft sich Jemand bei Nachtzeit dem Hause genahet habe, Feuerfunken herabfallen und in furchtbare Gestalten verwandelt, vor dem Hause umhergewandelt wären. Jedermann haßte daher den reichen, stolzen und geizigen Wucherer, der — wie heut zu Tage mancher reiche Schnapshändler — sein Geld über den Scheffel maß, aber Niemand konnte ihn entbehren, denn seine ungeheuern Speicher und Böden waren stets mit großen Lasten Getreide angefüllt, welches, wenn in der Stadt alle Vorräthe aufgezehrt und keine Mittel, den dringenden Bedürfnissen abzu-

helfen mehr vorhanden waren, für enorme Preiſe gekauft und womit immer auf eine längere Zeit der fortſchreitenden Hungersnoth geſteuert ward. Haupt hatte außer ſeiner Liebe zum Reichthum, außer ſeiner Freude am Gelde und an dem, an ſeinem Hauſe prangenden goldenen Kopfe keine Leidenſchaften, wohl aber übte er eine rühmliche Pflicht, welche darin beſtand, daß er ſeinen Sohn Paul — ſein einziges Kind, denn ſeine Gattin lebte nicht mehr — im Verhältniß zu den damaligen Grenzen ſeines bürgerlichen Standes zu hoch und vornehm erziehen ließ. Da er, wegen ſeiner Handelsgeſchäfte nur ſelten in Magdeburg und faßt immer auswärts war, ſo hatte er den Knaben in ſeinem 12ten Lebensjahre zu ſeinem Bruder nach Prag gethan, wo ihn dieſer, ein unbeweibter ſchon bejahrter Kriegsmann in allen gelehrten Wiſſenſchaften und ritterlichen Künſten ſorgfältig unterrichten ließ. Als Paul 15 Jahre alt war, kehrte er nach Magdeburg, an Geiſt und Körper ein ſtattlicher Jüngling, eher einem adlichen, Junker als dem bürgerlichen Sohne eines wuchernden Getreidehändlers ähnlich, zurück.

Aber wie hätte es dem ritterlichen Jünglinge in dem Hauſe ſeines Vaters, eines, wie er bald wahrnahm, allgemein verhaßten Wucherers, der zwar der reichſte aber gewiß auch der ſchlechteſte Bürger ſein mußte, weil ihn alle ſeine Mitbürger verachteten, gefallen mögen?

Die trüben Jahre der Hungersnoth und der peſtartigen Seuchen waren vorüber, Martin Haupt war für Magdeburg eine entbehrliche Möbel geworden, deren man ſich recht bald zu entledigen ſuchte. Täglich ward der goldne Kopf vom rohen Pöbel beſchimpft und verunreinigt und Paul ſuchte den Vater zu überreden, das die Erinnerung an einen Kirchenraub bergende Denkmal einer ſchmachvollen Zeit vom Hauſe zu nehmen und der Kirche als ihr rechtmäßiges Eigenthum zurückzugeben, ſeine Bemühungen hatten aber nur den traurigen Erfolg, daß er ſich den Unwillen des harten und in ſeinem Geldſtolze völlig verblendeten auf keine vernünftige Vorſtellung achtenden Vaters zuzog.

Im zweiten Jahre ſeines Aufenthaltes zu Magdeburg erlebte der junge Paul ein Ereigniß, das ſeinem, bei allen Bewohnern verhaßten Vater, deren Achtung und Liebe wieder hätte erwerben können, wenn er in chriſtlichen Geſinnungen gegen ſeine Mitmenſchen gehandelt hätte, welches aber ſein ſchmachvolles Ende herbeiführte. In Folge einer großen, ſich weit verbreitenden Ueberſchwemmung und der dadurch gänzlich verwüſteten Ländereien trat plötzlich wieder ein höchſt fühlbarer Getreidemangel ein. Martin Haupt, deſſen ungeheuere Getreideſpeicher und Kornböden, wie man wußte, noch voll waren, wurde von den Bürgern und der Obrigkeit aufgefordert, zur Linderung der großen Noth ſeine Vorrathskammern zu öffnen und das Ge-

treide für den zwar enorm hohen Preis, welchen es damals hatte, aber ein Jahr lang auf Kredit der Stadt zu überlaſſen, er lehnte jedoch, immer noch höhere Preiſe erwartend, den Antrag ab und konnte, vom Schimmer des Goldes geblendet und vom Geize zu einem Steine verhärtet, weder durch vernünftiges Zureden noch durch ernſte Drohungen zum Nachgeben bewogen werden.

An einem Sonntage, gegen Mittag, als gerade das Volk aus den Kirchen nach Hauſe ging, und mancher Familienvater nicht wußte, wovon er mit Weib und Kinder den wüthenden Hunger ſtillen, woher er Geld nehmen ſollte, um nur ein Brod für ſeine weinenden Kleinen zu kaufen, um zum wenigſten dieſe ſättigen zu können, ſaß Martin Haupt vor einem gewaltigen Tiſche von gebohntem Eichenholz, als Paul, welcher dem Gottesdienſte beigewohnt hatte, ängſtlich und leichenblaß ins Zimmer ſtürzte und ihm zurief: „Vater! um Gottes Willen rettet Euch! gebt mir die Schlüſſeln zu den Getreideböden! das Volk ſteht, wie eine graue Wetterwolke, drohend am Krökenthore, und hat es in ſeiner raſenden Verzweiflung gewiß auf Erſtürmung und Zerſtörung Eures Hauſes, auf Plünderung, wohl gar auf Eure Ermordung abgeſehen! Zwar hab' ich Euern Namen nicht nennen gehört, doch können die furchtbaren Schimpf- und Drohreden, womit ſie von dem alten Wucherer und Getreide-Juden ſprechen, den ſie in ſeinem Raubneſt

überfallen und an welchem sie wegen Gegenwart und Vergangenheit fürchterliche Rache üben wollen, nur gegen Euch gerichtet sein! Geht, eilt zum nächsten Nachbar, der Euch für eine Handvoll Goldstücke gewiß eine Zeitlang aufnehmen und verbergen wird, und laßt mich mit den Schlüsseln zu den Vorrathskammern hier! Ich bin den Magdeburgern fremd und hoffe mit ihnen fertig zu werden!"

Wer hätte denken sollen, daß der graue Sünder die vernünftigen Vorstellungen und kindlichen Bitten seines Sohnes überhören, und den wohlgemeinten Rath unbeachtet lassen würde? Aber so ist es noch heutigen Tages mit dem Geize, er ist die Wurzel alles Bösen, das aus derselben so lange wuchernd heraus- und emporwächst, bis es das geblendete Opfer mit seinen starken Aesten und Zweigen umschlingt und endlich vom Sturme herausgerissen, aus dem lockeren Boden von dem glänzenden Goldberge in einen schaudervollen Abgrund geschleudert wird. Der Geizige zittert vor Habsucht, wenn er sich von einem Millionentheile seines zusammengescharrten Vermögens trennen soll und hält seinen übermüthigen Trotz, mit welchem er die sich heranwelzende Gefahr verachtet, für einen rühmlichen Heldenmuth, für eine Stärke des Geistes, mit welcher er von jeher seinen Mitbürgern überlegen gewesen und welche die Quelle seines Reichthums ist. — Auch in unseren Tagen giebt es solche starke Geister, die lieber ihre Vorräthe von den Würmern fressen

als ſie um einen mäßigen Preis oder gegen Kredit der Armuth verabfolgen laſſen. Wehe ihnen, wenn die Sklaven der Noth und Armuth ihre Ketten brechen und mit den Waffen der Verzweiflung ihre Rechte erkämpfen, die ſie auf dem Wege zur blinden Juſtitia nimmermehr gefunden haben würden, denn dieſe Rechte ſind der Inbegriff des summum jus, welches die ſtrenge Göttin mit dem Schilde der summa injuria, abweiſet. — Doch wir kehren in das Haus zum goldenen Kopfe zurück. Der Wucherer Haupt lachte der Aengſtlichkeit ſeines Sohnes, rief ſeine treuen und handfeſten Knechte und zeigte nach dem gold'nen Symbol über ſeiner Hausthür, welches ihm Achtung und Ruhe verbürge. Doch dießmal hatte ſich der kluge Spekulant verrechnet, ſeine Stunde hatte geſchlagen. Noch ſaß er, ſeine Goldhaufen zählend, am gebohnten Eichentiſche, als die Meute des empörten Volks heulend und brüllend vom Krökenthore her ſich heranwälzte. Noch einmal beſchwor ihn der, die furchtbare Gefahr begreifende Sohn, ſich zu retten und ihn nicht zum vaterloſen Waiſen zu machen, noch einmal bat er ihn um die Schlüſſel zu den Getreideſpeichern, womit er den heranziehenden Sturm zu beſchwören hoffe. Haupt aber wies dem Ungehorſamen die Thür ſeines Zimmers und vermaß ſich hoch und theuer, daß ihn keine Macht der Erde in dem Entſchluſſe, zu bleiben, wankend machen ſolle. — Zu ſpät änderte er dieſen

raſenden Entſchluß, zu ſpät ging ſein kühner Muth in die niedrigſte Furcht und Verzagtheit über, als eine Schaar wilder Burſchen die Hausthür mit einem gewaltigen Stoß erbrach und die ihnen entgegentretenden, bewaffneten Knechte nieder ſchlug, ſodann mit blutigen Augenhöhlen in das Zimmer ſtürzte und die ſchweren Knittel über ſeinem Haupte ſchwang. — Nehmt — rief er ihnen todtenbleich zu — nehmt dieſe Haufen Gold! laßt mir nur das Leben! Ihr ſollt alles Getreide unentgeldlich haben, welches meine großen Speicher enthalten, ſeid barmherzig und mordet mich nicht!

„Wir ſind keine Räuber, denen nach deinem Golde gelüſtet, du herzloſes Ungeheuer!" brüllte ihn ein zerlumpter Kerl, mit dürrer aber ſtarker Fauſt ihn am Kragen packend, an — „wir wollen nur die gerechte Rache üben, welche dein entſetzlicher Wucherſinn, dein unmenſchlicher Geiz und deine grenzenloſe Habſucht verſchuldet haben! die Barmherzigkeit haſt du nie gekannt und ſollſt ſie auch im Leben nicht kennen lernen! möge dir Gott ein barmherziger Richter ſein!"

Es ſchien dem Geſindel nicht auf die Ermordung des Wucherers abgeſehen zu ſein, denn ſie hätten ihn ſonſt ja ſogleich zu Boden ſchlagen können, ſtatt deſſen banden ſie ihm die Hände auf den Rücken und ſchickten ſich an, ihn fortzuſchleppen, der ſtarke, kräftige Mann aber wußte ſich mit einem Ruck ſeiner Feſſel zu entledigen und zog raſch einen Dolch aus dem Gürtel, womit er

einem der ihm naheſtehenden Burſchen verwundete. Das Blut ihres Kameraden galt den Übrigen für das Signal zum mörderiſchen Angriff, mehr als zwanzig Fäuſte fielen nun über den Unglücklichen her, riſſen ihm die Kleider vom Leibe und zerſtampften den nackten Körper mit den Füßen. Zu ſpät erſchien der junge Paul mit einem Haufen geharniſchter Kriegsknechte, welche ihm der Erzbiſchof zugeordnet hatte, in der väterlichen Wohnung, er fand den gräßlich verſtümmelten Leichnam ſeines unglücklichen Vaters im Zimmer liegend und vermochte nur ſoviel zu verhindern, daß die wüthenden Meuterer ſich nicht auch an ihm vergriffen. Kaum hatten ihn die Geharniſchten in ihre Mitte genommen und ſich mit ihm entfernt, als der zerſtampfte blutige Leichnam auf die Straße geſchleppt, in unzählige Stücke zerriſſen, das Haus aber von neuem angefallen und in demſelben alles Geräth zertrümmert und zerſtört ward. Kaum war mit dieſem furchtbaren Exzeſſe der Rachedurſt der empörten Volksmenge gelöſcht, ſo begab ſich dieſelbe nach den gewaltigen Getreideböden, ſchlug Wände und Thüren ein und ſchleppte die ungeheueren Vorräthe von dannen. Unter den Tauſenden von Menſchen, die ſich nach und nach vor dem ſchönen Hauſe mit dem goldenen Kopfe verſammelt hatten, wogte eine Schaar zerlumpter Männer und junger Burſchen in geſchäftiger Eile hin und her, trug in Säcken und allerhand Gefäßen das Getreide fort, ſelbſt Frauen und Mädchen aus

der Hefe des Volks nahmen an der Plünderung Theil, und Niemand mochte oder wagte die raſende, von Hunger und Verzweiflung geſtachelte Meute zu zügeln; es war, als ob die Hölle eine Legion Teufel ausgeſpieen hätte, vor welcher ſich alle Beſſeren fürchteten, und gegen die ſie keinen Kampf wagten. Dennoch hatte man nur Getreide, Roggen, Weizen und andere vorgefundene Fruchtarten geraubt, an dem Gold- und Silberſchatze hatte ſich Niemand vergriffen.

II.

Verwünſchtes Gold, das dieſe Welt
In ſeinen Zauberketten hält,
Dem Fürſt und Völker dienen!
Dir gnüge dieſer eitle Ruhm!
Willſt du der Liebe Heiligthum
Zu ſtören dich erkühnen?

Wohl iſt in dieſer böſen Zeit,
Durch Fleiß, Talent und Redlichkeit
Das Ziel nicht zu erringen.
Nur Gold bricht überall die Bahn;
Dem Klopfenden wird aufgethan,
Sobald Dukaten klingen.

Doch daß man Herzen wägt nach Gold
Und Wucher treibt mit Minneſold,
Das reget mir die Galle;
Man fragt nicht: wie das Mädchen ſei?

Ob häuslich, ſittſam, keuſch und treu?
Was hat ſie? — Fragen Alle.

Beſitzt ſie klingendes Genie,
Dann nennt man glänzend die Partie,
Der Freier wird beneidet.
Und alle Nachbarn rufen aus:
Ha! der hat wohlbeſtellt ſein Haus,
Der ſolchen Schatz erbeutet.

Biſt du beſcheiden, jung und klug,
Schafft dir dein Aemtchen Brod genug,
Um häuslich froh zu leben:
Und ob du noch ſo redlich liebſt,
Wo du nicht gold'ne Bürgſchaft giebſt,
Wird man den Korb dir geben!

Nur mit des Goldes Schimmer kann
Verſcheuchen mancher Ehemann
Die Launen ſeiner Holden.
Der arme Tropf, er ſchmeichelt nicht,
Wenn er zu dir: o, Theure! ſpricht,
Und meint die Zeit ſei golden.

Sie irren nicht, geliebte Leſer! wenn Sie meinen, dieſe Reime irgendwo ſchon geleſen oder gehört zu haben! Der Schreiber dieſer Sage hat ſie geſtohlen und zwar darum als geſtohlnes Gut hier eingeſchwärzt, weil ihr Inhalt — unſerm Zeitalter angepaßt — mit den Grundſätzen und Volkscharakter des 14ten Jahrhunderts, in welchem ſich dieſe Erzählung bewegt, im Widerſpruche ſteht und einen recht ſinnigen

Kontraſt bildet. — Wenn es auch in jener alten Zeit Reiche und Geizige genug gab, wenn man auch Geld und Gold ſo hoch ſchätzte und ſo gern hatte, als in unſerm materiellen Zeitalter, ſo galt doch damals im Kapitel der Liebe und Ehe das Herz noch etwas, und ließ ſich von dem kalkulirenden Verſtande nicht leicht aus dem Felde ſchlagen. Mit andern Worten: Damals ſchloß in der Regel das Herz, gegenwärtig ſchließt in der Regel der ſpekulative Verſtand die Ehen, das Herz aber iſt der Sitz der Liebe, der Verſtand aber hat ſeinen Sitz im Kopfe.

Damals konnte man ſagen: das Herz iſt mit dem Kopfe davon gelaufen, heut zu Tage ſagt man: er hat eine ſehr verſtändige Parthie gemacht — wenn man, in beiden Fällen eine glückliche Wahl in der Ehe bezeichnen wollte. Wir kehren nach dieſer kleinen Abweichung auf das Feld unſerer Sagen zurück und nehmen den, mit der ſchaudervollen Ermordung des Martin Haupt zu Magdeburg abgeriſſenen Faden wieder auf.

Auf der Stammburg des Grafen Petrus de Bruma bei Lutomiſchli in Böhmen, lag Paulus, der Page des edeln Burgherrn — es mag in dem Jahre 1380 geweſen ſein — zum Tode verwundet in einem dunkeln Zimmer auf dem ſeidenen Divan und richtete ſich nach langem, todtenähnlichen Schlummer, mit dem Kopfe empor und verlangte einen Trunk Waſſer, um den brennenden Durſt zu löſchen, welchen ſeine ver-

trockneten Lippen deutlich genug ankündigten. Zwei bejahrte Männer, faſt Greiſe, ſaßen an ſeinem Lager und ſahen ſich bei der, mit dieſem ausgeſprochenen Verlangen verbundenen Kopfbewegung freudig erſtaunt an. Was meint Ihr, Doktor? frug der Aeltere. Laßt ihn trinken, gnädiger Herr! ſoviel und ſo oft er zu trinken begehrt! antwortete der etwas Jüngere, reichte dem bleichen Jünglinge ein Glas Waſſer und fuhr, als dieſer getrunken und den Kopf in die ſeidenen Kiſſen hatte fallen laſſen, fort: Jetzt iſt Ruhe das nöthigſte Mittel, auf das wir bedacht ſein müſſen. Der Patient wird in einen feſten Schlaf verfallen und morgen im Stande ſein, ſich mit uns zu unterhalten. Aber das geringſte Geräuſch im Zimmer muß ich mir verbitten, denn ſein Schlaf, welcher die Kriſis entſcheidet, wird ſo ſanft und leicht ſein, daß ihn das leiſeſte Geräuſch im Zimmer unterbrechen kann, und das darf nicht ſein!“

Dafür laßt mich ſorgen, Doktor! Minka, die Zofe meiner Gemahlin, ſchwebt wie ein Zephir über den Boden hin und hat mich ſeit ihrem kurzem Aufenthalte hier, ſchon manchmal in Verſuchung geſetzt, ſie für ein geiſtiges Weſen zu halten, da ich ſie immer nur ſahe, wenn ſie ins Zimmer kam, nie ihre Schritte vernahm.

Ja, s'iſt eine Polin, ſchloß der Doktor, thut das und laßt uns gehen!

Als beide Männer das Zimmer verlaſſen hatten, ſchwebte — in der That wie von der Luft getragen —

eine wunderliebliche Frauengeſtalt herein, ſetzte ſich nicht fern von dem Lager des ſchlummernden Jünglings an einen Tiſch, und begann an einer Art Feldbinde zu ſticken. So oft der Page im Schlummer die leiſeſte Bewegung machte oder etwas lauter und tiefer, als gewöhnlich athmete, ließ ſie die ſchönen Arme ſinken und heftete mit großer Aufmerkſamkeit die Augen auf den Kranken. Dieſer ſchlief, wie der Doktor richtig prophezeihet hatte, bei der Todtenſtille, welche im Zimmer herrſchte, ſo ruhig und feſt fort, als ob er nimmer erwachen wolle. Die Nacht war längſt hereingebrochen und Minka hatte in einer entfernten Ecke des großen Zimmers zwei Kerzen ſtehen, wovon ſie, um nach der ärztlichen Vorſchrift ein mattes Halbdunkel zu unterhalten, nur die eine angezündet hatte. Sie war jetzt dem Lager des Jünglings näher gerückt, hatte ihre Arbeit bei Seite gelegt und ſchien ſich bei der Betrachtung des ſo ununterbrochen fortſchlummernden Kranken innig der zu hoffenden Geneſung deſſelben zu freuen. In dieſem Augenblicke trat, die weiß ſeidenen Schuhe in der Hand, eine noch rüſtige Matrone in das Zimmer und winkte mit der Hand das junge Mädchen zu ſich. „Ich werde dich — ſagte ſie — durch Stephan oder Roſa ablöſen laſſen, gutes Kind! denn du magſt wohl hungrig und durſtig geworden ſein und bei dem ſtets ſorgfältigen Ueberwachen des Kranken Langeweile haben!“

Thut das nicht, gnädige Frau! erwiederte Minka, der Doktor hat Ruhe empfohlen, und leicht könnte beim Wechsel der Wächter ein Geräusch entstehen, das den Schlummernden erwecken möchte!

Dieses Gespräch war zwischen den beiden Frauen so leise geführt worden, daß es selbst ein Wachender nicht gehört haben würde. Die Matrone strich mit mütterlicher Zärtlichkeit dem jungen Mädchen über die blühenden Wangen, und ließ sich von demselben sanft aus dem Zimmer hinausschieben.

„Jesus Maria!“ schrie in dem Augenblicke der kranke Page und machte eine so bedenkliche Bewegung, daß das junge Mädchen nichts anderes glaubte, als sei es der letzte Ruf eines Sterbenden, in dieser Besorgniß an dessen Lager eilte und, weil sie ein fürchterliches Keuchen und Röcheln vernahm, den Kopf des Jünglings, mit welchem er tief in die elastischen Kissen gesunken war, sanft emporhob. Kaum hatte sie den Kranken mit dem Kopfe aufgerichtet, als er zu husten begann, seine Arme krampfhaft um den Nacken des, sich über ihn hinbeugenden Mädchens schlang und einen so ungeheuren Strom von Blut auswarf, daß Minka davon über und über bedeckt ward. Diese gewaltige, von der Natur bewirkte Blutentleerung schien der Wendepunkt der Krisis gewesen zu sein, denn mit einem Male fing der Jüngling an zu sprechen, lös'te seine verschlungenen Hände von dem Halse des Mädchens und sagte: „Ach! vergebt mir, holde

Jungfrau, daß ich Euch Leid zugefügt habe! aber bei der heiligen Gottesmutter kann ich Euch beschwören, daß ich unwissend gethan habe, was Euch geschehen ist. Ihr habt mir das Leben gerettet, wie soll ich Euch danken?"

Minka bedeutete den Pagen mit wenig Worten, sich deßhalb nicht zu ängstigen, durch Sprechen seinen Zustand nicht zu verschlimmern und sich ruhig zu verhalten, bis sie zurückkehren werde. Paulus richtete sich, als Minka, um sich von dem Blute zu reinigen, aus dem Zimmer gegangen war, von dem Lager auf und sahe sich in dem, nur schwach erleuchteten Gemach um, gleichsam um sich zu besinnen, ob er wirklich lebe und wo er sich eigentlich befinde. Bei dieser Umschau fiel ihm ein dunkler Gegenstand in die Augen, der gerade vor ihm auf der seidenen Bettdecke lag. Hastig griff er darnach und fand, daß es ein kleines, schwarzes, hölzernes Kreuz mit sehr zierlich gearbeiteten goldenen Oehren war, in welchen sich ein schmales, seidenes Band befand, das aber zerrissen war. Gewiß hatte das junge Mädchen dieses Kreuz, vielleicht das Andenken einer frommen Mutter oder eines früh verstorbenen Geliebten, um den Hals getragen und er hatte es während des Blutsturzes derselben herabgerissen. Paulus, welcher die Zofe, die nur erst seit zwei Tagen mit der Gemahlin des Bruders des Grafen Petrus de Bruma, des Grafen Wenzel de Bruma auf der Burg angekommen war,

noch gar nicht kannte, schien auf einmal von einer dunkeln Erinnerung ergriffen zu werden, welche ihm zuflüsterte, daß er das schöne Mädchen, sowie das kleine, schwarze Kreuz irgendwo schon gesehen haben müsse, daß es liebe, alte Bekannte seien, auf die er sich für den Augenblick nur nicht besinnen könne. Er verbarg das Kreuz, als Minka ins Zimmer zurückkehrte, schnell unter der Bettdecke und beschloß, es ihr nicht eher wieder zurückzugeben, als bis sie darnach fragen würde; das Mädchen aber nahm eine der Wachskerzen, zündete sie an der noch brennenden an und frug, sich zum Wiederfortgehen anschickend, den Pagen: „Euch ist doch wohl? Ich werde Euch einen Diener schicken, der Euch umbetten und Eure weitere Pflege statt meiner übernehmen wird!"

„O! bleibt wertheste Jungfrau! mir ist wohl, Ihr habt mir das Leben gerettet und ich fühle es, daß meine Kräfte erstarken, so lange ich Eure Gestalt im Zimmer sehe, die mir wie eine Heilige erscheint, welche mir den frischen Lebenstrank gereicht hat. Gebt mir, wenn ich Euch bitten darf, ein Glas Wasser und setzt Euch, wenn Ihr Euch vor mir scheuet, aus meiner Nähe! ich habe der irdischen Güter viele und werde Euch dankbar sein!"

Minka reichte dem Pagen den Wasserkrug. Als er ihn zurückgab, ergriff er Ihre Hand und fragte: „Wie heißt Ihr doch und wer seid Ihr, daß Ihr so vertraut in der hochgräflichen Familie zu sein scheint?

Bin ich doch schon so lange hier und kenne Euch nicht!"

„Ich heiße Minka — antwortete die Zofe — und bin erst seit kurzem mit meiner Herrin, der Schwägerin Eures Gebieters, hier angekommen. Aber laßt mich, Herr! es will sich nicht schicken, daß ich, da Ihr munter und nicht mehr so krank seid, länger bei Euch bleibe, auch werdet Ihr mancher Pflege bedürfen, die ich Euch nicht angedeihen lassen kann!"

Paulus war in ein tiefes Schweigen versunken, mit einem Male zog er mit Ungestüm das Mädchen an seine Brust, blickte ihr starr in die großen, schwarzen Augen und rief im überströmenden Freudengefühl aus: „Ja, wahrlich! du bist Minka Proscinsky, des Goldschmieds Töchterlein aus Magdeburg, meine kleine, traute Jugendgespielin und dieses schwarze Kreuz — er zog es unter der Bettdecke hervor und hielt es hoch empor — ist der Splitter aus dem goldenen Kopfe meines unglücklichen Vaters!"

Das schöne Mädchen erglühte vor Freude, schmiegte sich traulich an des geliebten Landsmanns klopfende Brust und sagte: „Ja Ihr seid es! Ihr seid Paul, des alten Wucherers — hier erbleichte Minka und fuhr erschrocken fort — ach! verzeiht, wenn mir ein Ausdruck entfuhr, der Euch aus Achtung für den Vater beleidigen muß."

Paul blickte seufzend aufwärts und tröstete das Mädchen; „Laß das gut sein, Minka! du bist nicht

die einzige Magdeburgerin, die ſich dieſes Wortes in Beziehung auf meinen Vater bedient hat, ja du kennſt vielleicht nicht einmal ſeine volle Bedeutung! Aber erzähle mir, theure Minka! wie du von Magdeburg hierher, und insbeſondere, wie du in den Beſitz dieſer heiligen Reliquie gekommen biſt, nach der man vergebens ganz Magdeburg ausgeſucht hat."

„Das will ich mit kurzem Worten, erwiederte Minka, verbiete Euch aber, als Eure hochbeſtellte Krankenwärterin alles Sprechen, denn Ihr könntet Euch einen neuen Blutſturz zuziehen und dann wüßte ich mir nicht zu helfen. Nun hört:

An dem verhängnißvollen Tage, wo Euer Vater von dem wüthenden Pöbel erſchlagen worden war und einige Nichtswürdige ſogar das ſchöne Haus zu demoliren verſuchten, von dieſem frevelhaften Beginnen aber durch die Konſtabler und Stadtſöldner abgehalten wurden, ging die Kunde von Straße zu Straße, von Haus zu Haus, der Erzbiſchof wolle ſich des goldenen Kopfes an Eures Vaters Hauſe bemächtigen, ihn wieder in die alte Form des Kreuzes umarbeiten laſſen, und habe auf die Herbeiſchaffung des kleinen, ſchwarzen Splitters von Holz einen hohen Preis geſetzt. Nun hatte mir mein guter Vater aus dem Splitter das kleine Kreuz, daſſelbe, welches Ihr in den Händen haltet, gefertiget und geſchenkt, auch, weil ich daran ungemeines Vergnügen fand, mit goldenen Oehren verſehen, um es als einen Schmuck am Halſe

tragen zu können. An ſeinem Sterbetage ſagte er zu mir: „Ich hinterlaſſe dir kein Vermögen Minka! denn mein Haus iſt dem Martin Haupt verpfändet geweſen und wird uns bald genommen werden. Mir hat aber geträumt du würdeſt durch dieſe heilige Reliquie glücklich und —“ was er weiter alles geſagt hat, weiß ich nicht mehr. Als nun einige Tage darauf wirklich nach dem Splitter bei meiner Mutter Nachfrage gehalten und, als dieſe nicht geläugnet, daß ich im Beſitz eines Kreuzes davon ſei, bei mir darnach geſucht ward, denn ich hatte weinend vorgegeben, daſſelbe verloren zu haben, da verbarg ich, eingedenk der Worte meines geliebten Vaters, das Kreuz in einem Hühnerneſte, welches ſich in einem Stalle des Hintergebäudes befand und wo ich immer die Eier auszunehmen pflegte. Man ſuchte, ſelbſt meine Mutter mit, das ganze Haus durch, ſtörte alle Winkel und verborgenen Räume um und warf ſogar aus dem Stalle, in welchem ſich das Hühnerneſt befand, das alte Gerülle und den Bodenſchutt heraus, weil meine Mutter angegeben hatte, ich ſei täglich in dem Stalle, hole die Eier aus den Hühnerneſtern und ſpiele darin. Niemand aber dachte daran, daß das Kreuz in einem Hühnerneſte verſteckt ſein könne. Ich war noch zu ſehr Kind, als daß man mit Strenge und Härte in mich hätte dringen ſollen, man fragte mich, ſchmeichelte mir und ſtreichelte mir die Wangen, ich aber wußte nichts beſſeres zu thun, als zu weinen.

Als meine gute Mutter von einer bösen Seuche, welche bald darauf in Magdeburg graßirte, hinweggerafft worden war, nahm mich meine Tante, des Vaters Schweſter, welche Pförtnerin in einem Urſulinerkloſter zu Prag war, zu ſich und hier wurde ich nicht nur ſehr ſorgfältig erzogen, ſondern lernte auch die Schweſter der Aebtiſſin, die Frau Gräfin de Bruma, meine jetzige Herrin kennen, welche mich in ihre Dienſte nahm und bei der ich ein frohes und heiteres Leben führe, da ſie mir eine gar gnädige Gebieterin, ja faſt eine zärtliche Mutter iſt, der ich auch den Beſitz des Kreuzes und deſſen Schickſale aufrichtig erzählt habe." Hier endete die Zofe ihre Erzählung und ſagte zu dem Pagen: „Nun laßt mich! ein andermal werde ich Euch bitten, mir zu erzählen, wie Ihr von Magdeburg hierher gekommen und auf welche Art ihr eigentlich ſo ſchwer verwundet worden ſeid. Legt Euch zur Ruhe! ich werde Euch einen Diener herſchicken."

Sagte ich's nicht, gnädiger Herr! daß ein ruhiger Schlaf die Kriſis entſcheiden würde? ſprach ganz leiſe der mit dem Grafen Wenzel de Bruma eben ſo leiſe eintretende Arzt. Aber was iſt das? fuhr er verwundert fort; ein tète à tète mit der Zofe Eurer Gemahlin! Nun das werd' ich mir merken und allen meinen gefährlichen Patienten ein hübſches Mädchen zum Wärter verſchreiben!

Der alte, freundliche Arzt wollte noch weiter ſprechen, Paulus aber, der ihn geſehen und die letzten

Worte gehört hatte, zog die Zofe näher an sich und rief ihm heiter und fröhlich zu: „Schwatzt nur, gelehrter Herr Doktor, immer zu! Ihr wißt doch nicht, wer der Engel da ist, der mir das Leben gerettet hat! denn wenn sie nicht meinen Kopf emporgerichtet hätte, als der Bluthusten über mich kam, ich hätte schier ersticken müssen. Nun vernehmt aber, daß mich die Freude gesund gemacht hat, denn Minka ist meine Landsmännin, meine geliebte Jugendgespielin aus Magdeburg." — Kaum aber hatte der entzückte Jüngling diese Worte herausgerungen, als er erbleichte, mit kaltem Schweiß bedeckt ward und als starre Leiche zurück auf das Lager sank. —

Das sind die Folgen von solchen heftigen Gemüthsbewegungen! sagte der Doktor, hier ist nichts zu machen, der ist hinüber, ein Schlagfluß hat das Lebenslicht ausgeblasen!

Minka, die trostlose Zofe, war nicht das einzige Wesen, welches den unglücklichen Jüngling, dessen Tod sie verschuldet zu haben glaubte, beweinte, auch der Burgherr Petrus de Bruma und dessen Bruder Wenzel de Bruma mit seiner Gemahlin konnten sich der Thränen nicht enthalten und standen in tiefem Schmerz vergraben, um das Lager, auf welchem der noch vor kurzem so kräftige und lebensmuthige Jüngling im ewigen Todesschlummer lag. Minka, welche man mit sanften Vorstellungen zu beruhigen gesucht hatte, mußte allen Anwesenden die kleine Begebenheit

mit dem ſchwarzen Kreuze ſowie die Geſchichte ihrer in Magdeburg verlebten Kinderjahre erzählen und reiſete Tags drauf mit ihrer Herrſchaft, dem Grafen Wenzel de Bruma und deſſen Gemahlin nach Prag zurück, wo ſie den Winter über zubrachten.

Bevor wir uns wieder nach der trauernden Zofe umſehen, wollen wir dem Leſer in der Kürze erzählen, wie der junge Paul Haupt aus Magdeburg als Page in den Dienſt des Grafen Petrus de Bruma und zu der tödlichen Wunde gekommen war, deren Folgen er in der ſchönſten Blüthe ſeiner Jahre erliegen ſollte.

Als das Volk zu Magdeburg den reichen Getreidehändler Martin Haupt getödtet hatte, war ſein Sohn, Paul, von den erzbiſchöflichen Trabanten fort und zu dem Erzbiſchof, Petrus de Bruma, gebracht worden. Dieſer gewann den geraden und freimüthigen Jüngling dergeſtalt lieb, daß er ihn zu ſich nahm und, weil er ein großes Vermögen beſaß, zu ſeinem Pagen oder Leibdiener erhob, in der Abſicht, ihn durch die Gnade des Kaiſers in den Ritterſtand erheben und ihn irgendwo mit einer angeſehenen Burg, die er bezahlen konnte, beleihen zu laſſen. Als de Bruma die erzbiſchöfliche Würde niederlegte und ſich in den Privatſtand auf ſeine Güter zurückzog, nahm er den jungen Paul mit ſich und dieſer ging gern von Magdeburg fort, da ihm daſſelbe wegen ſeines unglücklichen Vaters nur verhaßt ſein und ihm ſtets traurige Erin-

nerungen wecken mußte. Ein ganzes Jahr lang war er mit dem Grafen Petrus de Bruma in fremden Ländern umhergereiſet und freute ſich, als er hörte, daß nun die Reiſe nach dem Stammgute bei Lutomiſchlia gehe, von wo er nicht weit nach Prag zu ſeinem Oheim hatte, der den Jüngling wie ein zweiter Vater liebte. Das Reiſen war damals weder ſo bequem noch ſo ſicher, als heutzutage, oft konnte man auf den engen, holperigen Wegen kaum zu Pferde fortkommen und hatte gar häufig Wälder und Einöden zu paſſiren, wo man ſich die ungehinderte Weiterreiſe von raubſüchtigen Wegelagerern mit Geld erkaufen oder mit ſolchem kecken Geſindel herumſchlagen mußte. Der Graf Petrus de Bruma war mit ſeinem kleinen Gefolge, aus dem Pagen Paulus und zwei Leibdienern beſtehend, nur noch eine halbe Meile von ſeiner Villa entfernt, als er von einem Haufen Buſchklepper angefallen und, da er ſich durchaus in einen ungleichen Kampf mit den, ihm zehnfach überlegenen Räubern nicht einlaſſen wollte, nur gegen ein anſehnliches Löſegeld ſeines Wegs wieder entlaſſen. Paul konnte ſeinen Grimm über das ſtraßenräuberiſche Verfahren einer Rotte von Menſchen, die ſich Ritter nannten, nicht bekämpfen; er forderte, den Gegenvorſtellungen ſeines Gebieters ohngeachtet, den Anführer zum Zweikampf, rannte ihn mit der Lanze vom Gaule und würde ihm unfehlbar das Garaus mit dem Schwerte gemacht haben, wenn ihn nicht Einer

von der Bande meuchlings überfallen und ihm den Dolch in die Bruſt gebohrt hätte. Die Räuber ſprengten nach ihrer Heldenthat davon, Paulus aber wurde für todt nach der Villa gebracht, wo er, wie wir eben erzählt haben, durch die zarte Pflege der Zofe der Frau Gräfin, der Gemahlin eines Bruders des Grafen Petrus, zwar wieder genas, bald darauf aber vom Stick- oder Schlagfluſſe getroffen, ſcheinbar dem Tode in die Arme ſank.

Der Graf Wenzel de Bruma beſaß außer andern Gütern oder Burgen eine große Meierei bei Peſth in Ungarn und befand ſich nach einer Reiſe von zwei Jahren, die er größtentheils in Italien gemacht hatte, gerade dort, als ihn ſein Bruder der ehemalige Erzbiſchof zu Magdeburg Petrus de Bruma, beſuchte. Graf Wenzel und ſeine Gemahlin waren hoch erfreut über den unerwarteten Beſuch, erſtaunten aber nicht wenig und mochten kaum ihren Augen trauen, als ſie unter dem Gefolge des Grafen Petrus, deſſen ehemaligen Pagen Paulus, den ſie als eine Leiche auf der Villa bei Ludomiſchlia verlaſſen hatten, lebend und in üppiger Jugendfriſche wiederfanden Er war, wie ſie hörten, nur ſcheintodt geweſen, hatte ſich bald wieder erholt und, nachdem er ſeinen Landsleuten, den Magdeburgern, 1395 in einer Fehde wider den Herzog Rudolf von Sachſen mit einer Schaar ſelbſtgeworbener Reiſigen rühmlich beigeſtanden, in die ſächſiſchen Länder gefallen und dem Feinde großen Schaden zu-

gefügt hatte, zum Ritter geſchlagen und mit vielen Ländereien und Burgen beliehen worden. Es nagte aber ein ihm unbekannter Schmerz an ſeinem Herzen, der ihm alle Freuden der Jugend verbittert und ihn auf den Entſchluß geführt hatte, einen Zug nach dem gelobten Lande zu machen. Eifrig forſchte er nach der ehemaligen Zofe der Frau Gräfin, ſeiner ihm unvergeßlichen Lebensretterin und Landsmännin Minka, erzählte von der lieben Jugendgeſpielin mancherlei und brachte ſo die Frau Gräfin, die auch wohl ſchon mit weiblichen Scharfſinn die Geſinnungen ihrer Dienerin und deren ſtille Neigung zu dem ritterlichen Jünglinge erkannt haben mochte, auf den Text ihm von dem Mädchen, das er noch im alten Dienſtverhältniß geſucht hatte, zu erzählen. Mit betrübter und leutſeliger Miene nahm die Gräfin das Wort und ſagte: „Ach! wie freuet es mich Herr Ritter! daß Ihr noch an das gute Geſchöpf denkt, welches Euch nicht vergeſſen konnte, ſich immer noch einbildet, es habe Euern ſchnellen Tod verſchuldet und über ſolchen traurigen Gedanken, den Gebrauch ihres ſonſt ſo klaren Verſtandes verloren hat! Minka iſt noch bei mir und ſoll, wenn ſich ihr unglücklicher Zuſtand auch nicht verlieren und ſie ins Grab ſtürzen würde, auch immer bei mir bleiben! aber leider kann ich ſie Euch weder vorſtellen noch Euch zu ihr führen; ſie bewohnt — ganz nach ihrem ausdrücklichen Willen — ein auf einer kleinen Inſel gelegenes Häuschen und lebt, wie

eine Büßende, wie eine Einſiedlerin, indem ſie jede menſchliche Annäherung fürchtet und ſich überhaupt vor den Menſchen ſcheuet; nur mir und einer jungen Magd geſtattet ſie, ihr die tägliche Nahrung zu bringen, ohne uns jedoch wenn wir ſie anreden, einer Antwort zu würdigen. Ihr ſonſt ſo ſorgfältiger Anzug iſt in wilder Unordnung, ihr ſchönes, langes Haar hängt loſe über die bleichen Wangen herab und nur bisweilen ſcheint ſie leichte Augenblicke zu haben, wo ſie dann immer ihr kleines ſchwarzes Kreuz an den Buſen drückt und gar oft Euern Namen nennt!"

Paul gab keinen Wunſch zu erkennen, die Unglückliche zu ſehen und ſie in ihrer ſtillen Einſamkeit zu ſtören, aber aus ſeinen leuchtenden Augen konnte man das ſehnliche Verlangen leſen, die Geliebte — denn daß er Minka liebte, war er ſich längſt bewußt geweſen — zu beobachten und ſich ihr zu nähern. Eines Morgens, als kaum der Tag zu grauen begann, ſetzte er in einem am Ufer befeſtigten kleinen Kahn, von welchem er das daran befindliche Tau zerſchnitt, unbekümmert, wie und wo er die Heißerſehnte finden werde, nach der mit vielen Sträuchern bewachſenen Inſel über, in der Abſicht, ſich irgendwo zu verbergen und das Erſcheinen des Mädchens abzuwarten, aber obſchon noch eine ſo tiefe Dunkelheit herrſchte, daß man kaum einige hundert Schritte weit einen Gegenſtand von der Größe eines Menſchen erkennen konnte, ſo bemerkte er doch ſchon während der Ueberfahrt mit ſeinen ſcharfen

Augen, daß ſich eine weiße Geſtalt am jenſeitigen Ufer bewegte, in der er die arme Wahnſinnige zu erkennen glaubte. Indem er wohl erwog, daß er dieſelbe, wenn er gerade auf ſie losſteuere, in einen gefahrvollen Schrecken verſetzen müſſe, nahm er ſich vor, ihr ſeine Gegenwart nur nach und nach und zwar auf eine ſolche Weiſe ahnen zu laſſen, die mit ihrem geſtörten Seelenzuſtande harmoniren mußte. Sie mußte, wenn ſie ihn ſahe oder ſeine Stimme hörte, an eine Erſcheinung ſeines Geiſtes aus der Ewigkeit glauben, mußte vernehmen, daß ſie allein nicht ihn, daß er auch ſie geliebt habe und noch jenſeits liebe und konnte ſolcher Geſtalt, wie er hoffte, ihre Gedanken ſammeln und vielleicht wieder zu dem Grade ordnen, daß er ſich nach und nach mit ihr verſtändigen und ſie von ſeinem wirklichen Leben überzeugen durfte. Vorſichtig fuhr er mit dem kleinen Nachen auf dem Waſſer, welches die Inſel umgab, fort und landete, als er an ihr vorüber war, gerade an der gegenübergelegenen Seite, ſo daß er ihr in den Rücken kam. Alles gelang nach Wunſch. Paul ſtieg an das Land und kam dem Mädchen ſo nahe, daß er ſie von der einen Seite ganz genau beobachten konnte. Minka war nur in eine leichte Hülle gekleidet, das ſchöne, lange Haar hing ungeordnet über die bleichen Wangen herab und in der Hand hielt ſie das ihm bekannte kleine ſchwarze Kreuz. Sie ſchien außerordentlich bewegt, rang die Hände, ſeufzte und trat näher und näher

an den jähen Rand des Ufers mit rollenden Augen in den mit Waſſer hoch angefüllten Wall blickend. Es war augenſcheinlich, daß ſie mit einem verzweifelten Entſchluſſe kämpfte. Immer näher ſchritt ſie zur Strömung, noch ein Schritt und ſie mußte in die Fluthen ſtürzen; — da konnte ſich der von Liebe, Sehnſucht und Mitleid gepeinigte Jüngling nicht länger halten, mit einem Satze ſtürzte er auf die Unglückliche los und wollte ſie eben mit ausgeſtreckten Armen umfangen, als ſie vor ſeinen Augen verſchwand und in der Tiefe des Waſſers einen leiſen Schrei that. Glücklich rettete ſie Paul, trug ſie auf den Armen nach der nahen Hütte und befand ſich nun in äußerſter Verlegenheit, wie er ihr helfen, ſie von den naſſen Kleidern befreien und ihr trockene reichen möchte. Da begann ſie mit einem Male zu ſprechen, erkannte den jungen Ritter, nannte ihn ihren lieben Jugendfreund und Landsmann und dankte ihm für ihre Rettung und ſeine Fürſorge mit der Bitte, daß er ja ſogleich aufs Schloß eilen und ſich umkleiden möge.

Paul traute Anfangs dieſen Worten nicht und ſuchte ſie zu überreden mit ihm zu kommen; zu ſeiner großen Verwunderung leiſtete ſie ihm willig Folge und ſetzte durch ihr Erſcheinen an des Jünglings Hand alle Burgbewohner in das freudigſte Erſtaunen, denn ſie war von ihrer Seelenſtörung völlig geheilt und zeigte nur inſofern noch ein auffallendes Beneh-

men, als ſie unausgeſetzt ihre Augen auf ihren Retter heftete, Alles, was ihr dieſer thun zu müſſen vorſtellte, augenblicklich befolgte und ihm heiter lächelnd die Hand reichte, als er ihr Angeſichts der Gräfin erklärte, daß er ſie liebe, daß er ohne ſie nicht leben könne und um ihre Hand bat. —

Zu jener Zeit gab es noch keine ſo ängſtlichen Formen bei einer zu ſchließenden Ehe, man bot nicht erſt die Brautleute von der Kanzel herab auf und brauchte nicht erſt Geburts- und Ledigkeitsatteſte herbeizuſchaffen. Drei Tage nach dieſem Ereigniß waren Paul und Minka, welche der Gräfliche Burgkaplan getrauet hatte, ein glückliches Paar und reiſ'ten nach Magdeburg, wo Paul noch viele Schätze und Reichthümer beſaß, über die er verfügte. Den goldenen Kopf verehrte er dem Domkapitel, ließ aber über das Haus einen andern nur vergoldeten Kopf ſetzen und wünſchte, daß dieſes Haus für immer zum goldenen Kopfe, das des verſtorbenen Vaters ſeiner Gattin aber das „Hühnerneſt" genannt werden möchte.

War einſt der Name Haupt den Magdeburger Armen verhaßt geweſen, ſo wurde er ihm jetzt ein geſegneter und heiliger Name, denn der junge Ritter „Paulus vom Kopfe" machte ſo viele und außerordentliche Spenden und Schenkungen an die Armen und Klöſter, daß ſeiner nur mit Entzücken gedacht und die Geſchichte des Vaters darüber vergeſſen wurde. Viele Jahre waren vergangen, kaum konnte ſich ein

Magdeburger noch der alten Geschichte von dem Wucherer Martin Haupt und von seinem Sohne, welcher ganz gegen den Charakter seines Vaters der Wohlthäter der Armen geworden war, erinnern, da trat wieder eine große Theuerung der Lebensmittel ein, die eine hinzugetretene Seuche noch erhöhte. Kaum wußten die Bäcker soviel Getreide für schweres Geld aufzutreiben, um nur ihr Gewerbe fortbetreiben zu können und die Armen mußten hungern oder sich mit elenden und schädlichen Nahrungsmitteln sättigen, da kamen eines Tages auf der Elbe viele große Kähne mit reichen Getreideladungen daher gesegelt; ein junger Mann in fremdländischer Kleidertracht erschien in der Stadt und brachte einen Brief des, in der Moldau lebenden hochbejahrten Ritters Paulus vom Kopf, welcher seiner Vaterstadt mildthätig gedachte und sie mit den großen Getreideladungen beschenkte. Von seiner Gemahlin, Minka, ward dem Besitzer des Hauses „das Hühnernest" ein massiv goldenes Ei geschenkt, welches noch in späteren Zeiten in dem Hause verwahrt worden sein soll und vielleicht noch gegenwärtig vorhanden ist, wenn es im dreißigjährigen Kriege bei Zerstörung der Stadt nicht mit geraubt oder vernichtet worden ist, worüber sich in keinen alten Beschreibungen und Urkunden Nachrichten vorfinden.

Das goldene Schiff.

I.

Zu keiner Zeit ſind wohl die Juden in Magdeburg einer grauſameren Strenge und Verfolgung ausgeſetzt geweſen, als unter der achtjährigen Regierung des Erzbiſchof Rupert, **1260 — 1268.** Dieſer Fürſt war von einem ſo tief gewurzelten, perſönlichen Haſſe gegen alle Bekenner des moſaiſchen Glaubens erfüllt, daß er ihre Bedrückung, Qual und peinliche Verfolgung für ſein höchſtes Verdienſt, für ſeine erſte und angenehmſte Pflicht erachtete. Wo er nur hörte, daß ſie Waarenlager hatten und einigermaßen gute Geſchäfte machten, legte er ihnen enorme Steuern auf oder ließ, wenn ſie dieſe nicht ſofort aufbringen konnten, ihre Kaufhäuſer und Waarenſpeicher, ihre oft mit großer Pracht erbaueten Laubenhütten zerſtören und ſie nicht ſelten, wenn er ſie ausgeſogen hatte, aus der Stadt treiben. Einmal mußten ſie ihm, als er Geld brauchte eine ganze Tonne Goldes liefern, ohne daß er ihnen

die geringſte Entgeltung dafür gewährte. Die armen Juden hatten, da ſie der Erzbiſchof ſo ſchonungslos drückte und ihnen alle Gerechtigkeit und jeden Schutz verſagte, auch im allgemeinen unter den Bewohnern von Magdeburg einen ſchweren Stand. Der ſpekulative Handelsgeiſt iſt der Natur dieſes Volkes von jeher in einem weit höheren Grade eigen geweſen, als den chriſtlichen Kaufleuten, daher hat es auch in Magdeburg zu allen Zeiten ſehr reiche Juden gegeben, ob ſie ſchon von allen Seiten gedrückt und mit Abgaben und Laſten aller Art hart beſchwert wurden. Kein Wunder war es deßhalb, wenn das Volk der Juden gegen die chriſtlichen Bewohner immer mißtrauiſcher und zurückhaltender ward, wenn es die Verſtellung bis aufs höchſte trieb und ſich dadurch mehr und mehr demoraliſirte. Im Jahre **1268** ſtarb der Erzbiſchof Rupert und die eingeſchüchterten Israeliten freuten ſich ſeines Todes, da ſie nicht ohne Grund hoffen durften, einer mildern Rückſicht gewürdigt zu werden, wenn auch ſein Nachfolger ſie nicht weiter begünſtigen ſollte. Einen ſchlimmeren Herrn konnten ſie nicht fürchten. Sie hatten ſich aber doch verrechnet, denn der neue Erzbiſchof Konrad ein böhmiſcher Freiherr von Sternberg, war lange ſeines Vorgängers Kanzler geweſen und hatte ſich deſſen Haß und Verfolgungsſucht ſchon bei ſeinen Lebzeiten zu eigen gemacht. Als nach Kaiſer Friedrichs Tode im Jahre **1273** Graf Rudolph von Habsburg ein-

müthig zum deutſchen Kaiſer ernannt worden war, wurde der damalige Burggraf von Magdeburg von den Kurfürſten beauftragt, demſelben die, in ſeiner Erhebung getroffene Kaiſer-Wahl bekannt zu machen und dieſer kehrte von der Sendung mit reichen Geſchenken verſehen nach Magdeburg zurück. Viele der kaiſerlichen Gnadenſpenden beſtanden in koſtbaren Waaren, Ladungen von Wein und ſeltenen Früchten, welche größtentheils zu Schiffe auf der Elbe herbeigeführt wurden.

Was ſollte der Burggraf mit all' den vielen mitunter der Verderbniß ausgeſetzten Waaren anfangen, wenn er ſie nicht auf der Stelle verkaufen und ihren Werth verſilberte? Am Ufer der Elbe hinter dem Werft wurden eines Tages mehrere, größtentheils kleinere, mit dergleichen Geſchenken befrachtete Schiffe zum öffentlichen Verkauf ausgeſtellt und die Juden, kauften dieſelben für einen Preis, der ihnen einen reichen Gewinn verhieß. Das letzte, mit edelm Ungarwein beladene Schiff kaufte indeß ein reicher Patrizier, der Ritter Hans von Stein, welcher unter andern in der Nähe der Elbe, in der Gegend des jetzigen Packhofs ein anſehnliches Haus beſaß, das er, da er es nicht ſelbſt bewohnte, wegen ſeiner erheblichen Räumlichkeit zu Waarenſpeichern benutzte und deſſen bewohnbare Theile er vermietet hatte. Ein im Rufe der größten Armuth ſtehender Jude, Namens Levi Abraham kaufte ein nur mit Ballaſt beſchwertes Schiff

deſſen Fracht verkauft war, und brachte mit unſäglicher Mühe und Anſtrengung das alte, morſche Fahrzeug in daſſelbe Haus, wo er zufällig mietweiſe wohnte. Levi wußte wohl, daß der Ballaſt in weiter nichts beſtand, als in einer Parthie Sand, den er nicht verſilbern konnte, aber er hatte längſt gern ein Schiff haben wollen und hoffte dieſes wieder ausbeſſern und einmal benutzen zu können. Der arme Jude erlebte aber ſeine Spekulation nicht und ſtarb in tiefer Armuth. Sein ganzer Reichthum, den er hinterließ, beſtand in ſeiner einzigen Tochter, einer mutterloſen Waiſe von 9 Jahren. Viele ſeiner Glaubensgenoſſen wetteiferten nun zwar, ſich dieſes zarten Kindes anzunehmen, der Ritter Hans von Stein aber ließ es ſich dießmal nicht nehmen, ein Werk der Barmherzigkeit auszuüben, er nahm, da er ſelbſt keine Tochter und nur vier Söhne hatte, die kleine Eſther zu ſich und gedachte, wie man allgemein urtheilte, ſie erziehen und zu einer tüchtigen Dienerin oder Wirthſchafterin heranbilden zu laſſen, denn er war Witwer und bei ſeinem großen Reichthume als der größte Geizhals verrufen. Die Vorſteher der Judenſchaft würden es nicht gewagt haben, den hohen und vornehmen Patrizier in ſeinem Plane, welchen er auch mit dem Kinde haben mochte, zu ſtören, wenn dieſer nicht gerade von der Art geweſen wäre, wodurch ſie ſich in der Ausübung ihres religiöſen Glaubens beeinträchtiget ſahen, denn ſie hatten beſchloſſen, durch eine Sammlung

unter ſich eine Summe Geldes zuſammen zu bringen, die ſie der Jungfrau einſt als Mitgift verehrt und womit ſie gewiß den Zweck erreicht hätten, daß ſie einen ihrer Glaubensgenoſſen ehelichen, und ein Handelsgeſchäft begründen könnte. Jetzt hörten ſie aber, daß der von Stein das Kind taufen und als Chriſtin erziehen zu laſſen beabſichtige.

Unverzüglich ſchickten ſie einige aus ihrem Volke an den Ritter ab und ließen ihm ſagen: wenn er die junge Eſther zum Chriſtenthume herüberziehe, ſo möge er auch für ihr weiteres Fortkommen und Lebensglück ſorgen, da ſie ſich derſelben nur inſofern annehmen könnten, als ſie forthin im moſaiſchen Glauben erzogen werde! Sie erwarteten nichts weniger, als daß der geizige Ritter ſich des Judenkindes ſofort wieder entäußern und daſſelbe ihnen lieber überlaſſen, als ſich auch nur von einem kleinen Theile ſeines Reichthums trennen werde, ſie verwunderten ſich daher nicht wenig, als ſie die kurze aber beſtimmte Antwort empfingen: er werde das Kind unter jeden Umſtänden behalten, und mit ihm verfahren, wie er es nach ſeinem Ermeſſen für gut finde. Schon hatte die Korporation der ſämmtlichen Juden den Beſchluß gefaßt, wider den Ritter von Stein bei dem Burggrafen, deſſen ſtrenge Gerechtigkeitsliebe ihnen bekannt war, zu klagen, als ſie die Nachricht empfingen, das kleine Judenmädchen ſei getauft und von dem von Stein, als Pathen, mit dem ſchönen Hauſe, worin ihr Vater

gestorben und sie geboren sei, nebst allen darin befindlichen Geräth und Waarenvorräthen beschenkt worden. Der alternde Ritter von Stein hatte das äußerst kluge Judenmädchen lieb gewonnen, lebte ordentlich in ihrem Umgange wieder auf und ließ sie mit seinen Söhnen, der Sitte der damaligen Zeit gemäß, gemeinschaftlich unterrichten; sie war in der Taufe mit dem christlichen Namen Sophie belegt worden. Als sie funfzehn Jahre alt war, konnte sie vollständig lesen und schreiben, sowie insbesondere mit großer Fertigkeit die Laute schlagen, wogegen die vier Junker oder Söhne des Ritters, welche um mehrere Jahre älter waren, in den Wissenschaften keine merklichen Fortschritte machten, indem sie sich, während Sophie zu Hause fleißig lernte, lieber im Freien herumtummelten und sich im Reiten, Fechten und andern ritterlichen Spielen übten. Sophie war, als sie zur mannbaren Jungfrau herangereifet, so schön geworden, daß sie in ganz Magdeburg für die Krone aller Frauen und Mädchen galt, der greise Pflegevater, Ritter Hans von Stein aber liebte sie mit einer solchen Zärtlichkeit, als ob sie seine leibliche Tochter sei, und zwar hatte sie hauptsächlich dadurch seine hohe Achtung und Liebe erworben, weil sie bei allen Huldigungen, die ihr von gar vielen Seiten dargebracht wurden, insbesondere im Umgange mit seinen Söhnen ein so tiefes Gefühl für Tugend und Sittlichkeit bewies, daß er bei seinem festgewurzelten Adelstolze doch manchmal des Wunsches

ſich nicht erwehren konnte, ſie als die Gattin eines der Söhne ſegnen, aus ihrem Schooße die Blüthen ſeines Stammes emportreiben und ſich bis an das Ende ſeiner Tage, in der gewohnten Nähe ihres ſo mild ſtrahlenden Auges ſonnen zu dürfen. Er hatte bisher nicht wahrnehmen können, daß die Jungfrau einen vor den anderen auszeichne oder daß ſie vorzugsweiſe von einem derſelben mehr geliebt werde, alle vier Brüder erkannten in ihr ihre würdige Schweſter, ſowie ſie in jedem ihren Bruder liebte und für alle mit gleicher Sorgfalt und Zärtlichkeit diejenigen kleinen Dienſtleiſtungen verrichtete, welche ihr die gleichſam mütterliche Beſorgung des innern Hausweſens auferlegte. Im Jahr **1277** traten die beiden älteren Söhne des Ritters, Georg und Kaſpar, in die Dienſte des Markgrafen von Brandenburg und ſchon im folgenden Jahre entſpann ſich zwiſchen dem Markgrafen und den Magdeburgern, wegen der Wahl eines Erzbiſchofs ein verhängnißvoller Zwieſpalt, der bald in einen offenen Krieg ausbrach. Des Markgrafen Bruder, Erich von Brandenburg, bisheriger Domprobſt zu Magdeburg, machte nemlich Anſprüche auf das Erzbiſchofthum und erkannte mit ſeinen Anhängern den, zum Erzbiſchof erwählten Grafen Günther von Schwalenberg nicht an. Es iſt bekannt, wie glänzend und glücklich dieſer kurze Kampf für die Magdeburger endete; in dem bei Frohſe am zehnten Januar **1278** gelieferten Treffen, wurden nämlich die

Markgräflichen total geschlagen, mehrere hundert Ritter nebst dem Markgrafen Otto gefangen nach Magdeburg geführt und hier zum Theil eingesperrt, zum Theil erst gegen schwere Lösegelder nach langen Unterhandlungen entlassen. Der Ritter Hans von Stein erfuhr lange nichts von dem Schicksale seiner beiden Söhne, die nicht mit unter den Gefangenen, sehr wahrscheinlich aber auch nicht unter denen waren, welche sich durch die Flucht gerettet hatten, indem sie in diesem Falle dem bekümmerten Vater gewiß alsbald Nachricht von ihrem Leben und Aufenthalte gegeben haben würden. Bald sollte dieser noch einen herberen Schmerz erleiden. Die Markgräflichen belagerten um dieselbe Zeit Staßfurth und hatten das dasige Schloß hart bedrängt; ohnfehlbar würde die schwache Besatzung sich nicht mehr lange haben halten können, da ihnen alle Zufuhr an Lebensmittel abgeschnitten und die Hungersnoth ein schlimmerer Feind von innen als der von außen war, wenn nicht die braven Magdeburger der unglücklichen Stadt zu Hülfe geeilt wären. Sie schlugen die Brandenburger aus dem Felde und befreieten ihre Verbündeten von aller Noth, denn jene erlitten, obschon nach tapferer Gegenwehr eine so vollkommene Niederlage, daß ihrer nur wenige entkamen. Doch auch den Magdeburgern kostete dieser Sieg schwere Opfer, denn viele der Ihrigen waren gefallen und unter diesen auch die beiden jüngeren Söhne des alten Ritters von Stein, welche durch glänzende

Waffenthaten hatten beweiſen wollen, daß ſie, wenn ſchon ihre Brüder in den Reihen der Feinde gefochten hatten, treu an der guten Sache ihrer Vaterſtadt hingen. So ſtand nun der kinderloſe Greis, wie ein alter entlaubter Eichſtamm, allein in der weiten Welt, allein in der Stadt, wo er ſein ſchönſtes Mannesalter verlebt und in der aufblühenden Hoffnung ſeiner vier Söhne feſt an dem tröſtenden Glauben gehalten hatte, daß der Stamm ſeines berühmten Geſchlechts nimmer untergehen könne, ſich vielmehr mit üppig wuchernden Zweigen bis weit über Magdeburgs Grenzmarken ausbreiten müſſe. Mit Mühe und ſchweren Opfern gelang es ihm, die Leichen der beiden Söhne nach Magdeburg bringen zu laſſen, wo ſie dem hohen Ritterſtande gemäß mit vieler Pracht und Feierlichkeit beerdigt wurden. Der Greis war indeß nicht ſo arm, als er ſich einbildete, denn am Tage dieſes höchſt ſolennen Leichenbegängniſſes fand ſich des Ritters noch lebender einziger Bruder, Cuno von Stein, ein, der bisher in Baiern gelebt und von dem der Greis geglaubt hatte, daß er längſt verſtorben, oder verſchollen ſei, da ſich die beiden Brüder ſeit 20 Jahren nicht geſehen oder ſich nur gegenſeitig Nachricht gegeben hatten. Cuno war auch nicht allein gekommen, ſondern hatte zwei junge, reizende Töchter mitgebracht die ſich ohne weiteres bei dem reichen Oheim einquartirten und ſich es angelegen ſein ließen, wieder Leben und Freude in das verödete Trauerhaus

zu bringen. Hans von Stein, welcher wohl einſahe, daß der vom Glück weniger begünſtigte Bruder, der in Baiern nichts zu verlieren, hier aber eine gewiſſe Ausſicht auf ein baldiges reiches Erbe hatte, nicht ſowohl aus inniger Bruderliebe ſondern einzig und allein um des Erbanfalls willen gekommen ſei, war zu ſchwach, die Aufnahme der ganzen Familie bei ſeinem Leben abzulehnen, er ließ ſich von den Schmeichelworten des Bruders ſo wie von den ſüßlichen Weihrauchkörnern, welche ihm die ſchönen Nichten ſtreu'ten, bethören und pries ſich glücklich, in den Armen ſo naher und mit treuer Liebe ihm ergebenen Verwandten ſterben zu können. Bald ſetzten ſich Hildegard und Adelheid, ſo hießen die beiden Fräuleins, in der Gunſt des alten harmloſen Greiſes ſo feſt, daß ſie ihn ganz nach ihren Launen beherrſchten, ihn in keinem Zweige ſeiner Vermögensverwaltung den Willen ließen und die ihnen verhaßte Sophie, deren ſie weit überſtrahlende Schönheit ihnen ein Dorn im Auge war, wie eine Magd behandelten. Sie hatte die Hauswirthſchaft gleich Anfangs ihnen abtreten müſſen und ward jetzt nur zu ſo gewöhnlichen Verrichtungen benutzt, welche überall der gemeinſten Dienerin zukamen. Es hätte vielleicht nur einer einzigen Beſchwerde bei dem greiſen Pflegevater, wofür ſie den Ritter erkannte, bedurft, um ſie wieder in den Beſitz ihrer alten Rechte einzuführen, ja ſie hätte ihm nur ſagen dürfen, wie ſehr die zu Luxus und Vergnügungen geneigten, in

hoffährtiger Eitelkeit dahinlebenden Nichten seine Güte mißbrauchten und die aus mancherlei Quellen seines Vermögens ihnen zufließenden Summen verschwendeten, gewiß würde der schwache Alte sich ermannt und ihr die Zügel der Regierung seines ganzen Hausstandes wieder überlassen, die stolzen Damen aber zurecht gewiesen haben, doch ihr seelengutes Herz und ihr sanfter Karakter verabscheueten jeden Schein von Verläumdung bis zu dem Grade, daß sie lieber von der Höhenstufe, auf welcher sie doch nur Mitleid und Wohlthätigkeit gestellt hatte, bis zur Dienstbarkeit herabsteigen, als den Blutsverwandten ihres Herrn in den Weg treten mochte. Sie gewöhnte sich nach und nach an diese Erniedrigung und befand sich nur dann ruhig und glücklich, wenn sie in der Zeit, wo die beiden Fräuleins um des Vergnügens willen außer dem Hause waren, was in der Regel fast täglich geschahe, bei dem geliebten Pflegevater sein und dem sehr hinfälligen Greise diejenige Aufmerksamkeit widmen konnte, an welche er gewöhnt war und ihm angedeihen zu lassen seine, nur immer mit sich und ihrem Putz beschäftigten Nichten keine Zeit hatten.

Cuno, des Ritters Bruder, war wieder nach Baiern gereiset, um seinen einzigen Sohn, der dort in Kriegsdiensten stand, mit sich nach Magdeburg zu führen, wo er des Oheims Landgüter und adlichen Besitzungen übernehmen sollte, denn er hatte ihn den greisen Bruder als einen jungen Mann gerühmt, der

ihn den Verluſt ſeiner Söhne bald werde vergeſſen machen. Während dieſer Periode erkrankte der Ritter ſehr ernſt und nur der treuen und unermüdeten Pflege der häuslich, ſtillen Sophie dankte er ſeine endliche Geneſung. Es war ein rauher Wintertag, als des Abends in der 10ten Stunde der Ritter Hans von Stein noch munter und wach im Sorgenſtuhle ſaß, und ſich mit der frommen Pflegetochter über die Unſterblichkeit der Seele, über den künftigen Zuſtand der Seligen und andere chriſtliche Glaubensſätze unterhielt, während Hildegard und Adelheid, ihrer Gewohnheit nach, ſich auf einem Zechgelage befanden, welches der Markgraf von Brandenburg im Jahr 1281 dafür, daß die Erzbiſchöfe Günther und Bernhard nach kurzer Regierung reſignirt hatten, den Magdeburger Domherren und Patriziern, um ſie ſich zu ſeiner endlichen Wahl geneigt zu machen, veranſtaltet hatte. Die nur für den Greis beſorgte Jungfrau war mit einem ſchlechten Haushabit bekleidet und hatte keinen Gedanken daran, daß ſo ſpät noch ein Beſuch erſcheinen könne, da trat auf einmal Cuno von Stein mit ſeinem aus Baiern angekommenen Sohne Wenceslaus, beide noch in Reiſekleidern, ein. Der Junker war, ganz im Gegenſatze zu den verſtorbenen vier Söhnen des Ritters, die alle in üppiger Jugendblüthe geprangt hatten, der welkende Zweig eines abgeſtorbenen Baumes, ein hageres, bleiches Männlein mit dünnen Haupt- und Barthaar und vermochte nur mit großer Anſtrengung

einige vernehmbare Laute aus der ſchwachen Bruſt zu drängen. Als er mit vornehmer Ziererei den Oheim gegrüßt und geküßt hatte, warf er ſein mattes Auge mit frecher Lüſternheit auf die auch im ſchlechten Hauskleide reizende Sophie und geruhete, indem ſie ſich beſcheiden entfernen wollte, ſie mit wohlwollender Herablaſſung in die von züchtiger Schaam gerötheten Wangen zu kneifen. Sophie verzieh ihm dieſe Unart, da ſie ſich wohl dachte, daß er ſie, mit Rückſicht auf ihre faſt zu gewöhnliche Bekleidung, für eine der niederen Dienerinnen halte, welche ſich ſolcher Gunſtbezeigung mehr zu erfreuen als zu ſchämen pflegen; ſie zündete eine Kerze an, klingelte dem Bedienten und entfernte ſich ſchweigend.

Als ſie am Morgen drauf das Frühſtück beſorgte und dann, auf einen heimlichen Wink des väterlichen Greiſes, daran Theil nahm, fand ſie den Junker geckenhaft friſirt, den dürren Hals mit einer weißen Krauſe, und den magern Leib mit einem blauſeidenen Ritterwams bekleidet. So wie ſie ſich der mit allerhand Speiſen und Getränken beſetzten Tafel näherte, warf ihr der Junker, der ſich bisher mit den ſtolzen Schweſtern unterhalten hatte, abermals lüſterne Blicke zu und ſcheu'te ſich ſogar nicht, ihren Reizen in ſolchen Ausdrücken ſeine Huldigung zu bezeugen, welche abermals ihr Sittlichkeitsgefühl verletzen und ſie in dem Glauben beſtärken mußten, daß ſie ihm von dem Vater in keiner eben ehrenvollen Stellung geſchildert

worden ſein möge. Genug der geiſtesarme, körperlich abgelebte und von dem habſüchtigen Vater zum Aufbau eines in naher Ausſicht ſtehenden Zauberſchloſſes herbeigeholte Jüngling, betrachtete ſie als eine gemeine Kreatur, welche ſich durch ſeine faden Schmeicheleien und handgreiflichen Huldigungen ganz beſonders geehrt fühlen müſſe und ging in ſeinen lüſternen Unternehmungen von Tag zu Tag weiter. Wollte Sophie, wenn ſie auch auf die früher genoſſene Achtung in der Familie verzichtete, ihre Ehre und ihr hohes ſittliches Gefühl, den einzigen unantaſtbaren Schatz ihres reinen Herzens, ungefährdet erhalten, ſo mußte ſie entweder deßhalb bei dem Ritter Beſchwerde führen oder das, durch die Dazwiſchenkunft dieſer ſtolzen und genußſüchtigen Verwandten für ſie zur Hölle gewordene Haus für immer verlaſſen. Sie benutzte die erſte beſte Gelegenheit an einem Tage, wo ſie mit dem Ritter allein war und bat ihn, ihr Haus am Werft beziehen zu dürfen, um ſeinen Nichten, denen ſie längſt ein Aergerniß ſei, aus dem Wege zu gehen. Hans von Stein war, wenn er auch ein blödes Geſicht hatte, doch ſcharfſichtig genug, die ſie zu ſolchem Antrage beſtimmenden Gründe zu errathen. Zieh' in Gottes- und der heiligen Jungfrau Namen hin in dein rechtmäßiges Eigenthum ſagte der ehrwürdige Greis; ich bin zu alt und ſchwach, als daß ich dich vor den Thorheiten meiner Verwandten, die ich nun einmal nicht verſtoßen darf, ſchützen könnte! Deine

Tugend iſt auch in der Einſamkeit ein beſſerer Schutz, als es hier mein Mund oder mein kraftloſer Arm ſein würde. Die zu deiner Einrichtung ſchon bereit liegende Summe werde ich dir einhändigen und meine herzlichen Wünſche, daß es dir ſtets wohl gehen möge, begleiten dich mit der Bitte, mir einen Aufenthalt bei dir und unter deiner Pflege gönnen zu wollen, falls ich es nicht länger ertragen könnte, in meinem Greiſenalter vor den hochfahrenden Nichten überſehen, wohl gar übel behandelt zu werden!"

Ich werde, erwiderte die Jungfrau, nie vergeſſen, was ich Euch ſchuldig bin, Herr Ritter! für die viele Liebe und Güte, ſo Ihr mehr als ein Vater mir erwieſen habt und wünſche, ob ich ſchon bedauern müßte, wenn Euch Eure Wohlthaten von den Verwandten übel vergolten würden, nichts ſehnlicher, als daß ich Euch fortwährend die Pflege angedeihen laſſen könnte, mit der Ihr ſo zufrieden waret und wobei Ihr Euch immer ſo wohl befandet. Die Witwe meines mir unvergeßlichen Lehrers, Frau Barbara Weißhaupt, wird zu mir ziehen und mir in der Einſamkeit eine gar werthe mütterliche Freundin ſein!"

So geſchahe es, und obſchon die Nichten des alten Ritters ſcheel ſahen, als Sophie das ſchöne, große Haus als ihr Eigenthum bezog, ſo waren ſie doch froh, ſich einer ihnen verhaßten Fremden entledigt zu wiſſen.

2.

In den späten Nachmittagsſtunden eines heitern Herbſttages 1283 wanderten in einem großen und langen, mit herrlichen Fruchtbäumen beſtandenen Garten, welcher ſich längs der Stromelbe, dicht an derſelben hinzog und bis in die Gegend am Holzhofe und zum Petersförder ausdehnte, zwei Frauen und ſchienen, ob ihnen ſchon die Abendſonne freundlich entgegenſchimmerte, ſich gerade nicht in einer heitern Stimmung zu befinden. Es war der zu dem großen Hauſe gehörige Garten, welches der Ritter von Stein der getauften Jüdin, ſeiner ihm theuren Pflegetochter, Sophie übereignet hatte und dieſe ſowie ihre mütterliche Freundin, Frau Barbara Weißhaupt, waren die im Dämmerſchein des nahenden Abends ſich ergehenden Frauen.

Du haſt zwar brav und edel gehandelt, liebe Tochter! ſagte Frau Barbara, daß du dem Ritter dein Verhältniß zu Georg verheimlichet, und deinem Geliebten den Kummer erſpart haſt, mit Vater und Brüdern, welche es für einen unvertilgbaren Flecken betrachtet haben würden, wenn ihr hochadlicher Stammbaum mit dem dürren Reiſe eines verwelkten Judenſtammes verunzieret worden wäre, zu brechen, wenn du aber die wohlwollenden, ja wahrhaft väterlichen Geſinnungen des alten Stein gegen dich, wenn du

deines Georgs edele Liebe und den Umstand betrachtest, daß ihn nur diese durch deine, mit offenbaren Starrsinn ausgesprochene Weigerung, jemals die Seinige zu werden, zur Verzweiflung gesteigerte Leidenschaft zu dem Entschlusse bewogen hat, in Markgräfliche Dienste zu gehen, dann wirst du einsehen müssen, daß du dir den Zustand der Trauer und Betrübniß, in welchem du dich, der Natur deines jugendlichen Alters, deines glücklichen Wohlstandes und deiner Bestimmung als Weib zuwider, bisher befunden hast und woraus du dich mit Gewalt zu reißen keinen Muth besitzest, selbst bereitet hast! Darum laß ab, liebe Tochter! von den ewig trüben Gedanken, mache dich mit der Wahrheit recht vertraut, daß es zwar rühmlich sei, einen geliebten Todten zu betrauern. aber darum nicht minder thöricht, deßhalb jedes Lebensglück, jede heitere Aussicht, welche sich auf dem kurzem Lebenswege bietet, von sich zu weisen!"

Ihr könntet mir, theure Mutter! ergegnete Sophie, rathen wollen, meinen Georg zu vergessen und meine Hand einem Manne zu geben, den ich nimmer lieben werde und nimmer lieben kann, da ich mit Georg beim kurzen Abschiede den feierlichen Schwur tauschte, nie eines Andern Gattin zu werden, sowie er nie der Gatte eines Weibes sein wollte, wenn ich auf meiner Weigerung beharren oder das Schicksal uns sonst in den Weg treten würde?

Aber bedenke doch, mein Kind! redete Frau Barbara ein, daß der Tod alle irdiſchen Bande löſet, mithin auch Eure gegenſeitigen eidlichen Verpflichtungen gelöſet hat!

Wer ſteht mir — fuhr Sophie faſt zornig werdend auf — dafür, daß Georg wirklich tod iſt? Kann er nicht gefangen auf eine ferne Burg gebracht oder krank ſein? Ich will Euch — ſetzte ſie leiſe und geheimnißvoll hinzu — nur vertrauen, gute Mutter! daß mein Georg noch lebt, daß ich dieß im Traume erfahren und darum Hoffnung habe, ihn einmal wieder zu ſehen.

Frau Barbara ſchwieg, denn ſie erkannte jetzt, daß ihre unglückliche junge Freundin an einer feſtgewurzelten Störung ihres ſonſt ſehr geſunden Verſtandes litt und zog ſie nicht ohne ſichtbare Angſt vom nahen Ufer der Elbe, auf welcher Sophie ſtarr ihre Augen geheftet hielt. Es war, während die beiden Frauen noch immer am Elbufer im Garten auf und ab wandelten, düſterer geworden, die Sonne war zu Rüſte gegangen und nur ein dämmerndes Abendroth zog über den Rieſenſpitzen der ſeitwärts herüberragenden Domthürme hin. Mit dem Sinken des Alles belebenden, Alles erfreuenden Sonnenlichts war auch eine feierliche Stille in der ganzen Natur eingetreten, ja die Stadt ſelbſt, aus der man ſonſt immer ein fröhliches Gemurmel, den Wiederhall des ununterbrochenen Verkehrs der Käufer und Verkäufer, der Aus-

rufer und Hauſirer, welche damals nicht allein Waaren ſondern mehr noch Wundermittel und Wunderkuren in der edeln Heilkunſt öffentlich ausboten, hörte, ſchien ermüdet ſich einer gemüthlichen Ruhe überlaſſen zu haben; da drangen mit einem Male furchtbare Töne vom Domplatze herüber und verworrene Menſchenſtimmen, zuweilen in ein lautes Gebrüll übergehend, ließen ſich näher und näher nach der Gegend der Elbe zu, über den heutigen Fürſtenwall hinweg, vernehmen. Es war, als ob ein Gewitter im Anzuge ſei, deſſen von fern herrollender Donner ſein verhängnißvolles Nahen verkündige. — Was mag dieſes Getöſe bedeuten? Frau Barbara! frug erſchrocken Sophie, iſt es doch, als ob ein Volksaufruhr in der Stadt wüthe; hört Ihr? es kommt vom Dom, gewiß wollen Sie den Magdeburgern den Brandenburger zum Erzbiſchof aufdringen? Bravo, Ihr Bürger! wehrt Euch, widerſetzt Euch! Iſt Erich nicht der Bruder des Markgrafen, der Euch Viele Eurer Kinder erſchlagen, der mir meinen Georg! — —

Um Gott und der heiligen Jungfrau willen verbergt mich in Eurem Hauſe! bat auf einmal, wie vom Himmel gefallen, ein Mann die beiden Frauen, der leichenblaß, aber im reichen Kriegesſchmucke vor Ihnen ſtand. Verſteckt mich in den tiefſten Winkel Eures Hauſes, denn meine Verfolger ſind mir nahe und ihr furchtbares Schnauben, das vom Dom herübertönt, ſagt Euch deutlich, was ich zu fürchten habe,

wenn sie mich einholen!" — Der Fremde faßte mit krampfhaft zitternden Händen die beiden Frauen an den bauschigten Aermeln ihrer Kleider und zog sie von der Elbe durch den Garten fort nach dem Hause. Wer seid Ihr? frug ihn Sophie, als sie durch die, aus dem Garten nach dem Hofraume führende schmale Pforte neben ihm herging; — Ihr sehet nicht aus, wie ein Verbrecher, und doch fürchtet Ihr die Magdeburger, die gewiß keinem Ehrenmanne ein Haar krümmen lassen, wenn er in ihren Mauern Schutz sucht!

„Ihr sollt Alles erfahren, holde Jungfrau! sagte der Geängstigte, bringt mich nur erst in ein sicheres Versteck, dann könnt Ihr, wenn Ihr wollt, mein Schicksal anhören, auch soll Euch, wenn ich gerettet werde, ein reichlicher Lohn werden!"

Pfui, schämt Euch Herr! wenn Ihr ein Christ seid, mir einen Lohn zu bieten! ergegnete Sophie gereizt; seid Ihr der Hülfe und des Schutzes werth, so ist das Bewußtsein, meine Pflicht erfüllt zu haben, der schönste Lohn. Da kriecht unter dieses alte Schiff da, welches hier in dem Stalle liegt und Raum genug in seinem Bauche hat, um Euch und noch ein halbes Dutzend Flüchtlinge aufzunehmen, wenn Ihr etwa Freunde habt, die Euer Schicksal theilen müßten!

In einem mit einer schlechten Lattenhür verwahrten großen Stalle oder Schuppen, welcher früher

eine Wagen-Remiſe geweſen ſein mochte, lag ein alter umgeſtülpter Elbkahn mit Stroh und allerhand Gerülle bedeckt, unter welchem man ſchon um deßwillen keinen Menſchen vermuthen konnte, weil es ſchwer hielt, denſelben von der Stelle zu bewegen, ohne Beſorgniß ihn zu zerbrechen, da er das alte Schiff war, welches vor langen Jahren der Vater Sophiens für ein Spottgeld gekauft hatte, um es ausbeſſern und wieder in brauchbaren Stand ſetzen zu laſſen. Die etwas ausgeſchweiften Seitenwände ließen gerade ſoviel Raum zu einer Oeffnung, daß nothdürftig ein Menſch hineinkriechen konnte.

Verhaltet Euch nur ruhig — ſprach Sophie dem unbekannten Flüchtling zu, als ſie den Stall verließ — ich werde Euch Nachricht geben, wenn die Gefahr vorüber iſt, hier habt Ihr nichts zu fürchten, da man Euch nicht in mein Haus hat gehen ſehen und der lange Garten Euch Gelegenheit geboten haben kann, auf der Elbe zu entkommen!

Der Abend, wo ſich dieſes ereignete, ſchien verhängnißvoll für die trauernde und ſchwer im Gemüth leidende Sophie werden zu wollen, denn mit der Flucht des unbekannten Fremdlings hatte Frau Fortuna nur den erſten launenhaften Anfang gemacht. Es mochte in der neunten Stunde ſein, als beide Frauen im traulich warmen Stübchen ſaßen und immer noch horchten, ob Jemand komme und nach dem Flüchtlinge Nachfrage halten werde; ſie ſahen

zuweilen durch's Fenſter, um zu vernehmen, ob ſich noch ein Getöſe vom Domplatze her hören laſſe, ſetzten ſich aber, als es überall ruhig war, an den kleinen Tiſch, auf welchem das Gebetbuch lag, in welchem ſie an jedem Abende abwechſelnd laut vorlaſen und Sophie griff, bevor dieß geſchahe, zur Laute.

Spiele mir doch, mein Kind! ſagte Frau Barbara, einmal das Lied von dem blinden Könige vor, der, weil er den Waldgott Pan im Flötenſpiel den Vorzug vor Apoll gab, zur Strafe dafür mit Eſelsohren beglückt wurde. Es heitert uns doch auf.

Aber Mütterchen! erwiderte Sophie, der König Midas war ja nicht blind, doch es iſt eine Fabel, da kann er es uns nicht übel nehmen, wenn wir ihn einmal blind ſein laſſen. Doch horcht, Frau Barbara! was poltert denn da die Treppen herauf? ich glaube gar, unſerm vornehmen Flüchtling iſt die Zeit unter dem alten Schiffe zu lang geworden und ſo wird er Friedrichen beredet haben, ihn zu uns zu führen, um eine bequemere Schlafſtelle zu haben und uns mit der Erzählung ſeines Abentheuers zu unterhalten.

Sophie nahm die Leuchte vom Tiſche und ſchritt zur Thür hinaus. — Heilige Jungfrau! Herr Ritter, beſter geliebter Vater, was iſt Euch? ſchrie ſie erſchrocken und brachte den, von ihrem einzigen Diener Friedrich geführten Ritter von Stein ins Zimmer. Der Greis wankte mühſam bis zum nächſten Seſſel, ſeufzte tief aus der ſchwer beklommenen Bruſt und

ließ aus den hohlen, ſtarr hinblickenden Augen einige Thränen fallen, er zitterte und ſein bleiches Geſicht ließ etwas Schreckliches ahnen.

Erholt Euch, Herr Ritter! ſchmeichelte Sophie, möge Euch noch ſo Schlimmes begegnet ſein, Ihr ſeid hier gebietender Herr und ich trete jeden Augenblick in das Verhältniß einer Magd zu Euch, wenn ich damit auch nur das geringſte Ungemach von Euch abwenden kann. Was iſt Euch theurer Vater? Ihr waret immer ſo wohl ſonſt, und ſeht ganz anders aus, ſeitdem ich Euch nicht geſehen habe!

Der Greis faltete ſeine abgemagerten Hände, ſchlug ſie hoch über ſeinen kahlen Scheitel zuſammen und jammerte: die Zeit iſt gekommen, Sophie! wo ich meine Zuflucht zu dir nehmen muß, wenn ich die wenigen Tage, die mir der Herr noch auf Erden gönnen wird, in Ruhe verleben will. Erlaß mir die Erzählung aller der Drangſale und Qualen, welche ich von meinen Nichten erduldet habe und noch täglich zu erdulden fürchten muß. Gottes gerechter Zorn hat mich ſchwer getroffen. Ich war ein reicher Mann aber ich war auch — man nannte mich mit Recht ſo — ein Geizhals. Jetzt bin ich von meiner Höhenſtufe herabgeſchleudert worden und bin ein armer Mann, — ein Verſchwender. Mit einem Worte: ich war ſo ſchwach, noch bei Lebzeiten mein Vermögen meinen Bruderskindern abzutreten und werde zum Dank dafür gemißhandelt, verachtet und verſpottet

ja ich leide Noth, während sie das Meinige verpraſſen und ſich einbilden, ich müſſe ihr Gnadenbrod eſſen.

O! laßt es gut ſein, geliebter Vater! ſprach Sophie, legte ſein welkes Haupt an ihre volle Bruſt und fuhr, ihn liebkoſend und ſeine Wange ſtreichelnd fort: Es iſt ein gütiger, liebevoller Gott über uns, denn er hat mein heißeſtes Flehen erhöret und gewähret, warum ich ihn täglich gebeten habe, ſeitdem ich von Euch fortgezogen bin. Ihr ſeid nun bei mir und keine Macht der Erde ſoll Euch mir rauben. Seht, Herr Ritter!...

O! nenne mich Vater, meine gute Tochter! daß ich mich wieder heimiſch fühlen kann bei dir! Nun ſeht! wollte ich ſagen mein Vater! nahm Sophie wieder das Wort, Friedrich iſt ein Schiffer und wird mein Erbe, das alte Schiff wieder in fahrbaren Stand ſetzen laſſen, dann machen wir nächſtes Frühjahr kleine Ausflüge und reiſen einmal zuſammen nach Hamburg, wohin mich eine wunderbare Sehnſucht zieht. Doch erlaubt mir, Vater, daß ich Euch einen Augenblick verlaſſe! vielleicht bring' ich Euch Geſellſchaft mit, labt Euch inzwiſchen an einem Becher Wein, denn ich wahrlich nur angeſchafft habe, um ihn Euch vorſetzen zu können!

Die muntere Dirne flog wie ein Pfeil zur Stube hinaus und ſtand nach kaum zwei Minuten mit ihrem unbekannten Flüchtling wieder vor ihm. Eben war ſie im Begriff, ihn nach Namen und Schickſal zu

fragen, als der alte Ritter von Stein aufstand, den Fremden ehrfurchtsvoll grüßte und anredete: „Hier seid Ihr, gnäd'ger Herr? Nun seid getrost! die Magdeburger sind so böse nicht, schon bereuen Sie, wie ich gehört habe, ihren Haß gegen Euch und bieten gewiß gern die Hand zur Versöhnung.

Sophie zweifelte nun nicht länger, daß der Fremde ein vornehmer Herr sei und hatte keinen Muth ihn auszuforschen, dieser aber benutzte die eingetretene Pause und begann: Ich glaube, daß ich in Eurem Hause, werthe Jungfrau, nichts zu fürchten haben werde, denn der Ritter da ist mir mit Freundschaft zugethan und draußen ist alles ruhig und still, man wähnt mich wahrscheinlich schon in Wolmirstedt und wird meine Verfolgung eingestellt haben. Ich bin Erich, bisheriger Domprobst, und heute von dem Domkapitel einstimmig zum Erzbischof erwählt worden. Als die Bürger meine Wahl erfuhren, stürmten sie in Masse den Dom, droh'ten Feuer anzulegen und mich den Flammen preis zu geben, daher hielt ich es für gerathen, mich ihrer Wuth durch die Flucht zu entziehen. Mittelst eines vorgefundenen Seils ließ ich mich durch das heimliche Gemach bei der Kapitelsstube im Hintergebäude herab und gelangte so an das Ufer der Elbe; einem Kahnführer, der zufällig bereit stand, gebot ich mich die Elbe hinunter nach Wolmirstedt zu fahren, stieg aber, da man mich belauscht hatte, an einer mit Gebüsch bewachsenen Stelle

wieder aus und kam auf Kreuz- und Querwegen in den zu dieſem Hauſe gehörigen Garten. Gönnt mir, werthe Jungfrau, noch ein Stündchen Erholung und laßt mich dann mit Hülfe Eures Dieners von dem alten kleinen Schiff Gebrauch machen, unter melchem ich ein paar Stunden geruhet habe, denn nun kann ich unbeſorgt gen Wolmirſtedt ſegeln, weil man gewiß ſchon Kundſchafter dahin geſandt haben wird, die jetzt glauben mögen, ich habe einen ganz andern Weg zu meiner Flucht eingeſchlagen!

Während der Erzbiſchof Erich und der alte Ritter von Stein im traulichen Stübchen bei dem Becher ſaßen und ſich Muth und Troſt für ihre zwar ſehr verſchiedenen aber doch ziemlich ſchweren Leiden und Bekümmerniſſe tranken, ſuchte Friedrich mit Hülfe eines treuen und verſchwiegenen Mietbewohners das alte morſche Schiff aufzurichten, um es in der nahen Elbe flott zu machen und den flüchtigen Kirchenfürſten wenigſtens ein Stück weit fortzubringen, aber ſo ſtark und kräftig auch beide Männer waren, das alte Wrak rührte ſich nicht von der Stelle und ſchien tief in den Boden geſunken, gleichſam damit verwachſen zu ſein. Man holte eine Axt und ſuchte durch kräftige Schläge es nur von der Stelle zu bringen, um es dann faſſen und fortſchieben zu können, doch auch dieſer Verſuch mißlang, vielmehr löſ'ten ſich durch die gewaltigen Schläge einzelne Theile der Planken ab und man ſahe ſich nun genöthigt, von jedem weiterem

Verſuche abzuſtehen, wenn nicht das ganze Schiff in loſe Trümmer zerfallen ſollte. Sophie, welche dem Erzbiſchof verſprochen hatte, ihn in der Nacht auf der Elbe fortbringen zu laſſen, gab ſich zwar alle Mühe einen vertrauten Schiffer in der Nähe auszumitteln, der gegen einen reichen Lohn die Fahrt unternehmen ſollte, ihre Bemühungen hatten aber keinen günſtigen Erfolg und durften nicht offenbar werden, da ſonſt leicht der Aufenthalt Erichs verrathen werden konnte. Man kam nun dahin überein, daß Friedrich mit dem frühſten Morgen einen Schiffer beſorgen, die Nacht aber durchwacht werden ſollte, damit, wenn ja Gefahr nahe, der Erzbiſchof in einen ſichern Verſteck gebracht werden könne.

Sagt mir doch, frug Erich den Ritter, wie es Eueren beiden Söhnen einfallen konnte, in die Dienſte der Markgräflichen zu treten, da Ihr doch immer ein ſo guter Magdeburger waret, und wegen Eurer Beſitzungen Grund genug hattet, dem Intereſſe der Bürger treu zu bleiben?

Ihr ſchlagt zwar mit dieſer Frage, antwortete der Ritter, eine Saite in meinem Herzen an, gnädiger Herr! welche mich auf lange Zeit wieder verſtimmen wird, aber Ihr habt einmal gefragt und ich werde antworten! Seht! mein älterer Sohn, Georg, gerade mein Liebling und präſumtiver Erbe meiner Güter, war von der Liebe zu einer Dirne bürgerlichen Standes ſo verblendet, daß er ſie zu ſeiner Gemahlin

erheben und den reinen Stammbaum des adlichen Geschlechts von Stein mit einem unvertilgbaren Schandflecken verunreinigen wollte.

Und wer war — frug der Erzbischof — das Mädchen, in das er sich so verliebt hatte, daß er darüber die Ehre seines Namens vergessen konnte?

Ja, wenn ich das wüßte, antwortete der Ritter, oder vielmehr damals gewußt hätte, als mein Sohn noch lebte, ich würde mich doch wohl entschlossen haben, meine väterliche Einwilligung zu geben, um den geliebten Erstgeborenen von dem Entschlusse abzuhalten, wider die Vaterstadt zu kämpfen und in diesem schmachvollen Kampfe sein Leben zu opfern, allein nie hab' ich den Namen der Dirne erfahren können, die ihn so fest mit ihrem Zaubernetze umstrickt hatte.

Wenn der Greis das bleiche Gesicht seiner lieben Pflegetochter und die Thränen gesehen hätte, welche bei dieser Erzählung über ihre Wangen rannen, er würde keinen Augenblick länger im Zweifel gewesen sein, daß Sophie die Geliebte seines unglücklichen Georgs sei. Der Erzbischof Erich hatte ein schärferes Auge, lange ruh'te sein Blick auf dem reizenden Mädchen, dann sagte er, sich zu dem Greise wendend: Laßt es gut sein, Herr Ritter! reißet Eure alte Wunde nicht wieder auf und legt Euch, wie ich auch thun werde, zur Ruhe! Mich beschäftigen jetzt meine eigenen Angelegenheiten, wie Ihr Euch denken könnet, in einem so hohen Grade, daß ich zu einer gelegeneren

Zeit über einen Gegenstand mit Euch sprechen möchte, der auch mir nicht gleichgültig ist! Er blickte dabei die still am Fenster stehende Sophie mit einer solchen Güte und Herablassung an, daß diese den Wunsch in seinen Augen zu lesen glaubte, mit ihr allein sprechen ihr vielleicht etwas vertrauen zu wollen. Sie suchte daher beide Männer zu bereden, sich zur Ruhe zu begeben und führte den alten Stein schmeichelnd in das für ihn zum Schlafgemach bestimmte Zimmer, der Erzbischof blieb, wie er sich schon vorher ausgebeten hatte, im Wohnzimmer, wo er sich völlig bekleidet, um im Nothfall die Flucht fortsetzen zu können, auf ein Ruhebett setzte. Als Sophie das Nachtlicht in ihrem Schlafgemach ausgelöscht, die Thür, wie gewöhnlich verriegelt und der im Nebenkämmerlein ruhenden Frau Barbara gute Nacht gesagt hatte, legte sie sich ebenfalls mit den vollständigen Kleidern auf's Bett, denn sie fürchtete noch immer, man möge den Erzbischof in ihrem Hause suchen und, ehe die wohlverwahrten Thore geöffnet werden konnten, hoffte sie den Verfolgten irgendwo verbergen zu können. Der Schlaf kam natürlich nicht in ihre Augen. Es mochte gerade Mitternacht sein, als sie ein leises Klopfen an der Thür ihres Zimmers hörte und sich rasch vom Lager erhob, denn sie hatte ihrem treuen Diener Friedrich befohlen, sie augenblicklich zu benachrichtigen, wenn sich irgend etwas Ungewöhnliches ereignen werde. Sorglos und nicht zweifelnd, daß der Klopfende Nie-

mand anders als der Diener sein könne, schob sie den Riegel des Schlosses zurück und redete beim Oeffnen der Thür den Eintretenden an: Nun Friedrich! was giebt es? ist Jemand angekommen? — Aber wie erschrak das einsame Mädchen, als sich nicht ihr Diener Friedrich sondern ein Unbekannter in das Zimmer drängte und den Riegel wieder zuschob! der Fremde war ein kleiner in einem Mantel gehüllter Mann mit einer Leuchte in der Hand und sagte rasch, um Sophie nicht laut werden zu lassen! Fürchtet Euch nicht, werthe Jungfrau! ich bin kein Feind und Verfolger des bei Euch verborgenen Erzbischofs Erich, ich bringe Euch und ihm eine gute Mähr!

Sophie war zu ängstlich und um die Sicherheit ihres Gastfreundes Erich zu besorgt, als daß sie einem Unbekannten hätte vertrauen sollen, sie affektirte daher, obschon im Innern voll Furcht und Schrecken einen kühnen Muth und gab dem Unbekannten stolz zur Antwort: „Ihr irrt wenn Ihr bei mir den Erzbischof sucht, und mögt es Euch selbst beimessen, wenn ich mit Euch nach meinem Hausrecht verfahre! Es ist nicht fein, daß Ihr, wie ein Räuber in die Wohnung friedlicher Bürger dringt! Ihr seid mein Gefangener! Bei diesen Worten griff sie mit der Hand nach einer Glocke, womit sie gewöhnlich ihre Dienerschaft herbeirief, der Fremde aber hatte die Glocke eher erfaßt und fuhr in seiner Rede fort: „Ihr trau't mir nicht, werthe Jungfrau! und meint, ich sei ein Feind des

unglücklichen Fürſten! Glaubt das nicht! ſeh't dieſes Zeichen an und urtheilt, ob ich von Jemand geſandt ſei, der Euch Uebels thun könne!" Er langte bei dieſen Worten mit der Hand unter den Mantel und zeigte einen Siegelring, bei deſſen Anblick das Mädchen von einem neuen, obſchon freudigen, Schrecken erfaßt wurde. „Um Gottes Willen!" rief ſie aus: täuſcht mich nicht! Lebt Georg oder habt Ihr ihm den Ring im Tode entriſſen?

Könnt Ihr Euch nicht erinnern, daß der Junker beim Abſchiede ausdrücklich geſagt hat: „er lebe und denke Euer in Liebe, wenn er Euch dieſes Zeichen ſende?"

Ja, das hat er geſagt, aber warum hat er ſo lange nichts von ſich hören laſſen und beſonders dem greiſen Vater keine Kunde von ſeinem Leben gegeben?

Das wird und möge er Euch ſelbſt ſagen, wenn er, wie zu hoffen ſteht, bald nach Magdeburg zurückkehret! Jetzt darf ich Euch nur vertrauen, daß er nicht fern von hier, in Salze, ſich aufhält, wohin er als Gefangener aus weiter Ferne gebracht worden iſt, um wieder in Magdeburg einzuziehen und in ſeine alten Rechte einzutreten, ſobald der zum Erzbiſchof erwählte Markgraf Erich als ſolcher anerkannt und in ſein hohes Amt eingeführt werden wird. Darum erſuche ich Euch: laßt mich in Geheim mit dem Erzbiſchof ſprechen und ſeid einer fröhlichen Zukunft gewiß!

Sophie nahm dem Fremden den Siegelring aus der Hand, zündete ihre Kerze an und betrachtete denſelben von allen Seiten mit großer Aufmerkſamkeit, dann rief ſie freudig aus: „Ja, ich vertraue Euch, wer Ihr auch ſein möget, und werde Euch gleich ſelbſt zu dem Erzbiſchof bringen!“ Sie that, wie ſie geſprochen hatte, und ließ all' ihre Zweifel fahren, als ſie wahrnahm, daß Erich den Unbekannten als einen guten Freund empfing und ſich mit ihm über ſeine ſchleunige Abreiſe berathete. In derſelben Stunde noch reiſete der Erzbiſchof mit demſelben ab und drückte beim Abſchied der Jungfrau mit den Worten die Hand: „Ich muß bis auf Wiederſehen Euer Schuldner bleiben, ſeid aber getroſt und betet für mein Heil, von welchem auch Euer Glück abhängt! Zu Eurer Freude und Beruhigung kann ich Euch ſagen, daß Georg von Stein geſund und munter lebt, Eurer mit Sehnſucht gedenkt und, ſo Gott will, mit mir in Magdeburg einziehen wird, um ſich nie wieder von Euch zu trennen! Sagt dem Alten vor der Hand nichts und laßt es meine Sorge ſein, ſeines Sohnes und Euer Glück nach den Wünſchen Eurer Herzen zu befördern.

Einige Tage darauf hörte Sophie, daß der zum Erzbiſchof ernannte Markgraf Erich in Wolmirſtedt ſei und von da aus mit den Magdeburgern unterhandle und bald darauf zog er unter großen Feierlichkeiten in der Stadt ein, ward mit fröhlichem

Jubel empfangen und gewann durch seine große Milde, Uneigennützigkeit und Wohlthätigkeit die Liebe der Magdeburger gleich in den ersten Tagen seiner Regierung in einem so hohem Grade, daß die Bürger sich ihres alten Hasses schämten und gar nicht wußten, wie sie ihm nur ihre Liebe und Anhänglichkeit bezeigen sollten, da sie noch nie einen so gütigen und auf ihr Wohl bedachten Herrn in ihren Mauern gehabt hatten. Doch Sophie ward von Tage zu Tage trauriger, denn der hohe Prälat hatte sein Wort, ihr den geliebten Georg in die Arme zu führen, immer noch nicht gelöset und sie zweifelte nicht, daß er über seinen vielen Geschäften ihrer ganz vergessen habe. Sie lebte so eingezogen, als sie nie gethan hatte, und suchte nur immer dem alten Pflegevater v. Stein die Grillen und Sorgen zu verscheuchen, deren sich von Tage zu Tage immer mehr und mehr über dem Haupte des unglücklichen Greises lagerten, denn einmal kam die Nachricht, daß seines Bruders Sohn das ihm abgetretene Stammgut veräußert, dann daß sein Bruder Cuno die Häuser in der Stadt verkauft und dann mit seinen leichtfertigen Töchtern die Absicht habe, in das Judendorf zu ziehen, um dort in Gemeinschaft mit einem schlauen Hebräer ein Handelsgeschäft zu betreiben, bei welchem, voraussichtlich, der Rest von Ehre und Vermögen bald verschwinden mußte. Der Ritter von Stein hatte nur wenige Pretiosen von seinem Eigenthume gerettet und häu-

digte sie eines Tags der geliebten Pflegetochter mit der Bitte ein, dieses als den letzten Beweis seiner väterlichen Gesinnungen anzunehmen, zugleich aber auch sich zu entschließen, ihre Hand dem jungen und reichen Kaufherrn Balthasar zu reichen, welcher so flehentlich um sie geworben, auf jede Mitgift verzichtet und gewiß außer seiner Liebe zu ihr keine eigennützige Nebenabsicht habe, doch Sophie wußte dem um ihr zeitliches Glück so väterlich besorgten Greise immer solche Gründe für ihre Abneigung vor dem Ehestande vorzutragen, daß er, um ihrer Neigung keinen Zwang anzuthun, nachgeben und, wie er meinte, der Zeit überlassen müßte, ihre Entschließung über kurz oder lang zur Reife zu bringen.

An einem äußerst unfreundlichen Nachmittag, als der Ritter mit Sophie im Zimmer saß und seine Grillen mit Anhörung ihres ihn ungemein bezaubernden Lautenspiels zu zerstreuen suchte, fühlte er sich so außerordentlich froh und weich gestimmt, daß er, während sie ein Lied geendet hatte und die Saiten des Instruments stimmte, im Uebermaße seines Entzückens ausrief: „Ach, wie sehr erheiterst Du mein Leben, mein gutes Kind! möchte nur einer meiner Söhne leben und Dir seine Hand bieten wollen, gewiß Du würdest, ja Du dürftest sie nicht ausschlagen diese Hand, die ich Thor sonst nur für ein ebenbürtiges Fräulein geschaffen glaubte! Ja, Kind Du brauchst nicht zu erröthen, wenn ich es ausspreche,

daß ich in Deiner Seele, in Deinem ganzen Weſen einen Adel finde, der den Werth der Frauen bekundet und vielen adlichen Fräuleins, leider auch meinen unwürdigen Nichten fremd iſt, und daß ich ſtolz bin, Dich erzogen zu haben, aber noch ſtolzer ſein würde, wenn ich Dir mit dem Rechte einer Tochter vergelten könnte; ſieh'! darum bin ich oft ſo traurig und verdrüßlich, daß ich Dich nicht ſo glücklich weiß, als Du es zu ſein verdienſt —!

„Das kannſt Du, alter Graubart! — antwortete ihm ſtatt Grußes der Domherr v. Seebach, ein alter Freund und lebensfroher Kumpan, welcher ins Zimmer ſtürmte und die letzten Worte des Ritters gehört hatte. Ja, ja! das kannſt Du! wiederholte er dem Freunde die Hand ſchüttelnd —; gieb den beiden Liebenden Deinen Vaterſeegen und lebe wieder auf in Deinen Enkeln!

Der Ritter kannte den ſtets heiter und launig geſtimmten Domherrn als einen argen Witzbold und Spaßmacher und wollte ihm eben eine ſchlagende Antwort geben, als ſein todt geglaubter Sohn Georg ins Zimmer trat und an ſeinem Halſe hing.

Wir wollen uns nicht bei einer Scene aufhalten, die ſich, wie ſie wirklich folgte, jeder Leſer leicht ſelbſt denken kann und begnügen uns zu bemerken, daß Junker Georg, der lange Zeit ſchwer verwundet in der Gefangenſchaft geweſen war, wenige Wochen darauf der glücklichſte Gatte der ſchönen Sophie

ward, denn der luſtige Domherr v. Seebach war im Auftrage des Erzbiſchofs gekommen und hatte das glückliche Verhältniß mit Begleitung eines fürſtlichen Geſchenks für Sophie eingeleitet. Leider mußte Georg mit ſeiner Gattin in dem Hauſe derſelben wohnen, da das väterliche Vermögen zerſtoben und zu deſſen Wiedererlangung keine Hoffnung vorhanden war. Das junge Ehepaar hatte aber mit Hülfe der erzbiſchöflichen Freigebigkeit und Dankbarkeit zu leben, und Georg von Stein begann das an ſich ſchon große und ſchöne Haus ſeiner Gattin in einen Feeenpalaſt zu verwandeln. Was ſich darin und daran nur verjüngen und veredeln ließ, das wurde verſucht und Glück und Geſchmack boten ſich freundlich die Hände. Gerade befand ſich eines Tags Georg in dem Seitengebäude, um aus einer Schuppe das alte halb zerfallene Schiff herausſchaffen zu laſſen, weil ſich ein Liebhaber dazu gefunden hatte, als Sophie hinzutrat und ihren Gatten bat, dieſes alten Geräths, als des einzigen Erbſtücks ihres Vaters, zu ſchonen. Da nimm es hin! ſagte Georg, und mache Luſtfahrten damit; laß es aber vergolden, da ſonſt an den faulen Planken ſchwerlich eine Farbe halten würde! uns Beide und den Vater wird es ja wohl noch tragen!

Es mußte mit großer Anſtrengung auf den Hof geſchafft werden, und um das liebe und einzige Vatererbe nicht zertrümmern zu laſſen, ſtellte ſich Sophie zur Seite und griff mit ihren zarten Händen ſelbſt

mit an. Da! mit einem Male ließen die ungeschickten Träger das schwere Fahrzeug fallen und auf beiden Seiten borsten die morschen Planken. Alle blieben starr und steif vor Schreck und Verwunderung stehen, Eins sahe das Andere, Jeder mit Erstaunen das alte Schiff an, denn aus künstlich verborgenen Fugen rollten unzählige Goldstücke und bedeckten weithin die reine Fläche des großen Gehöftes. Was ist das? frug Junker Georg. Der alte Stein, welcher daneben stehend dem Geschäft zugesehen hatte, zog frommgläubig das sammtne Barett vom kahlen Scheitel und rief: So segnet Gott die Seinen, welche ihm vertrauen und sich auch mit Wenigem begnügen. Wie das Geld in dieses alte Schiff gekommen sein mag wer könnte das ergründen? Dein Vater war rechtmäßiger Besitzer und so ist der reiche Schatz Dein Erbe, meine Tochter!"

In der That aber war es wunderbar, wie die Menge der Goldstücke in das alte Schiff gekommen sein mochte. Man vermuthete, daß bei den damaligen Kriegen, welche fast überall stattfanden, ein flüchtiger Feind seine Schätze, etwa die Kriegskasse, oder ein Räuber die gemachte Beute in den künstlichen Fugen verborgen, daß ihm ein Anderer das Fahrzeug abgenommen und daß dieses, seine mit dem Inhalte unbekannten Besitzer lange Zeit gewechselt habe. Dem mochte sein, wie ihm wollte, der viele Tausende betragende Schatz war rechtmäßiges Eigenthum des

Schiffseigners mithin gehörte er mit allem Recht der jungen Gemahlin des Junker Georg. Zur Erinnerung an dieſes Ereigniß ließ Sophie das alte Schiff wieder ausbeſſern und die äußeren Seiten der Planken, wie ihr Georg im Scherz geäußert hatte, vergolden. Jenes Haus hieß ſeitdem „zum goldnen Schiff," und führt, wenn ſchon das Schiff längſt nicht mehr vorhanden, vielleicht erſt bei dem Magdeburger Sturm 1631 mit verbrannt iſt, noch heutigen Tages dieſen Namen. —

Ein ganzes Jahr und darüber hatte Georg mit ſeiner Gemahlin und ſeinem alten Vater in dem Hauſe zum goldnen Schiff gewohnt, ein Söhnlein ſchmückte ſchon als friſche Blüthe den Steinſchen Stammbaum und hatte den alten Vater wieder mit frohen Hoffnungen und neuen Kräften belebt, da trat eines Morgens, als Georg mit dem Vater beim fröhlichen Imbis ſaß und die letzten Becher leerte, welche die Feier ſeines Geburtstags mit ihrem Namens-Vetter, dem edeln Steinwein, gefüllt hatte, Sophie in das Zimmer, legte ihrem Gatten eine große Papierrolle über die Hände und ſagte: „Da, trauter Georg! Wenig mit Liebe, aber doch Etwas, wonach Dein Herz ſich lange im Stillen geſehnt hat!" Sie gab ihrem Gemahl einen herzlichen Kuß und eilte wieder aus dem Zimmer.

Was ſoll das? frug Georg; ſtand aber, nachdem er die Rolle entfaltet und eine Seite herunter

geleſen hatte, raſch vom Stuhle auf, rieb ſich die thränenfeuchten Augen und ſprach tief gerührt zum alten Ritter: „Ach, Vater! welche Perle haben wir an unſerer Sophie! Ihr wißt, daß ich keinen Theil an dem Golde haben wollte, welches ſich in dem alten Schiff vorgefunden hat. Nun hört, wie das brave Weib darüber verfügt hat!

Nun — fiel ihm der alte Ritter in die Rede — ſie wird doch das viele Geld nicht etwa zu milden Stiftungen verwendet oder den Armen geſchenkt haben, wie ſie uns, thun zu wollen, droh'te, wenn wir es ihr nicht abnehmen würden!? Etwas zu ſolchen guten Zwecken würde ſchon brav genug ſein. —

Hört, Vater! was ſie gethan hat! Euer ſchönes Haus, das durch die zügelloſe und verſchwenderiſche Lebensweiſe unſerer nobeln Verwandten verſchuldet war, hat ſie wieder angekauft, das Innere wieder ſo, wie es zu der Zeit war, als Ihr es beſaßet, ausmöbliren und einrichten und Euch als Eigenthum verſchreiben laſſen und — aber hört doch nur! — und für mich hat ſie das ſchöne große Haus am Markte gekauft, das mir immer ſo in die Augen ſtach, wenn ich vorüber ging und welches bisher Eigenthum des Domkapitels war. (Dem Leſer machen wir bemerklich, daß dieſes Haus das vormalige Seidenkramerinnungshaus, jetzt die Börſe, war.) Für die Stadtarmen hat ſie ein Kapital von tauſend Gülden bewilliget und ſich vorbehalten, außerdem in

ihrem Hauſe zum goldenen Schiff, wöchentlich armen alten Frauen eine Geldſpende zu verabreichen.

Die beiden Männer hatten ſich noch nicht von ihrem Staunen geſammelt, als Sophie mit einem jungen Manne eintrat, den ſie ihrem Gemahl als einen Schiffer vorſtellte, welcher ſich vor Kurzem in Halle verheirathet und deßhalb die Abſicht habe, ſein altes, baufälliges Haus an der Elbe (gegenwärtig der Sitz einer höhern Töchterſchule) zu verkaufen. Sie nahm ihres Gatten Hand und ſagte: „Heute darfſt du mir nichts abſchlagen, lieber Georg!“ Dieſer gute Mann hier muß ſchleunig ſein Haus verkaufen, kann aber keinen Käufer finden, du wirſt es ihm, mir zu Liebe abkaufen und es dann nach deinem Geſchmacke umbauen. Der Handel wurde geſchloſſen und der arme verſchuldete Schiffer ging ſeelenvergnügt von dannen, denn er empfing doppelt ſo viel, als die alte Hütte werth war. In demſelben Jahre noch ließ es Georg von Stein geſchmackvoll umbauen.

Fünf Jahre waren ſeitdem vergangen, der alte Ritter wiegte in jedem Jahre einen friſchen Enkel auf ſeinen Knieen und wohnte mit ſeinen Kindern wieder im alten, durch den Umbau von innen und außen, verſchönertem Hauſe, denn ſo lange er lebte, mochten ſie das große Haus am Markte nicht beziehen und benutzten es nur, wenn ſie dem Adel und der angeſehenen Kaufherrnſchaft ein Feſt gaben, da hörten ſie eines Tags, daß Cuno von Stein geſtorben ſei, deſſen

Sohn, Wenceslaus, aber in der tiefſten Armuth lebe und die beiden Schweſtern deſſelben, Hildegard und Adelheid mit ihm zuſammen in dem Judendorfe wohnen ſollten, der Erſtere hatte die ihm durch die allzugroße Gutmüthigkeit und übel vergoltene Freigebigkeit des alten Ritters empfangene Burg, welche in die Hände des Erzbiſchofs Erich gekommen war, verpraßt, hatte ſogar die Wohlthaten, welche ihm der fürſtliche Prälat in Berückſichtigung ſeines Ritterſtandes zuwendete und wovon er immer noch anſtändig leben konnte, durch eine höchſt rohe und ſittenloſe Lebensart vergeudet und überdem noch den kleinen Vermögensbeſtand, welchen die beiden Schweſtern beſaßen, auf betrügeriſche Wege an ſich gebracht. Er ſaß, hieß es, ſeit längerer Zeit wegen Wegelagerung in ſtrenger Haft und die beiden] Schweſtern, von welchen die Aeltere einen fahrenden Ritter geheirathet, der ſie aber bald nach ihrem Vermögensverfall verlaſſen hatte, nährten ſich nothdürftig von den Almoſen, die ſie von einigen Kaufherren und adlichen Familien empfingen. Man ſahe ſie häufig in armſeliger Bekleidung durch die Straßen wandeln, wo ſie ſich nicht ſcheueten, die ihnen zufließenden Wohlthaten perſönlich in Empfang zu nehmen. Der alte Ritter wendete jedesmal ſeine Augen ab, wenn er die ſonſt ſo adelſtolzen und hochmüthigen Dirnen, welchen in ſeinem Hauſe nichts gut genug und in deren Blicken ſeine geliebte Schwiegertochter Sophie eine verachtete Jüdin geweſen war,

in ihren vergelbten Fahnen und mit bleichen abgemagerten Wangen vorübergehen sahe. Auf einmal waren die beiden unglücklichen Geschöpfe verschollen, man sahe sie nirgends mehr in der Stadt, und auf eingezogene Erkundigungen hieß es, sie wären mit dem Bruder, welcher nach seiner Entlassung aus der Stadt verbannt und in seine Heimath, nach Baiern, gewiesen worden, fortgezogen. Als Sophie ihr sechstes Kind, eine Tochter, geboren und nach dessen Taufe in ihrem Hause am Werft eine Nachfeier dieses frohen Ereignisses veranstaltet hatte, brachte sie, während Vater und Sohn — die beiden Ritter von Stein — mit einigen bewährten Freunden an der Tafel saßen und der Speisen warteten, zwei anständig gekleidete Frauen in das Zimmer und stellte sie den Gästen als ihre lieben Verwandten, die in dem Hause (zum goldenen Schiff) wohnten, vor. Ihr Gemahl sowohl als der alte Ritter von Stein nebst allen übrigen Freunden konnten die Großmuth und zarte Rücksicht, womit Sophie ihre sonst so liebloſen Peinigerinnen bedacht hatte, nicht genug bewundern, denn sie hatte ihnen in dem schönen Hause eine sehr geschmackvoll eingerichtete Wohnung eingeräumt und sorgte mit schwesterlicher Liebe und Theilnahme für ihren Unterhalt; sie hatten endlich, leider zu spät, erkennen gelernt, daß auch der Reichthum und zeitliche Wohlstand in der Hand des Thoren und Verschwenders spurlos verschwinden und nur Reue und nie zu

bekämpfenden Schmerz als traurige Erinnerungen zurücklaſſen. — Noch ein, aber ein furchtbares Ereigniß, ſollten die guten Menſchen, Ritter Georg und ſeine geliebte Gattin erleben. Kaum war nämlich der alte Vater von Stein geſtorben, ſo trat eines Tages ein zerlumpter, einem Todtengerippe ähnelnder Geſell ins Zimmer, ſtellte ſich den beiden Ehegatten als ihr Vetter Wenceslaus von Stein vor und machte Anſprüche an den Nachlaß des Verblichenen. Georg mußte ihn mit obrigkeitlicher Gewalt aus dem Hauſe weiſen und erfüllte die letzte Verwandten-Pflicht dadurch, daß er die Leiche des Unglücklichen, welcher einige Tage darauf im Siechhauſe ſtarb, anſtändig beerdigen ließ.

Wo iſt das Schiff? wo iſt das Gold
  Aus jener Zeit geblieben?
Der Feind hat ſie vertrieben. —
  Dem Hauſe doch
Bleibt immer noch
  Des gold'nen Schiffes Name hold.

Nie wird der Name untergeh'n,
  So lange Stadt und Elbe
Sich küſſen, wird derſelbe
  Dem Hauſe hold
Auch ohne Gold
  In allen Zeiten fortbeſteh'n.

Dem, der das gold'ne Schiff beſitzt,
  Wird einſt aus ſeinen Mühen

Ein gold'ner Baum erblühen.
Nur unverzagt
Und frisch gewagt!
Wenn's über dir auch kracht und blitzt!

Richmodis.

(Aus der Vorzeit von Köln.)

Um das Jahr 1400, zu einer Zeit, wo verheerende Seuchen über die Erde zogen und auch im Erzstift Köln eine große Sterblichkeit herrschte, lebte in einem Hause am Markt in Köln, der edle Ritter Mengs von der Aducht mit seiner Hausfrau Richmodis. Ihre Ehe war überaus glücklich, jedoch nicht mit Kindern gesegnet. Da sahe Richmodis sich plötzlich von der allgemeinen Krankheit ergriffen und starb auch wirklich zur größten Trauer ihres Gatten und ihrer Verwandten, sowie zum Leidwesen der zahlreichen Armen und Hülfsbedürftigen, die von ihrer Wohlthätigkeit sich milder Spenden erfreut hatten. Die Leiche wurde auf dem Kirchhofe der Apostelkirche begraben. Nun schlich in der Nacht der Todtengräber dahin, um

die Verblichene der Kleinodien die man ihr gelaſſen hatte, zu berauben. Er grub die Leiche aus; indem er aber den Sarg öffnet und ihr den Trauring abziehen will, erhebt ſich die todte Frau in ihren Leichentüchern; Grauſen erfaßt den Räuber, er läßt Spaten und Laterne zurück und nimmt die Flucht.

Frau Richmodis nahm hierauf die Laterne, und ſchritt auf der ihr wohlbekannten Straße nach dem Hauſe ihres Gatten zu. Sie klopfte ſo lange an, bis der Ritter ein Fenſter öffnete und nach ihrem Begehr fragte. Als ſie nun ſagte, daß ſie ſeine begrabene Ehegattin ſei, wollte der Ritter dies nicht glauben und ließ ſie ſtehen. Richmodis pochte ſtärker um Einlaß. Da kam der Ritter nochmals ans Fenſter, hörte ihr Flehen und glaubte die Stimme ſeiner Gemahlin zu erkennen. Immer noch zweifelnd, ſagte er jedoch: „du kannſt ſo wenig mein Ehegemahl ſein, als meine Roſſe die Treppe hinauf auf den Söller ſteigen.“ Kaum hatte er indeſſen dieſe Worte ausgeſprochen, als er auf der Treppe ſchon das Geſtampfe der Roſſe hörte, welche hinauf zum Söller liefen. Entſetzen ergriff ihn und er eilte die Pforte zu öffnen.

Noch lange lebte das Ehepaar; aber kein Lächeln ſchwebte mehr um Richmodis Lippen. Sie gebar ihrem Manne drei ſchöne Kinder. Mit kunſtgeübter Hand hatte ſie ein großes Tuch gewebt und es der Kirche zu den heiligen Apoſteln geſchenkt, wo es lange aufbewahrt wurde. Nach dem Tode der beiden Ehe-

leute wurden sie in der Kirche zu den heiligen Aposteln begraben und der Stein, unter welchem das fromme Paar schläft, hauchte liebliche, wehmüthige Töne.

Die Geschichte selbst wurde in den Vorhallen der Apostel-Kirche durch eine schauerliche Malerei verewigt, und noch jetzt sagt man in Köln, er macht ein Gesicht, wie der Todtengräber in St. Aposteln. Jetzt ist die Vorhalle und mit ihr die Schilderei zerstört. Die Pferde waren in Holz geschnitzt und standen in den Söllerfenstern des Hauses; auch sie sind verschwunden, wie man denn selbst das Haus nicht mehr genau kennt, in welchem jene Begebenheit sich ereignete.

Bewundernswürdig ist es jedoch, daß die Vorzeit mit den Städten Magdeburg und Bolkenhayn ein ähnliches Ereigniß mit Köln hat.

Die alten Sachſen, ihr Götzendienſt und deſſen muthmaßliche Beziehung auf den Namen Magdeburgs.

In den urälteſten Zeiten haben, wie der römiſche Geſchichtsſchreiber Tacitus berichtet, im nördlichen Deutſchland Sueviſche Volksſtämme gewohnt, die unter dem Namen der Chaucen bekannt waren. Um die Zeit nach Chriſti Geburt kamen über die See, längs der Elbe herauf die Thüringer und breiteten ſich von da bis an die Unſtrut aus. Sie theilten die Länder, welche ſie eingenommen hatten und denen ſie den Namen Thüringen gaben, in zwei Theile und nannten dieſe Nord- und Südthüringen. Die Länderſtriche zwiſchen der Elbe, Saale, dem Harz, der Aller bis zur Havel gehörten zu Nordthüringen, folglich auch die Gegend um Magdeburg. Im nordweſtlichen Deutſchland wohnte, mit Viehzucht und Ackerbau beſchäftiget, ruhig und ſeßhaft das Volk der Sachſen, während die Bewohner des ſüdöſtlichen Deutſchlands, die

Sueven, ein wanderndes Leben führten. Die Sachſen, ein deutſcher Volksſtamm, hatten lange mit Betrübniß geſehen, wie ihre Brüder, die Deutſchen am Rhein von den übermüthigen Römern bekämpft und geknechtet worden waren, da hörten ſie auf einmal, daß ſich dieſelben nicht nur tapfer gewehrt, ſondern ſogar den Rhein überſchritten und ſich von dem Joche ihrer Feinde völlig frei gemacht hatten, ſich deßhalb auch die Franken, d. i. Freien nenneten. Ihr kriegeriſcher Muth erwachte, ſie zogen den Franken zu Hülfe und ſetzten ſich in Weſtphalen feſt. Von nun an drangen ſie immer weiter vor und breiteten ſich von dem Harz, dem Thüringer Walde, dem Rhöngebirge, dem Speßart und Taunusgebirge, zwiſchen der Elbe und dem Rhein bis nach der Nordſee aus. An der Elbe bekämpften ſie die Thüringer, beſiegten ſie mit Hülfe der Franken und nahmen **534** n. Ch. den König der Thüringer, Hermanfried, gefangen, worauf ſie, in Folge eines Vergleichs mit dem Frankenkönige Theodorich, das ganze Nordthüringen in Beſitz nahmen. Bald überſchritten ſie auch die Elbe und theilten die eroberten Länder.

Die Thüringer mußten ihnen zinspflichtig werden. Bis ins **11**te Jahrhundert blieb aber der Name Nordthüringen. Im 5ten Jahrhunderte waren die Sachſen ſchon ſo weit vorgedrungen, das ihr Fürſt Odoaker, mitten in Nordthüringen, und zwar in Roſenburg, ohnweit des heutigen Magdeburgs, ſeinen

Sitz nahm. Ihre Kämpfe mit den Thüringern dauerten fort und diese wurden endlich mit Hülfe der Franken ganz aus Nordthüringen von der Elbe verdrängt.

Nun theilten die Sachsen die eroberten Länder in Ostphalen, Engern und Westphalen und in dieser Verfassung traf sie im 8ten Jahrhundert Karl der Große. Der Ländertheil an der Elbe in der Gegend des heutigen Magdeburg hieß also Ostphalen, doch tauchte nach Bekämpfung der Sachsen durch Karl den Großen der alte Name Nordthüringen wieder auf und blieb, wie wir schon oben bemerkt haben, bis zum 11ten Jahrhunderte. Ob der große Karl an der Stelle, wo unser Magdeburg liegt, schon eine Stadt oder Burg dieses Namens vorgefunden habe, ist eben so geschichtlich ungewiß, als ob er den daselbst wohnenden Sachsen die Wohlthat des Christenthums gebracht und sie aus dem finstern Heidenthume errettet habe. Wahrscheinlich war schon vor ihm das Christenthum bis an die Elbe gedrungen, denn Karl fand bei seinem Erscheinen den Mönch Ludger, der mit seinem treuen Hunde Helmin in der bruchigen Waldgegend des alten Norddeutschen Gaues, sich eine Hütte gebaut und, wegen seines frommen Wandels vielleicht mehr noch wegen seiner Kenntniß der Kräfte der heilenden Kräuter und Pflanzen, mit den alten Sachsen einen innigen Verkehr hatte. Viele Sachsen waren im Stillen von ihm zum Christenthum bekehrt

und Karl fand an ihm und seinem Bruder Hildegrün ein paar tüchtige Werkzeuge zur Verkündigung und Befestigung des, gegen das rohe Heidenthum, zu wunderbarer Begeisterung hinreißenden, milden, Christusglaubens. Ludger konnte sehr bald nach Karls Erscheinen in Helmstedt ein Kloster gründen. Wenn Magdeburg nicht schon vor Karls Zeiten gegründet worden ist, so ist es gewiß in dieser Periode geschehen, und muß, so klein und unbedeutend es immer gewesen sein mag, schon einen Namen gehabt haben, besonders wenn man erwäget, daß schon im 5ten Jahrhunderte ihr Fürst in Roseburg residirte. Hat es vor Karl und Ludger bestanden, so ist es wahrscheinlich. daß es seinen Namen einer Burg oder Feste verdankt. welche die Sachsen zur Abwehr ihrer Feinde an der Elbe erbauet und die sie einer ihrer Gottheiten geweihet hatten, sollte es erst nach Ludgers und Karls Erscheinen und Wirken gegründet worden sein, so kann eben sowohl in der angelegten Grenzburg ein, der heil. Marie Magdalena geweiheter Tempel oder Altar errichtet worden sein, waran man den Namen Marien Magdalenen-Burg und in der Abkürzung „Magdeburg" abgeleitet hat.

Heinrich der Finkler, welcher um die Zeit von 919 – 936 regierte, muß Magdeburg schon als einen bedeutenden Ort vorgefunden haben, da er auf dem Elbwerder Turniere halten ließ. Hiernach müssen alle Meinungen der alten Geschichtsschreiber, welche

den Namen „Magdeburg" aus der Mythologie der Römer herleiten und die alte Burg zu einem Venustempel machen wollen, als leere Hypotheſen in ſich zuſammenfallen, und dies um ſo mehr, als gewiß die, dem Römervolke ſo feindlichen alten Deutſchen keinen ihrer Sitze nach, einer Römiſchen Gottheit fortgenannt haben würden, wenn ſie auch einen Venustempel und einen nach demſelben benannten Ort vorgefunden haben ſollten. Wenn, was am wahrſcheinlichſten iſt, die alten Sachſen an der Elbe eine Burg angelegt und ihr einen Namen gegeben haben, ſo kann man wohl mit aller Zuverſicht annehmen, daß der Name von einer, ihrer vielen heidniſchen Gottheiten hergenommen ſei und dieſe würde dann keine andere geweſen ſein, als die Freia, die Göttin der Liebe und Eintracht, welche auch Magad oder Magath genannt wurde.

Dem ſei nun, wie ihm wolle; wir haben Veranlaſſung, einen Rückblick in das Leben unſerer Urväter zu thun und uns in dem Götterreiche der alten Sachſen ein wenig umzuſchauen. Die Sachſen waren auch ein unſerer Erinnerung würdiges Volk, aus welchem nach dem Erlöſchen des Carolingiſchen Stammes, das Kaiſerthum neu erblühte und gar kräftig empor wuchs. Die Namen Heinrich und Otto werden unvertilgbare Zierden in der Geſchichte des ſächſiſchen Volks bleiben!

Wenn auch die alten Deutſchen und inſonderheit auch die alten Sachſen vor ihrer Sittigung durch

Karl den Großen im 8ten Jahrhunderte dem finstern Heidenthume anhingen und in Wäldern, Hainen, in Büschen und auf Bergen einzelne Gottheiten anbeteten, ihnen Tempel und Denkmäler errichteten und ihnen opferten, so lebte doch in ihnen ein Gefühl, das sie zu dem Glauben an einen einzigen großen Gott, an ein einziges höchstes, unsichtbares Wesen hinzog und sie gewiß zur Annahme des Christenthums vor vielen anderen Völkern empfänglicher gemacht hat. Ihre Götter oder Götzen galten ihnen als unsichtbare Geister, denen sie außerordentliche Kräfte zuschrieben, die sie sich in Bildern versinnlichten, nach welchem sie gewisse Zeitabschnitte berechneten und von denen sie glaubten, daß sie gewisse Naturereignisse hervorbrächten, deren Entstehung, Ursache und Wirkung sie sich nicht zu erklären wußten. Die alten Deutschen oder Sachsen hatten auch nicht allgemeine, sondern fast jeder Stamm hatte seine eigenen Gottheiten. Als allgemeine, allen Völkern deutschen Stammes heilige Gottheiten waren:

Die Sonne, der Mond, das Wasser, das Feuer, die Luft und die Erde, sowie der Donner.

In ihren Helden und berühmten Altvordern verehrten sie Nebengötter ohngefähr so, wie die Katholischen Christen noch heutigen Tages ihre zahlreichen Heiligen anbeten oder wie die Mythologie der alten Griechen und Römer lehrt, daß deren Götter und Halbgötter verehrt worden seien. Der „Thor" war

die höchste, gewaltigste Gottheit, er hatte, nach der Lehre ihrer Priester, Donner und Blitz in seiner Gewalt, konnte Sturm und Ungewitter erregen und regierte mit seiner allvermögenden Kraft die ganze Welt.

Die Sachsen insbesondere, hatten sieben große und mehrere kleine Götter; nach den ersteren, welche: Die Sonne, der Mond, Tuisko, Wodan, Thor, Freia und Soter waren, benannten sie die sieben Tage der Woche. Allen hatten sie an gewissen Orten Tempel oder Säulen oder andere Denkmäler errichtet, Bäume, Wälder, Berge und Flüsse geweihet und verehrten in diesen Bildern ihren Götzen, denen sie auch besondere Gestalten gaben.

Die Sonne verehrten sie am Sonntage und stellten sie bildlich in der Gestalt eines halbnackten Mannes dar, dessen Kopf mit feurigen Strahlen und die Brust mit einem flammenden Rade umgeben war. Dem Monde dienten sie am Montage und bildeten ihn in der Gestalt eines Weibes ab, mit kurzem Rocke und einer Kappe mit langen Eselsohren, die Mondscheibe in der Hand tragend. Vielleicht wollten sie mit diesem Gebilde auf die Unbeständigkeit des Wetters hindeuten und einen Vergleich mit der Natur des weiblichen Geschlechts bezeichnen.

Dem Tuisko oder Teut war der Dienstag geweihet. Er wurde als ein Mann mit einer Thierhaut bekleidet und ein Scepter in der Hand tragend dargestellt. Er war der Gott der Gerechtigkeit, daher

ſie am Dienſtage Gericht hielten; auch das Wort „Ding" und den Namen Teutanen oder Deutſche von ihm ableiteten. Ein Gericht oder ein Sitz der Gerechtigkeitspflege hieß davon der „Dingſtuhl". In dem Dorfe Teutleben bei Wettin (Dudeleben), ſoll vor Alters ein Tuisko oder das Bild des Götzen Teut geſtanden haben. Dem Wodan war der Mittwoch gewidmet, er war der Gott des Krieges und ward als ein geharniſchter Mann mit Helm, Panzer, Schild und Schwerdt dargeſtellt. Der Mittwoch hieß auch Wonſtag oder Wodenſtag. Dieſer Götze hieß auch Gote, Gnode, Godan oder Guodan und ſoll dem, bei Halle gelegenen Dorfe Gutenberg, welches ſonſt Godanburg, Godemburg geſchrieben wurde, den Namen verliehen haben; es liegt nemlich die daſige Kirche mitten im Dorfe auf einem hohen Berge und ſoll, der noch immer dort gangbaren Sage nach, ein dem Wodan geweihter Götzentempel geweſen ſein. Der Thor wurde am Donnerſtage angebetet; er war der alten Deutſchen und Sachſen Jupiter und wurde in der Geſtalt eines ehrwürdigen, kräftigen Greiſes auf einem Throne ſitzend mit Krone, Scepter und Donnerſtrahl abgebildet. Donner und Blitz hielt man für die Wirkungen ſeiner gewaltigen Kraft, der Donnerſtag hieß urſprünglich Thorſtag. In dem ebenfalls ohnweit Halle gelegenen Dorfe Tornau, Tarnow, ſoll ein Tempel des Thor geſtanden haben.

Die Freia, welche von andern Stämmen auch

Oſtor, Aſtar, Aſtarde genannt wurde, verehrte man am Freitage. Sie war die Göttin der Liebe und wurde als ein ſchönes, gewappnetes Weib mit Schwerdt und Bogen abgebildet. Ein Tempel der Freia ſoll in Magdeburg geſtanden haben.

Der Sator, auch Crodo genannt, wurde am Sonnabend verehrt. Sein Bild wurde in der Geſtalt eines alten Mannes dargeſtellt, mit einem langen Rock, langem Haar und Bart, mit den bloßen Füßen auf den ſcharfen Floßfedern eines Barſches ſtehend, in der linken Hand ein Rad, in der rechten einen Waſſereimer mit Blumen und Früchten tragend. Er ſoll den Deutſchen der Saturn der Römer, alſo der Gott der Zeit, noch Andern ein Bild der Sonne geweſen ſein, welche die Sachſen und andere nordiſche Völker unter dem Namen des Wodan oder Odin verehrten. Ein ſolches Götzenbild unter dem Namen Crodo, ſoll auf der Harzburg nicht weit von Goßlar geſtanden haben und von Karl dem Großen zerſtört worden ſein.

Außer dieſen ſieben großen oder Hauptgötzen gab es noch, wie oben bemerkt, mehrere andere, z. B. Die Irmen-Säul, Jodutte, Oſtar, Harta, Püſterich ꝛc.

Die Irmen- oder Ermen-Säul war eine Statue, welche zu Ehren des tapfern Armin oder Hermann, welcher die Römer ſchlug, errichtet und für den Kriegsgott der Sachſen gehalten wurde. Er ſtellte einen geharniſchten Mann vor, in der linken Hand eine

Waage in der rechten eine Fahne mit einer darauf abgezeichneten Rose haltend, bis an den Leib in Blumen stehend führte er auf seinem Helme einen Hahn und vor der bloßen Brust einen Bär, unter derselben aber einen Schild, in welchem oben eine Waage und unten ein Löwe abgebildet war.

Die Hertha, von der schon Tacitus sagt, daß sie von den Angelsachsen verehrt worden sei, war die Göttin, welche die Egyptier unter der Isis, die Phrygier unter der Cybele und die Römer unter der Ceres verehrten, also unser Aller Mutter, die Erde oder die Göttin der Fruchtbarkeit und des Getraides. Sie wurde unter verschiedenen Gestalten, immer als ein Weib mit Sichel und Garbe, vorgestellt.

Der Püsterich oder Püster ward personificirt als ein männliches Bild von Metall mit kurzem Haar, dickem Kopf und Bauche, nur zwei und einen halben Fuß hoch und inwendig hohl, so daß der innere Raum 9 Maaß Wasser faßte und 76 Pfund wog. Oben auf dem Kopfe und an dem Munde sind zwei kleine Löcher, welche, wenn das Bild mit Wasser gefüllt und aufs Feuer gesetzt worden war, mit hölzernen Pflöcken zugeschlagen wurden. Wenn sich das Wasser erhitzt hatte, fing die Figur an zu schwitzen, stieß die eingeschlagenen Pflöcke mit einem starken Knall heraus und warf aus den Löchern das Wasser in glühende Strahlen von sich. Was dieser Götze, von welchem noch heutigen Tages ein solches Bild

in Sondershausen auf dem fürstlichen Kunst- und Antiquitätenkabinet zu sehen ist, das sonst in Rothenburg auf dem Kiffhäuser stand, den alten Sachsen gewesen sein, darüber schweigen alle Geschichtsschreiber, wahrscheinlich hat er einen bösen Geist repräsentirt, der, wenn ihm keine, oder nicht gnügende Opfer dargebracht worden waren, seinen Zorn zu erkennen gegeben hat — also ein Trugbild der heidnischen Priester, um von dem abergläubischen Volke Opfergaben zu erpressen.

Unter Jodutte oder Jedutte auch Zedut verstand man eine Gedächtnißsäule, welche Herzog Lothar von Sachsen, nach der **1115** wider Kaiser Heinrich **V.** am Welfelsholze im Mannsfeldischen gewonnenen Schlacht auf dem Wahlplatze zum Andenken an solchen Sieg hatte errichten lassen. Das Wort Jedutte oder Jodutte war in der alten deutschen Volssprache soviel als „Gedeute" d. h. Bedeutung; das unwissende Heidenvolk aber sahe jede Statue, jedes ihm Bewunderung erregende oder ihre Vorstellung übersteigende Bild für ein Götzenbild oder für das Bild einer Gottheit an, daher die alten Sachsen auch jene Jedutte wie ein Heiligthum betrachteten und ihr göttliche Verehrung bezeigten. Außerdem kannten und verehrten die Sachsen oder überhaupt die alten Deutschen noch viele andere Gottheiten und hatten ihre besonderen Haus-, Feld-, Wald- und Wassergötzen. Sie bauten gern an die Flüsse und glaubten in dem Brausen der Fluthen wie in dem Rauschen der Bäume die Stim

men der Götter zu hören. Wohl mag die nahe Elbe, wohl mögen die Hügel, welche sich im fetten Boden an der Elbe erhoben, und bei Ueberschwemmungen Sicherheit versprachen, oder die an der Elbe liegenden Inseln, vielleicht die dichten Eichenwälder in dem schwarzen Marschboden, die der Viehzucht und dem Ackerbau geneigten Sachsen bestimmt haben, sich in der Gegend von Magdeburg seßhaft zu machen und an der Elbe eine Burg zu bauen, in welcher sie den heidnischen Ueberfällen trotzten und wo sie ruhig und in friedlicher Eintracht leben konnten. Wenn dies mehr als wahrscheinlich, obschon nicht geschichtlich erwiesen ist, so läßt sich mit gleicher Wahrscheinlichkeit denken, daß sie einer ihrer Gottheiten einen Tempel errichteten oder ihr Götzenbild in der Nähe ihrer Niederlassung, vielleicht in der an der Elbe angelegten Burg oder Feste verehrten.

Und dann könnte diese Gottheit keine andere als die Göttin der Liebe und Eintracht, die oben genannte Freia, welche sie auch Magada, Magath oder Meid nannten, gewesen und es würde dann leicht zu begreifen sein, daß der Name Magdeburg nicht von der Venus der Römer entlehnt, sondern deutschen Ursprungs wäre. Unter König Heinrich I., dem eigentlichen Städtegründer und Beglücker Deutschlands dadurch, daß er die Ungarn schlug und den öfteren Einfällen und Verheerungen derselben ein Ende machte, bestand unser Magdeburg schon und kann kein unbedeutender Ort

gewesen sein, weil er, wie schon oben bemerkt, worden, daselbst Kampfspiele oder Turniere hielt. Heinrich, welcher im Jahre 936 starb, hinterließ seinem Sohne, Otto dem Gr. ein wohl geordnetes Reich, aber keineswegs ein Land, in welchem nur Christen wohnten. Man muß überhaupt nicht glauben, daß mit der Gründung von Bisthümern auch die christliche Religion in allen deutschen Gauen verbreitet worden sei. Auf den Dörfern und einzelnen Höfen lebten noch bis in das 12te und 13te Jahrhundert hinein fast lauter Heiden, denn als 1161 das Kloster Disdorf im Salzwedler Kreise gestiftet ward, befand sich noch keine christliche Familie in der Umgegend und noch 1246 befahl der Bischof von Halberstadt dem Probst von Disdorf, die heidnischen Wenden von den Höfen zu vertreiben und sie mit Christen zu besetzen. Der Götzendienst hat sich daher weit über die Einführung des Christenthums unter den Sachsen hinaus erhalten und die heidnischen Götzenbilder der Sachsen und Wenden mögen auf den mit Wald bewachsenen Höhen, in den Schluchten, Thälern und Dörfern noch lange Zeit gestanden, und in Stillen eine göttliche Verehrung genossen haben, denn wer trennt sich gern von alten, liebgewordenen Gewohnheiten, von Denkmälern und Bildern, die eine heilige Erinnerung an alte ehrwürdige Zeiten in sich tragen? So sind bis auf den heutigen Tag noch Ruinen, Wahrzeichen und Bruchstücke von alten Götzen übrig, die

mit hoher Sorgfalt in den Kunſt, und Antiquitätenſammlungen erlauchter Perſonen oder Behörden verwahrt und womit die religiöſen Gebräuche unſerer Vorfahren auch bildlich erhalten und von Geſchlecht zu Geſchlecht gelehrt werden. Vielfältig werden nur hie und da die Namen ſolcher Denkzeichen unrichtig angegeben und häufig mit der Benennung der alten Wendiſchen Götter und Götzen verwechſelt. Es wird darum nicht überflüſſig ſein, unſern geehrten Leſer in der Kürze auch die Gottheiten der alten Wenden näher zu beſchreiben.

Die alten Wenden beteten eine gute und böſe Gottheit an, die Erſtere nannten ſie Jüterbog oder auch Belbeg, die Andere Zernebog. Die Städte Jüterbok und Belberg bei Halle ſollen dieſen Götzen ihre Namen verdanken.

Außerdem verehrten ſie: den Swantewith, Trigla, Flins, Radegaſt, Prave oder Prano, den Zuttibur, Borawit, Farawit, Rugewit und Siwa oder Seba.

Der Swantewith, eine Figur mit 4 Köpfen, in der rechen Hand einen in Form eines Horns geſtalteten Becher, in der linken einen Flitzbogen haltend, ſtellte die Sonne oder das heilige Feuer vor.

Trigla war nakt, mit 3 Köpfen und hatte einen halben Mond in der Hand, er repräſentirte den Mond.

Flins war ein mit einem langen Mantel bedecktes Todtenperippe, er hielt in der Hand einen Stock

mit einer Fackel oder Blaſe und trug auf der Schulter einen Löwen; er war der Todesgötze.

Der Radegaſt ward dargeſtellt mit einem Schild auf der Bruſt, in welchem ſich ein Ochſenkopf zeigte, auf dem Kopfe einen Vogel mit ausgebreiteten Flügeln und eine Hellebarde in der Hand. Die Stadt Radegaſt im Anhaltſchen ſowie die Dörfer Ride und Rideburg bei Halle ſollen von ihm ihre Namen haben. Auch dieſer Götze ſtellte das Sonnenlicht vor.

Der Prove oder Prano hielt, auf einer Säule ſtehend, in einer Hand eine Pflugſchar, in der anderen einen Spieß mit einem Fähnlein; auf dem Kopfe hatte er eine Krone mit langen Ohren und an den Beinen Stiefeln. Wahrſcheinlich war er der Götze des Landbaues..

Die Siwa oder Seba war die römiſche Venus und ward als ein naktes Weib mit langen fliegenden Haaren und einem Kranze auf dem Kopfe, in der rechten Hand einen Apfel in der linken eine Weintraube haltend dargeſtellt. Außerdem verehrten die Wenden, gleich den alten Sachſen, noch viele andere Gottheiten, hielten mancherlei Thiere für heilig und bauten und wohnten gern an Flüſſen und in Wäldern, wo ſie häufig Götzenbilder aufſtellten. Im 8ten ſowie im 9ten Jahrhundert ſind, bei Verbreitung des Chriſtenthums durch den heil. Bonifazius, welcher Erzbiſchof zu Mainz war, ingleichen durch Karl den Gr. viele wendiſche Tempel und Götzen zerſtört worden,

es haben ſich aber auch viele Ueberbleibſel gar lange erhalten. Die Wenden bezeigten ſich hartnäckiger in der Annahme des Chriſtenthums als die Sachſen, opferten noch lange nach dem 10ten Jahrhundert ihren in dunkeln Hainen oder Wäldern ſtehenden Götzen-Menſchen und verließen in der Regel lieber das Land, als daß ſie ſich bekehren ließen.

Wenn man die Aehnlichkeit der alten ſächſiſchen und wendiſchen Götzen in ihrer bildlichen Darſtellung erwägt, wenn man die Betrachtung feſthält, daß die Sachſen und Wenden ſich häufig in ihren Wohnſitzen gegenſeitig überfallen und bekämpft haben, ſo darf man mit Rückſicht auf den Namen Magdeburg auch die Möglichkeit nicht ausſchließen, daß vielleicht die Wenden den erſten Sitz an der Elbe gegründet und dem Orte von einem ihrer Götzen den Namen gegeben haben. Die Siwa oder Seba der Wenden kann eben ſo wie die Freia der Sachſen, wenigſtens mit mehr Recht als die Venus der Römer, der angelegten Schutzburg oder Feſte an der Elbe den Namen verliehen haben; inſofern man auf das Wort Magd oder „Magde" kein ſo großes Gewicht legen will. Denn Magd oder Maid iſt ein deutſches Stammwort und kann erſt in ſpäterer Zeit, als gleich mit der Gründung der alten Burg, gegen ein anderes altes, deutſches oder wendiſches Wort vertauſcht worden ſein. Zum Schluß wiederholen wir, daß die alten Wenden wie die alten Sachſen von ihren heidniſchen Götzen,

dienste den Glauben an ein einziges höchstes Wesen, an einen einigen Gott nicht ausschlossen und daß ihre Götzenverehrung neben dem Glauben an eine einzige Gottheit wohl bestehen konnte, da ihnen die Götzen als ihre Heiligen oder Schutzgeister galten. —

Wir knüpfen an diesen geschichtlichen Ueberblick eine Sage, deren Inhalt die gewiß nicht unwahrscheinliche Vermuthung enthält, daß Magdeburg seinen Namen eher, wenigstens mit derselben Glaubwürdigkeit, einer ursprünglich wendischen als sächsischen Burg oder kleinem Elbfeste verdanken mag.

In einer stürmischen Frühjahrsnacht, als nicht lange erst die Elbe von ihrem Treibeise befreit war, stand auf dem Vorsprunge eines kleinen Kastells oder festen Schlosses ein Mädchen, jung und schön, mit einer ungegerbten Ochsenhaut um die Schultern und nakten Arme geschlungen und schau'te, still lauschend, über den nur wie ein grauer Bandstreifen vorüberrauschenden Elbstrom. Es war in der Gegend, wo später das Burggrafenschloß gestanden haben mag und heute das Magdalenenstift steht. Die Nacht mußte rauh und kalt sein, denn das Mädchen fror, daß ihr die Zähne im Munde klapperten und sie sich die äußerste Gewalt anthun mußte, um vor diesem Geklapper und dem Klopfen ihres Herzens nur irgend ein Geräusch, das Nahen eines Elbkahns oder sonst eines Zeichens, worauf dasselbe zu warten schien, zu vernehmen. Lange, wohl über eine Stunde hinaus-

mochte ſie gewartet haben, als ſtromabwärts auf der Elbe leiſe doch vernehmlich ihr Name „Hinda!“ gerufen ward. Sogleich trat ſie um einige Schritte weiter vor und antwortete mit halbleiſen Rufe fragend: „Olav?“

Ich bin es, tönte es eben ſo leiſe herüber, komm herab! dort an dem Weidengebüſch werd' ich landen! Hinda, ſo hieß die junge Sachſin, flog wie vom Sturme getragen, rückwärts, ſtieg mehrere Stufen herab und eilte zum bekannten Weidengebüſch am Elbufer. Olav, ein junger Wende, war eben aus dem Kahne geſtiegen, als Hinda ankam und Beide lagen ſich freudetrunken in den Armen. Dich hat wohl gefroren, trautes Herz? ſagte der Jüngling, komm wärme dich an meiner Bruſt und ſtärke dich aus meiner Flaſche! Er nahm das immer noch zitternde Mädchen in den linken Arm und langte mit der Rechten ein großes Horn aus ſeinem warmen Pelze, aus welchem Hinda trank. Ich danke dir, Olav! ſagte ſie, mir war da oben gar nicht wohl, dein Getränk hat mir Feuer in die Adern gebracht.

Schon gut! nahm Olav das Wort, — biſt du noch entſchloſſen, zu thun, was du mir geſtern verſprachſt? Wie? du zögerſt mit der Antwort! Willſt du meine Geliebte, mein herziges Weib ſein? Haſt du deine Schwüre vergeſſen, oder bereueſt du es, einen Wenden zu lieben? O, ſei nicht gleich ſo ſtürmiſch, Olav! Laß uns hier überlegen und plaudern, denn

ich bin ja ſicher vor jeder Entdeckung, da mich Meta zu Bett gebracht und gewiß keinen Gedanken daran hat, daß ich ſo verwegen ſein und durch die Mauerluke entſchlüpft ſein könne. Sieh, lieber Olav, nur mein guter Vater dauert mich, denn wer ſteht mir dafür, daß er im Getümmel des Ueberfalls und noch dazu in ſo finſterer Nacht von deinem Volke erſchlagen werde? Ich, Hinda! ich, Geliebte! ſtehe, ja ich bürge dir mit meinem Leben dafür, daß ihm kein Haar gekrümmt werde.

Aber, Olav! iſt es nicht Unrecht, iſt's nicht Sünde, daß ich an meinem Volke zur Verrätherin werde?

Kann das Unrecht, kann es Sünde ſein, Hinda! wenn du über den Beſitz eines Gutes Recht ſprichſt, welches Eigenthum der Wenden, von dieſen redlich erworben und ihnen mit Unrecht, durch Liſt und Waffengewalt entriſſen worden? Ach, wie oft ſoll ich dir es wiederholen, daß dieſes Haus, das dein Volk in eine Kriegsfeſte umgewandelt hat, urſprünglich von uns erbaut und der großen Seba als ein heiliger Tempel geweihet worden iſt? Sieh Geliebte! dieſe Seba iſt den Liebenden hold, ſie haßt den blutigen Kampf und wird uns beiſtehen, wenn wir ſie wieder einführen wollen in die ihr geweihete Stätte! Weißt du nicht, oder glaubſt du nicht, daß wir es einzig ihrem mächtigen Schutze verdanken, wenn wir ſo oft ſchon ungeſtört, ja ungehört von den Deinen, uns in

dunkler Nacht hier getroffen haben? Seba liebt uns, weil sie die Göttin der Liebe ist und wir in unserer Liebe nur leben, und mit dieser heiligen Gluth ihr ein angenehmes Opfer bringen.

Ach, theurer Olav! die Liebe zum Vaterlande schilt mich eine Verrätherin, eine Sünderin! Zürne mir nicht, Geliebter, weiß ich doch nicht, wie ich recht handle.

Bist du eine Christin geworden, daß du an ein Vaterland, wie an einen Himmel glaubst? oder ist dir das Gefühl der Rache des gemißhandelten Wendenvolkes nichts werth? Hast du einen andern Glauben als wir Wenden? Haben wir Wenden und ihr Sachsen nicht denselben großen Geist, den wir als Weltenschöpfer verehren und sind Euere Götter andere Wesen als unsere, weil sie andere Namen haben? Sieh! Hinda, die Erde ist das Werk eines einzigen Schöpfers, dieser ist der Vater aller Geschöpfe, folglich ist das ganze Weltall aller Menschen Vaterland; unsere Heiligen sind Puppen, mit welchen wir zur Unterhaltung spielen müssen, damit wir den Priestern nicht hinter den Vorhang sehen, wenn sie säen und erndten! So ist es auch bei Euch Sachsen. Willst du eines Wenden Weib sein, so suche dir auf keiner Erdscholle ein Vaterland. Sag'! wann können meine Leute kommen? und wie viel Köpfe zählt die Feste? —

Hinda legte ihr blondes Lockenhaar an des jungen Wenden-Kriegers Brust und sagte: Wann zwei

Kerzen im Fenſter meines Kämmerleins brennen, iſt der Eingang am Elbufer offen. Aber noch einmal, Olav! ſchone des Vaters und gelobe mir, daß ihm kein Leid geſchehe!

Ich gelobe es — ſprach feierlich der Jüngling und preßte die Sachſin näher an ſich — aber du haſt mir noch eine Frage zu beantworten: wie ſtark iſt Euer Volk in dem Kaſtell? Etwa dreißig Männer, antwortete das Mädchen, aber viele Frauen. Doch was iſt das? ſetzte ſie erſchrocken hinzu — du ſteckſt ja ganz in Eiſen.

Laß das, Hinda! dafür bin ich ein wendiſcher Führer, morgen ruht er in deinem Kämmerlein der ſchwere Panzer, wenn Alles gut geht. Jetzt eile zurück! noch dieſen Kuß! Mit einem raſchen Sprunge ſchwang ſich Olav in den Kahn und ruderte eilig von dannen; er hatte nicht weit zu fahren, denn am jenſeitigen Ufer ſtanden ſeine Leute, eine Schaar tapferer Wenden ihres Führers wartend.

Als Hinda die Stufen wieder hinaufſchritt, hörte ſie etwas ſich ihr nahen und glaubte dunkle Geſtalten zu bemerken, welche aus der Gegend des Weidenbuſches kamen, wo ſie mit dem Wendenhäuptling geſtanden hatte. Sie hatte ſich nicht geirrt. Ihr Geheimniß war belauſcht worden und nach wenig Augenblicken ſahe ſie ſich als ertappte Verrätherin in einem finſtern Thurme.

Die Sachſen ſpielten nun die Rolle der Wenden.

Alles, selbst die Frauen nicht ausgenommen, schlich sich wohl bewaffnet aus der kleinen Feste, stellte sich am Ufer der Elbe zum Angriff bereit in Schlachtordnung und erwartete die Feinde. Man hatte in Hinda's Schlafkammer zwei brennende Kerzen aufs Fenstergesims gestellt und betrachtete nun die wendischen Krieger, wie sie in ihren langen und schmalen Kähnen heranzogen. Es mochten etwa hundert Wenden sein, welche, nachdem sie mit den Kähnen an's Land stießen, geräuschlos und sich sicher glaubend, ausstiegen. Die Sachsen hatten sich niedergelegt und fielen über die größtentheils noch wehrlosen Wenden, welche erst ihre Waffen ausladen mußten, her. Der größere Theil ward erschlagen, der junge Häuptling Olav befand sich mit vielen Wunden bedeckt unter den Gefangenen.

Mehrere Wochen lang hatte Hinda in ihrem Gefängnisse zugebracht und auch Olav lag noch immer krank an seinen schweren Wunden, der Leib war wohl durch den Eisenharnisch, welchen er getragen hatte, beschützt, allein durch Schläge der gewaltigen Streitkolben der Sachsen, war der Kopf mit vielen Verletzungen und Schwielen bedeckt worden, so daß er bewußtlos auf einer Stelle gelegen hatte. Als er soweit wieder genesen war, daß er aufstehen und in dem kleinen Gefängnisse, worin er verwahrt ward, umhergehen konnte, trat eines Tages Wanfried, Hinda's Vater, welcher Befehlshaber der sächsischen Besatzung in der kleinen Elbfeste war, zu ihm ein, grüßte ihn

freundlich und redete ihn an: „Ihr seid frei, Olav! und mögt von dannen ziehen, wenn Ihr wollet, nur sollt Ihr zuvor versprechen, meiner Tochter zu entsagen, und fernerhin nichts wieder zn unternehmen, was uns in dem ruhigen Besitz des kleinen Kastells hier stören könnte! Wollt Ihr das?

Ich bin — entgegnete stolz der junge Wende — Befehlshaber einer Schaar Krieger, welche die Aufgabe zu lösen hat, diese Burg, das von den Wenden ihren Göttern errichtete und von dem Volke der Sachsen ihnen widerrechtlich entrissene Haus, zu erobern. Entnehmt daraus meine Antwort!

Wie aber dann — frug Wanfried von neuen — wenn Ihr mit meiner Tochter, die Ihr liebt, abziehen und sie als Euere Gattin mit Euch nehmen dürfet?

Was kann die Liebe eines Einzelnen mit dem Interesse des Volks gemein haben?

Ihr wollet also der Geliebten, nicht aber dem Unternehmen auf unsere Feste entsagen?

Euere Feste? Ich will meine Freiheit mit keiner Entsagung erkaufen! sagte trotzig der Wendenhäuptling.

Nun so will ich Euch auch nicht weiter zureden und verkündige Euch hiermit Euere Freiheit, ohne alle Bedingung! Ihr seid von heute an nicht mehr mein Gefangener, sondern mein Gast und als Euer Wirth lade ich Euch freundlich ein, noch einige Tage bei mir

zu verweilen, bis Euere Wunden völlig geheilt sein werden.

Und ich werde Hinda sehen, mit ihr sprechen könen? frug der Wende.

Nein, das steht nicht in meiner Macht, sagte Wanfried, sie ist eine Verrätherin und hat das Leben verwirkt, wird aber, da wir Eure Unterredung mit ihr belauschten und ihre Gesinnungen kennen lernten, die Freiheit erhalten, denn ein liebendes Weib ist leicht zu verführen. Der Wendenhäuptling knirschte unwillig mit den Zähnen und schloß, sich abwendend, die Unterhaltung: Ich will nicht Euer Gast sein! bin ich frei, so laßt mich ziehen.

Er ward an demselben Tage noch entlassen und Hinda enthielt gleichzeitig ihre Freiheit gegen das ihr abgedrungene Versprechen, fortan keinen Verkehr weiter mit Olav zu unterhalten! doch was kümmert sich die Liebe um ein solches Versprechen, wenn sie mit der Nichterfüllung desselben auch nur einen Augenblick der Vereinigung mit dem geliebten Gegenstand erkaufen kann?

Wir müssen hier einen Rückblick in die Geschichte thun, um unsere Leser in den Stand zu setzen, sich, wenn auch nur ohngefähr, in die Zeit hineinzudenken, wann sich die der Sage untergelegten Ereignisse zugetragen haben mögen.

Außer den Sachsen, welche sich um die Elbe herum ausgebreitet hatten, rückten diesem Strome auch

die Wenden, ein slavischer Volksstamm, der aus Servien herübergekommen zu sein scheint, näher, drangen nach Böhmen, in die Lausitz, nach Meißen bis in die Mark vor und setzten sich hauptsächlich im Anhaltischen sowie im Saalkreise fest. Sie theilten sich in die Wilzer- und Sorben-Wenden und beunruhigten die Sachsen und Thüringer so lange, bis sie von Karl dem Großen wenigstens gedemüthigt wurden. Als ihnen später ihre Feinde, namentlich die Sachsen, zu überlegen wurden, verbanden sie sich mit den Hunnen oder Ungarn, mit welchen sie Deutschland zu vielen Malen überflutheten, bis auch diese von Heinrich dem Vogelsteller, dem Vater des großen Otto, in den Schlachten bei Merseburg und Keuschberg aufs Haupt geschlagen und ganz aus Deutschland vertrieben wurden. Die Wenden kamen aber auch nach dieser Zeit wieder zum Vorschein und beunruhigten namentlich bis ins erste Jahr der Regier. Otto's I. die Umgegend von Magdeburg, bis sie dieser mit sammt den Hunnen nach mehreren siegreichen Gefechten völlig verjagte. Die Zeit, in der sich die unserer Sage zu Gegenständen der geschichtlichen Uebertragung dienende Materie bewegt mag also die letzte Regierungsperiode Heinrichs, des Finklers oder Vogelstellers, gewesen sein, wo sich nur noch schwache und nur bisweilige Einfälle der Wenden und Hunnen geltend machten, die aber stets zum Vortheil der Sachsen abgeschlagen wurden. Wir nehmen den Faden wieder auf. —

Hinda setzte, ihres Versprechens ohngeachtet, die nächtlichen Zusammenkünfte mit dem Wendenführer Olav fort, sie hatten sich eine andere Zeit so wie eine andere Stelle gewählt und waren vorsichtiger als vorher, indem die kluge Dirne ihre alte Magd Wlasta, eine Böhmin, in ihr Geheimniß eingeweihet und diese stets als Wächterin und Aufpasserin bei Seite hatte. Es war ein rauher Herbsttag, als die kleine Besatzung der Feste, welche die Sachsen — als die von den Wenden eroberte der Göttin Seba geweihete Stätte — Maideburg nannten, ausgezogen war, um gen Halle aufzubrechen, wo die Wenden die sächsischen Krieger verdrängt und sich festgesetzt hatten; nur wenige Männer, meist Krüppel und Verwundete, waren daheim geblieben und bildeten die schwache Wache. Niemand dachte daran, daß an dem Tage, wo alle Sachsen und Wenden zu der bevorstehenden Schlacht in die Gegend von Halle gezogen waren, dem kleinen Kastell ein Ueberfall zugedacht sein könne, und Alles überließ sich der Ruhe und Heiterkeit um so sicherer, als Wanfried, der Hauptmann der Sachsen, eben so streng im Haus- als Kriegs-Regiment nicht daheim und Hinda, seine Tochter, zu gut war, als daß sie den Burgbewohnern nicht hätte einen fröhlichen Tag gönnen sollen, der ihnen außerdem selten zu Theil ward. Die Männer setzten sich zusammen in ein großes Zimmer der Burg und zechten, Hinda sorgte für Meth und Wein aus dem mit solch geistigen Getränken

reichlich verſehenen Keller ihres Vaters und forderte die jungen Dirnen und Weiber auf in dem ohnweit der Burg gelegenen alten Seba- oder Magad-Tempel (an der Stelle der heutigen ſogenannten Eſelskirche) ſich mit Spiel und Tanz zu vergnügen. Um die neunte Abendſtunde, bis wohin ſie mit den übrigen Frauen, wider ihre Gewohnheit, ungemein luſtig geweſen war, ward ihr auf einmal unwohl, daher ſie Wlaſta zu Bett bringen mußte. Aber kaum mochte eine Stunde vergangen ſein, als das Kaſtell ſowohl als der Magad-Tempel von wendiſchen Kriegern wimmelte. Sie fanden die ſchwache Beſatzung der Sachſen berauſcht und wehrlos und bemächtigten ſich eben ſo ohne Schwertſtreich des Tempels. Die Mädchen und Frauen der Sachſen ſollten eingeſchift und als Gefangene fortgeführt werden, die Wenden aber hatten keine Eile und labten ſich erſt an den eben aufgetragenen Speiſen und Getränken, da ſtürmte der Wendenführer Olav in die Burg und ſchrie zornglühend: Seid ihr deßhalb hieher gezogen, um Euch verbrennen zu laſſen in dem Neſte? Heraus und nieder mit den verrätheriſchen Dirnen, die, während ihr ſchlemmt und zecht, Feuer unter die großen Holzſtöße gebracht und eine Flamme angefacht haben, die euch den Ausgang gehemmt haben würde, wenn ich nicht wachſam und Zeuge ihres teufliſchen Unternehmens geweſen wäre. Er hob den gewaltigen Streitkolben und befahl ſeinen Kriegern, ihm in feſtgeſchloſſener

Reihe zu folgen. Die Wenden drangen in den kleinen Hofraum und fanden, zu ihrem Schrecken, denselben mit einem erstickenden Dampf und Rauch angefüllt, an den beiden Ausgängen, welche zur Elbe führten, schlug ihnen die Lohe der brennenden Holzhaufen entgegen und durch den hintern Ausgang, durch welchen die Frauen der Sachsen entronnen waren, stürmten sächsische Krieger herein. Die Wenden mußten, um nicht auf der Flucht erschlagen zu werden, zur verzweifelten Gegenwehr greifen und waren, während sie vor wenig Augenblicken noch als Sieger eingezogen, auf einmal von Denen, die sie nur erst überfallen hatten, in einen schmachvollen Zustand der Vertheidigung versetzt worden. Wie grimmige Tiger stürzten sie, Olav an der Spitze, auf die Sachsen los, schlugen mit ihren schweren Streitkolben und Aexten dieselben zurück und rannten dann durch die verrätherischen Flammen der Elbe zu, um sich in ihre Kähne wieder einzuschiffen und das jenseitige Ufer zu gewinnen.

Der Tag schien ihren Untergang an eine rettungslose Flucht zu knüpfen, denn fort waren ihre Kähne und keine ihrer Wachen gab auf das weit über den Strom hinbrausende Feldgeschrei Antwort. Nur zu gewiß war es, daß die Wenden verrathen, daß die Kähne, nach Niedermetzelung ihrer Wachen, versenkt oder weit fortgetrieben, die großen Holzstöße, welche jetzt überall brannten, aber absichtlich dort auf-

gestellt und gleich nach ihrer Landung in Brand gesteckt worden waren. Was war in der verzweiflungsvollen Lage, in der sie hinter sich die Feinde, vor sich die Elbe hatten, zu thun? Zum Glück erleuchteten die brennenden Holzstöße die Umgebung der Burg, sowie einen großen Theil der Elbe so hell, daß die Wenden mindestens sich zum Kampfe ordnen und die Sachsen, wenn sie naheten, erkennen konnten. Wie ein grimmiges Löwenpaar, dem seine Beute oder seine Jungen entreißen worden, stand die kleine Schaar der Wenden mit hochgeschwungenen Streitkolben dem gewissen Tode geweihet, am Elbufer und blickte trotzig nach Magdeburg, einem damals nur aus wenigen Hütten bestehenden Flecken, in der Erwartung, die Sachsen würden sich nahen und den Ueberfall mit ihrer Vernichtung im Kampfe oder in den Fluthen der Elbe rächen; doch Alles blieb still und ruhig, nur das Knistern und Prasseln der brennenden Holzstöße um die hell erleuchtete, den Flammen trotzende Feste hörte der kleine Haufe und schloß nach längerem Verweilen in diesem Zustande, nicht ohne Grund, daß es den Feinden an Kraft und Muth zu ihrer Verfolgung fehle. Olav, den um die geliebte Hinda bangte, schlich sich in tief gebeugter Stellung zurück bis nahe an die Feste und ließ, hart am Gemäuer stehend, ein der jungen Sachsin bekanntes Zeichen, den gellenden Ton des Nachtigallenschlages vernehmen, da ward es hell in Hinda's Kämmerlein eine weibliche Gestalt mit

langen, fliegenden Haaren und einem Kranze auf dem Kopfe nahete dem Fenſter, öffnete daſſelbe und rief mit laut und lieblich tönender Mädchenſtimme herab: „Wendiſche Krieger! Euch haben Frauen in Männerkleider gehüllt überfallen, kehret muthig zurück und rettet Eure Götter! Seba wird Euch ſchützen, aber eilt dann in Eure Kähne, die Ihr wiederfinden werdet, und gebt jeden Gedanken, dieſe Burg zu erobern, auf! Das Volk der Sachſen wird ſiegreich aus der Schlacht zurückkehren und Hertha, die große Sachſengötttin wird ihnen beiſtehen, denn ſie hat ſich dieſe fruchtbare Gegend zum Wohnſitz erleſen und ihrer Macht vermögen Eure Götter nicht zu widerſtehen.

Olav eilte im Sturmſchritt zu ſeiner Schaar und verkündigte den harrenden Kriegern, was er gehört und geſehen, ſie zum nochmaligen Sturme ermunternd. Seba ſtand noch immer im hell erleuchteten Kämmerlein Hinda's und mit tollkühner Verwegenheit und Begeiſterung drangen die Wenden in die Feſte. Niemand begegnete, Niemand widerſtand ihnen. Das Götzenblild der Seba ward im Triumph voran getragen und ebenſo der blutige Leichnam der im Kämmerlein erſchlagenen Hinda, die ſächſiſchen Frauen hatten ſie als eine Verrätherin getödtet, weil ſie fürchteten, der zurückkehrende Häuptling Wanfried, ihr Vater werde abermals ſeinen Einfluß aufbieten, um die geliebte, einzige Tochter zu retten. Ruhig zogen die Wenden von dannen und kehrten ſeitdem nie wieder

nach Magdeburg zurück, denn sie waren bei Halle besiegt und hatten im Frieden mit den Sachsen nur soviel erwirket, daß sie in dortiger Gegend wohnen durften. Die Zeit, in welcher dieser letzte Versuch der Wenden, an der Elbe bei Magdebueg wieder festen Fuß zu fassen, sich bewegte, mag um das Jahr 935, also ein Jahr vor der Regierung Otto's I., gewesen sein. Magdeburg war damals noch ein offener Ort ohne Mauern und Thore, und wurde größtentheils von Fischern bewohnt, die sich in kleinen Häusern oder Hütten an der Elbe aufhielten. Im Norden der Stadt stand das Burggrafenschloß und gegen Süden, da wo jetzt die Regierungsgebäude stehen, lag ein großer Meierhof, von verschiedenen anderen Gebäuden umgeben. So fand Otto der Große die Stadt und erst unter seiner Regierung konnte man ihr den Namen einer Stadt beilegen.

Die heilige Eiche in der Kreuzhorst.

Ohnweit Magdeburg zwiſchen der alten und neuen Elbe, dem Dorfe Salpke gegenüber, liegt der, allen Magdeburgern bekannte, eben ſo ſchöne, als romantiſche Forſt, die Kreuzhorſt genannt, mit alten deutſchen Eichen geziert, von welchen gar Viele, wenn ſie reden und ſich uns mittheilen könnten, wunderbare Begebenheiten aus dem grauen Alterthume erzählen würden. Nicht nur rauhe Winde und furchtbare Stürme haben zu Zeiten den harmloſen Wanderer in dieſem ſonſt undurchdringlichen Walde in Schrecken geſetzt, ſondern mehr noch Räuber und Wegelagerer, welche oft unerwartet aus dunkelm Hinterhalt über die mit Geld und Gütern belaſteten Reiſenden herfielen und ihnen meiſtentheils mit den Schätzen auch das Leben nahmen. Schon längſt hat die Weisheit der Regierungen mit der Sorge für die öffentliche Sicherheit

der Landstraßen jede Erinnerung an die Gefahren des rohen Mittelalters verbannt und wenn auch in der neuern Zeit Mord und Raubanfälle daselbst zuweilen vorgekommen sind, so können solche Fälle nur als seltene Ausnahmen betrachtet und niemals ganz verhütet werden. Aber nicht nur Räuber machten in jener Zeit der allgemeinen Finsterniß die Kreuzhorst unsicher, sondern mehr noch wunderbare Erscheinungen und Begebenheiten, wovon sich bis zum heutigen Tage die Spuren in den noch nicht gänzlich untergegangenen Volkssagen ziemlich lebhaft erhalten haben. Unter allen Sagen, welche noch geisterhaft in den Wipfeln der alten Eichen rauschen, wehet am schauerlichsten die Sage vom heiligen Eichbaum, deren Mittheilung nach den uns sich darbietenden Quellen der Gegenstand der in diesen Blättern vorzutragenden Erzählung sein soll. Vom Erzbischof Gero 1022 gestiftet wurde das Kloster U. L. F. von ihm mit einem großen Einkommen an Gütern und Pfründen beliehen, welche der Erzbischof Norbert, als er es 1126 mit Prämonstratenser Mönchen besetzte, noch bedeutend vermehrte. Auch die große Waldstrecke der Kreuzhorst, ward ein solches Klostergut. Es ist bekannt, wie Norbert, welcher von 1125 bis 1134 regierte, sich durch seine allzustrenge Zucht bei den Geistlichen sowohl als bei den Bürgern so viele Feinde machte, daß er seines Lebens nicht mehr sicher sich oftmals verbergen, ja sogar flüchten mußte, bis man endlich seinen frommen Sinn achten und ihn um so inniger

und aufrichtiger lieben lernte, als man ihn vorher gehaßt und verfolgt hatte. Er ſtarb am 6ten Juni **1134** und ward in gedachtem Kloſter begraben, erſt im Jahr **1626** ſollen ſeine Gebeine von Magdeburg nach Prag gebracht und dort in der Kirche zum Strohhofe beigeſetzt worden ſein, denn Norbert war nach ſeinem Tode unter die Heiligen verſetzt worden, daher man die evangeliſche Stadt Magdeburg ſolcher heiligen Reliquien nicht mehr werth hielt.

Dieſer Erzbiſchof Norbert nun war nicht nur ein frommer und redlicher dabei aber auch äußerſt ſtrenger Kirchenfürſt, ſondern eben ſo einfach im Privatleben und ſtreng gegen ſich ſelbſt. Sein Leben brachte er mit Studiren und Wohlthun, mit der gewiſſenhafteſten Sorge für ſein hohes Amt und die wenigen Muſeſtunden, welche er ſich täglich gönnte, mit einſamen Spaziergängen oft in ziemlicher Entfernung von der Stadt nicht ſelten, ja am liebſten ganz allein zu, weil er ein Freund der ſtillen freien Natur, und wie er gegen ſeine Freunde oftmals geäußert hatte, der ſchöne blaue Himmel ſein liebſtes Bethaus war. Einſt kam er zu Wagen von einer kurzen Geſchäftsreiſe zurück und ſtieg, da es mitten im Sommer und erſt am Spätnachmittag war, am Kreuzhorſt aus, um unter den ſchattigen Buchen und Eichen, die angenehme Kühlung des nahenden Abends zu genießen. Mit mancherlei ernſten Gegenſtänden im Geiſte beſchäftigt, war er, der ſicheren Heimkehr unbekümmert, ein großes

Stück fortgegangen und befand ſich auf einmal an einer Stelle, die ihn ſo außerordentlich bezauberte, daß er aus ſeinen tiefem Nachſinnen erwachte und ſich der überaus reizenden Umgebungen, die ihn gleichſam freundlich anlächelten, kindlich freuete. In der Mitte eines ziemlich großen, freien Platzes, umgeben von ſchlanken Eichen und Buchen ragte eine koloſſale Eiche, die Königin des Waldes, mit ihren gewaltigen Aeſten und Zweigen, mit dem ſeinem blöden Geſicht nicht erreichbaren Gipfel hoch über die weite Waldſtrecke empor, nnd überſchattete unter ſich einen zauberiſchen Blumengarten. Dichte Roſen- und Fliederſträuche, kleine bunte Beete von duftenden Levkoien und Reſeda, von feuerrothen Nelken und weißen Lilien ergötzten das überraſchte Auge des frommen Prälaten, und würzten die ihn umhüllende Luft mit den angenehmſten Wohlgerüchen. Norbert ſtand in tiefer Betrachtung lange vor dem reizenden Zaubergarten, und ſahe bald die üppig blühenden Blumen, bald den majeſtätiſchen Eichbaum an. Wer mag, fragte er ſich, dieſes kleine Eden in dem ſonſt unfreundlichen Walde geſchaffen, wer kann hier ſolchen Sinn für ſtille Naturſchönheit haben? Er ſetzte ſich nieder auf eine weiche Moosbank neben der Linde, und ſchwelgte mit allen Sinnen in den ihn umhüllenden Genüſſen, denn auch das Ohr ſollte befriedigt werden durch ein ſanftes Säuſeln, das wie harmoniſcher Saitenklang aus den Blättern und Zweigen der Eiche her-

abrauſchte. Die Sonne begann zur Ruhe zu gehen und warf nur noch matte Strahlen durch den dichten Laubwald, kein Lüftchen regte ſich, und kein Vogel, kein anderer Waldbewohner ließ ſich hören. Der Erzbiſchof fühlte ſich ſo ſehr ergriffen vom gewaltigen Zauber der Natur, daß er ſich niederwarf auf die Kniee vor der gewaltigen Eiche, daß er innig und laut ein frommes Gebet begann, und mit ſolch' einer erhebenden, ſein tiefſtes Gefühl ergreifenden Andacht betete, als er bekennen mußte, lange, ſelbſt an geweiheter Tempelſtätte, im erhabenen Dom, nicht gebetet zu haben. War es die Wirkung der großen, heiligen Natur, war es die nur von einem ſanften Säuſeln des Windes durch die Blätter der mächtigen Eiche leiſe berührte Stille, das grauende Dunkel des ſich nahenden Abends, oder war es der große Geiſt des überall gegenwärtigen Weltenſchöpfers, wie er in die Herzen der Gläubigen dringt, und die Seele emporzieht zu der Grenze des Schauens, genug, Norbert fühlte ſich der Erde entrückt, umfloſſen von einem lichten ſeine Sinne betäubenden Glanze, ſank nieder auf ſein Angeſicht, und überließ ſich demjenigen überirdiſchen Gefühl, welches für alle äußern Eindrücke unempfindlich und unempfänglich wird, und ſich gleichſam vom thieriſchen Körper loslöſet, und dieſen als außer Verbinduug mit ſich, ganz unbeachtet läßt. Sein Leib ruh'te, wie die leere Hülle einer Puppe, aus welcher der junge Falter ſich eben herausgewunden, und mit

bunten Fittigen emporgeschwungen hat, am Stamme des Eichbaums und war sich keines Lebens, keines Daseins mehr bewußt, der geheimnißvolle Schlummergott hielt ihn umfangen und er war wie jeder Schläfer, eigentlich für die Gefühls- und Sinnenwelt nicht mehr da; — da ereignete sich Etwas, was recht absichtlich den tiefen Schläfer oder den der Erde entrückten Geist zu erwecken oder den entflohenen Genius in die leere Körperhülle zurück zu drängen schien; denn es erhob sich mit einemmale ein so gewaltiger Sturm, welcher die starken Aeste der mächtigen Eiche bis zur Erde beugte, ein furchtbarer Donner machte die Erde erbeben und die unaufhörlich vom Himmel herabströmenden Blitze schienen wie mit feurigen Zungen den starren Leib des greisen Erzbischofs zu beleben. Erschrocken raffte er sich, zum Bewußtsein gelangt, vom Boden auf und glaubte, ein Ungewitter sei, während er geschlummert habe, herangezogen. Eben war er im Begriff die gefahrvolle Stelle unter dem Eichbaume zu verlassen und sich beim Scheine des immer noch fortdauernden Wetterleuchtens aus dem Walde zu begeben, als er einen leichten Schlag auf seiner Schulter fühlte und wie er sich vom Baume abwandte, einen ehrwürdigen Greis mit silberweißem langen Bart- und Haupthaar, in eine Löwenhaut gekleidet und in der rechten Hand einen kurzen Stab haltend vor sich sahe, der ihm zwar mit ernstem aber doch freundlichem Blick den Weg vertrat und ihn an-

redete: „Fürchte dich nicht, Christ! du stehst unter dem Schutz der heiligen, mir geweiheten Eiche und bist hier sicherer als unter deinem Volke, das du mit frommen Eifer zu beglücken suchest, welches dich aber nicht eher erkennen wird, bis deine Seele den verweslichen Leib verlassen und in die Räume der Seligen, woher er gekommen, zurückkehren wird! — Der Greis hob seinen kurzen Stab hoch empor, beschrieb mit ihm einige unserm Norbert unverständliche Figuren und fuhr — als sich mit diesen Bewegungen Sturm und Ungewitter augenblicklich legten — fort: erkenne in diesem Zauber, der uns umgiebt und dem ich gebieten kann, meine Macht, Christ! Sieh ich könnte dich mit der Kraft der mir gehorchenden Elemente tödten, doch du bist ein armer, schwacher Mensch und ich bin der mächtige Thor, der den Donner rollen und die Blitze leuchten läßt, der die Welt regiert und die Wenschen liebt und sie beschützt. Mein Volk hat sich, verführt durch Euch und Euere Priester, von mir gewendet und betet den Gott der Christen an. Ich zürne ihm nicht deßhalb, denn es liebt, einem spielenden Kinde gleich, die Veränderung und wird, mögen auch Jahrtausende vorüberrauschen, einst zur Erkenntniß kommen und unter meinen schützenden Scepter zurückkehren, aber Dir rathe ich, deinem undankbaren Volke nicht zu vertrauen und deine Priester, welche dich zu verderben trachten, mit aller Strenge zu überwachen! Solltest du, wie ich fürchte, von den

Deinen verfolgt und verſtoßen werden, ſo fliehe in dieſen mir heiligen Hain, ſegne den mir geweiheten Eichbaum und vertraue dich, wenn auch deine Freunde dich verlaſſen, ſeinem Schutze an! —

Der ehrwürdige Greis, in welchem Norbert ein überirdiſches Weſen, eine Gottheit der alten heidniſchen Sachſen erkennen ſollte, ſchwieg, aber die Blätter der gewaltigen Eiche begannen wieder zu rauſchen, und melodiſche Töne, wie die ſanften Akkorde einer Aeolsharfe, umwebeten den Erzbiſchof, der ſich, während er in ſtummer Betrachtung des unbegreiflichen Ereigniſſes vor dem Baume ſtand, vergebens nach jenem umſchauete, eine dichte, ſchwarze Finſterniß ſenkte ſich nieder und Norbert ſtand allein unter dem Baume, nur ein kleiner weißer Stab lag am Boden. Es war ein ſchlimmer Zuſtand, in welchem ſich der hohe Prälat befand, denn wie ſollte er ſich bei der finſtern Nacht welche ihn umgab, aus dem großen, ihm unbekannten Walde finden? Unwillkührlich griff er nach dem kleinen Stabe und hob ihn von der Erde empor. Da glüh'te des Stabes ſcepterähnliche Spitze wie eine brennende Kerze, und weit umher ward der Wald mit ſeinen Bäumen und Büſchen erleuchtet, und der glatte, weißgraue Weg wurde ſichtbar, auf welchem Norbert, wie er ſich jetzt erinnerte, gekommen war. Nun ſegnete der fromme Erzbiſchof die Stätte, wo er ſich befand, und berührte der heiligen Eiche gewaltigen Stamm mit den drei Fingern ſeiner

Rechten und ſprach: „Du ehrwürdiger, heiliger Eichbaum, welchen der Herr ſchuf und wachſen und ſtark werden ließ und mit unerforſchlichen Kräften ausrüſtete, ſtehe feſt an dieſer Stelle, bis ein himmliſcher Blitzſtrahl Dich zermalme und ſei unzerſtörbar durch jede Menſchengewalt! Tod und Verderben dem Sterblichen, deſſen Hand ſich erheben ſollte, Dich zu fällen! Sei ein ſchützendes Aſyl den um des Glaubens willen Verfolgten und ſei ein Schrecken ihrer Verfolger, wenn ſie es wagen, in Deinem Schatten zu freveln!"

Eine tiefe, feierliche Stille war, während Norbert dieſe Worte laut ausſprach, wieder eingetreten, aus der Ferne ließ ſich das Brüllen wilder Thiere hören, und er fand nicht für gut, länger zu verweilen, fand glücklich geleitet von der leuchtenden Kerze den Rückweg, und kam wohlbehalten zu dem ſeiner in einiger Entfernung wartenden Wagen. Am nächſten Morgen erſchien ihm das nächtliche Abentheuer wie ein täuſchender Traum, um ſich daher darüber in Gewißheit zu ſetzen, begab er ſich in Begleitung eines treuen Dieners wieder nach der Kreuzhorſt, wo er zwar gar viele große und gewaltige Eichbäume, nirgend aber die heilige von einem reizenden Blumengarten umſchloſſene Eiche fand. Ein Jahr war vergangen, die Erinnerung an jene Begebenheit war in der Seele des frommen Erzbiſchofs, wenn auch nicht erloſchen, doch tief in den Hintergrund getreten und er zweifelte nicht, daß er das ganze Ereigniß nur geträumt habe.

Da ſandte ihm eines Tags der Abt des Kloſters U. L. F. einen frommen Bruder, den Prämonſtratenſer Mönch Auguſtin, mit der wunderbaren Anzeige: im Kreuzhorſt ſtehe eine gefeierte Eiche, der ſich Niemand mit Säge oder Axt nahen dürfe, wenn er nicht augenblicklich des Todes ſein wolle, es hätten ſchon mehrere verwegene Männer ihr Leben zum Opfer gebracht und nun wage ſich kein Menſch mehr daran, obſchon der Eichbaum zum Fällen beſtimmt und von dem Kloſtergutsverwalter mit dem gewöhnlichen Zeichen verſehen ſei. Norbert befahl die Eiche zu ſchonen und verſprach ſie ſelbſt in Augenſchein zu nehmen. Er ward zu ihr geführt, fand aber mitten im dichten Strauchwerk eine zwar große und ſchöne, ſonſt aber ganz gewöhnliche Eiche. Um den Aberglauben der Zeit keinen Vorſchub zu leiſten, ließ er ſich eine Axt reichen um damit den erſten Hieb zu thun, aber kaum hatte er das ſcharfe Eiſen zum ſchneidenden Schlage geſchwungen, als es, noch ehe der Eichbaum berührt ward, ſchwirrend und klingend von dem hölzernen Stiele flog und ſpurlos verſchwand. Norbert bezeichnete nun die Eiche mit einem Kreuze und befahl, ſie für immer unberührt zu laſſen und ihrer bei jedem künftigen Schlage zu ſchonen. Seitdem kannte Jedermann die heilige Eiche im Kreuzhorſt, aber Niemand wußte ihren geheimen Zauber, denn der Erzbiſchof Norbert war längſt geſtorben, und keiner ſeiner Nachfolger hatte der Eiche eine beſondere Aufmerkſamkeit

gewidmet. Nach langer, langer Zeit, unter der Regierung des den Magdeburgern eben so feindlichen als verhaßten Erzbischofs Burkhardt, etwa im Jahr 1324 wanderten eines Morgens zwei junge Leute, ein unglückliches Liebespaar, von Magdeburg aus, um außerhalb der Stadt das Glück und die irdische Seligkeit ihrer Gefühle zu suchen, die ihnen hier zu finden nicht vergönnt wurde. Rosa, die einzige Tochter des reichen Seidenhändlers Wilbrand war dem ebenfalls reichen aber schon bejahrten und wegen seines Geizes verrufenen Lederhändler Wahrfeld schon, als zartes Kind verlobt; als sie zur blühenden Jungfrau herangewachsen war, sahe sie den schönen, jungen Ritter Bruno von Eichelberg, welcher bei seinem Oheim, einem reichen Patrizier in Magdeburg lebte, und sich, nebst andern ritterlichen Spielen und Kurzweilen, häufig mit der Jagd vergnügte, der Klostervoigt zu U. L. Fr. war lange im Dienst seines Vaters gewesen nnd mit diesem pflegte Junker Bruno öfters in der Kreuzhorst zu jagen. Die beiden jungen Leute wohnten einander gerade gegenüber und wenn des Morgens der schlanke Junker im eng anliegenden Jagdhabit aus dem Hause schritt, war gewiß Rosa schon am Fenster und nickte ihm einen freundlichen Gruß zu. Lange war ihre stille Liebe ein Geheimniß geblieben, als sie aber von einem neidischen Nachbar verrathen worden war, da mußten sie auf Mittel sinnen, sich auf solchen Wegen zu treffen, die entfernt, von der Stadt und außer dem

Bereich ihrer geheimen Späher und Verräther lagen. Die Liebe ist eben so schlau als erfinderisch. Rosa's Vater, Herr Wilbrand, hatte in seinem Geschäft einen Arbeiter aus Salpke, der sein volles Vertrauen besaß und dessen Tochter als Magd bei ihm diente. Diese Dienerin, Sophie, war bald Rosa's Vertraute und brachte es bei ihrer Herrschaft bald soweit, daß sie des Sonntags, wenn sie zur Mutter nach Salpke ging, Rosa begleiten durfte, denn diese kränkelte seit einiger Zeit und eine fromme Klosterschwester hatte der Jungfrau fleißig Bewegung in der freien Natur gerathen. Bald verschlimmerte sich dieser Krankheitszustand und ließ nur dann eine Spur von Besserung wahrnehmen, wenn Rosa in Salpke gewesen war. Es mußte dieselbe daher, nach dem Rathe der Klosterschwester, eine Zeitlang ganz dahin ziehen, um die Reize des Landlebens an frischer Quelle zu genießen. In dieser Periode nun war es, wo sie öfters mit Junker Bruno zusammen kam und in der waldbedeckten Kreuzhorst lustwandelte. Eines Sonntags früh war Rosa, nachdem sie Tags zuvor bei den Eltern in Magdeburg übernachtet hatte, fortgegangen und hatte, der Verabredung gemäß, ihren geliebten Bruno in einiger Entfernung von der Stadt getroffen. Beide Liebende nahmen ihren Weg, bevor sie nach Salpke zu gehen beschlossen, vorerst nach der Kreuzhorst, wo Bruno jeden Steg und Weg, jeden Baum und Strauch kannte und schon manche glückliche

Stunde mit der geliebten Rosa genossen hatte. Diesmal war Letztere ziemlich traurig und verstimmt, und erzählte dem Geliebten, wie ihr der Vater verkündiget habe, daß sie binnen längstens vier Wochen mit dem ihr verhaßten Wahrfeld ehelich verbunden werden sollte. Einen Versuch, des Vaters Willen zu beugen, durften die Liebenden nicht wagen, da schon mehrere gewagt aber stets an dem eisernen Willen des unerbittlichen Kaufherrn gescheitert waren. Man machte daher allerhand Pläne, wie die beabsichtigte Verbindung zu vereiteln, wenigstens solange hinzuhalten sei, bis Bruno sein Stammgut in Thüringen übernehmen würde, wo er dann die heißgeliebte Jungfrau mit List oder Gewalt zu entführen dachte. In tiefes Sinnen und Nachdenken versunken waren sie unter eine mächtige Eiche gekommen, wo sie still standen und sich der schattigen Kühle freuten, welche der schöne, dicht belaubte Baum über sie ausgoß. Die Stunden flogen dahin, wie kurze Augenblicke und nicht achtend des Hungers und Durstes standen sie fest umschlungen, als schon die Schatten der nahen Bäume sich verlängerten und der dämmernde Abend nahete. Sie hatten sich noch so Vieles, so Wichtiges zu sagen, aber sie mußten scheiden und der nächstfolgende Tag sollte, so ward es besprochen, sie wieder in der Kreuzhorst vereinigen. Die letzte, innigste Umarmung wiegte sie eben im seligsten Wonnetaumel, da drangen aus den nahen Büschen, hinter den dicht belaubten Bäumen

und ſtarken Eich- und Buchenſtämmen furchtbare Geſtalten, Männer mit Stangen und Spießen und mit ſchwarz gefärbten Geſichtern hervor, riſſen den Junker zu Boden und geboten ihm, nieder zu knien und ſeine Seele dem barmherzigen Gott zu empfehlen, da er ſterben und ſich auf ewig von der ehrvergeſſenen Braut eines Andern trennen müſſe. — Bruno hatte zwar ſein Schwert an der Seite, von dem er aber zu Boden gedrückt keinen Gebrauch machen konnte. Er verſuchte den furchtbaren Männern Mitleid abzugewinnen, auch bot er ihnen einen reichen Lohn für ſein Leben, die rohen Geſellen in Teufelsgeſtalt kannten aber kein Erbarmen, ſie drangen auf den unglücklichen Jüngling ein und würden ihn ohnfehlbar durchbohrt haben, wenn nicht Roſa dazwiſchen getreten wäre und den blutdürſtigen Mördern zugerufen hätte, daß ſie ihren geliebten Bruno beſchützen und ſich lieber tödten als zulaſſen werde, daß dieſem ein Leid geſchehe.

Dieſen Moment, welcher die gedungenen Schergen ſtutzig machte, benutzte der Junker, raffte ſich auf und mit der Linken ſein Mädchen, mit der Rechten ſein gutes Schwert faſſend, ſchwang er ſich hinter den ſchützenden Eichenſtamm, und erwartete in dieſem Zuſtande der Vertheidigung die Angriffe ſeiner Feinde. Dieſe ſäumten ihrerſeits auch nicht, ihr blutiges Vorhaben zu erneuern, umringten den dicken Stamm der gewaltigen Eiche, und drangen mit ihren langen Spie-

ßen auf den Jüngling ein. Ihr fluchwürdiges Beginnen ward aber ihr eigenes Verderben, denn ſobald ſie mit der Spitze ihrer Lanzen, welchen ſich Bruno durch geſchickte Wendungen zu entziehen ſuchte, den Eichſtamm berührten, ſank einer nach dem andern entſeelt zu Boden, ſo daß am Ende der Junker Raum faſſen, und die Mörder, deren nur noch zwei waren, mit dem Schwerdte angreifen konnte. Ein raſch ausgeführter Stoß ſtreckte den Einen nieder, der Letzte ſuchte ſein Heil in der Flucht. — Jetzt war das verrathene Liebespaar gerettet, fünf fremde ſtarke Männer lagen todt auf dem Raſen, der ſechſte von Bruno's Schwert Durchbohrte wälzte ſich in furchtbaren Windungen im eigenen Blute und mit Schrecken und Entſetzen erkannten die Liebenden in ihm den verhaßten Verlobten Roſa's, welcher noch ſterbend der Jungfrau fluchte und in den letzten Lauten ſeines Todesröcheln das Bedauern ausſprach, daß die blutige That nicht gelungen ſei. Bruno und Roſa hatten nun nichts eiligeres zu thun, als nach Magdeburg zurückzukehren, das wunderbare Ereigniß zur Anzeige zu bringen und den Seidenhändler Wilbrand um ſeinen Segen zu der ſo ſichtbar von der Vorſehung gut geheißenen Verbindung zu bitten. Dieſer war durch den entflohenen Mörder ſchon hinlänglich unterrichtet und dankte Gott, daß ſein einziges, geliebtes Kind nicht die Gattin eines Mannes geworden war, welcher ſich bis zum vorſätzlichen Mord hatte erniedrigen können. Bruno

und Rosa wurden bald ein glückliches Ehepaar, bei erfolgter Aufhebung der um die Eiche in der Kreuzhorst liegenden Leichname aber fand man am Stamme der Eiche das vor langer Zeit vom Erzbischof Norbert gemachte Zeichen des Kreuzes und erkannte nun, daß jener Baum die alte heilige Eiche sei, welche vom großen Sachsengott Thor beschützt werde, der sich einst jenem frommen Kirchenfürsten offenbart habe. Noch soll diese heilige Eiche vorhanden und unter ihren dichten Zweigen ein leises Säuseln, wie das harmonische Rauschen einer Aeolsharfe, zu vernehmen sein.

Die gold'ne Hand.

Die vormalige Koquische Zuckersiederei, gleichsam eine Insel bildend, da wo sich gegenwärtig das Militairbekleidungs-Depot befindet, ein Platz, auf welchem die Hellenstraße, die kleine steinerne Tischstraße, die

grüne Armstraße und die Trönsbergstraße zusammenstoßen, hat den Namen „zur gold'nen Hand, einem eben so wunderbaren als merkwürdigen Ereigniß zu verdanken gehabt, wenn man der dunkeln Volkssage glauben darf, die noch heute über dem dortigen Boden schwebt. Wir theilen sie unsern Lesern nach den uns zufließenden Quellen ohne Rücksicht auf Glaubwürdigkeit in den folgenden Blättern mit, es für ein Verdienst haltend, sie für die Nachwelt zu bewahren.

An der Stelle wo gegenwärtig das Militairkleider-Depot, vorher die Koquische Zuckersiederei, steht, befand sich im grauen Alterthume, wo Magdeburg bei weiten den heutigen Umfang nicht hatte, ein ansehnliches Haus, über dessen Eingangsthüre eine in Stein gehauene goldene Hand prangte, die noch Jahrhunderte lang daselbst gesehen worden ist und wovon sich der Name „bei der gold'nen Hand" bis heute erhalten hat.

Es war im Jahre **1058**, als die Kaiserin Agnes, Witwe des am **5.** Oktober **1056** verstorbenen Kaisers, Heinrich **III.** und Mutter des damals nur 7jährigen Kaisers Heinrich **IV.** sich in Magdeburg befand und daselbst das Osterfest feierte. Sie wohnte in dem erzbischöflichen Palast, wo der damalige Erzbischof Engelhardt alles Mögliche that, um der hohen Gebieterin, welche die Zügel der Regierung in Vormundschaft ihres Sohnes, des jungen Kaisers, führte, den Aufenthalt so angenehm als interessant zu machen.

Engelhardt war von Perſon ein ſchöner Mann, damals in ſeinen beſten Jahren und wegen ſeiner anerkannten Rechtſchaffenheit, ſo wie wegen ſeines äußerſt gutmüthigen und leutſeligen Charakters von Jedermann geliebt und geachtet. Wenn die Vornehmſten und Niedrigſten ſeine Tugenden prieſen und überall unerſchöpflich waren in ſeinem Lobe, ſo vermochten ſie daneben den Wunſch nicht zu unterdrücken, daß er ſeine übergroße Neigung zum weiblichen Geſchlecht, die ihm ſchon manchen unangenehmen Auftritt zugezogen und ſeinen ſonſt lobenswerthen Wandel vielfältig befleckt hatte, mehr zügeln möchte. Sein Ruf würde indeß weniger gelitten haben, wenn er bei ſeinen Liebſchaften nicht allzuſehr die Veränderung geliebt, vielmehr einem Gegenſtande im Stillen ausſchließend ſeine Beſuche gewidmet hätte. Im Gefolge der Kaiſerin befand ſich unter ihren Frauen ein Fräulein Namens Helene von Zamora, zwar von einem alten böhmer Adel ſtammend, aber eben ſo arm als genuß- und vergnügungsſüchtig. Helene war bezaubernd ſchön, kannte die Allgewalt ihrer Reize und ſchien es ſich wohl angelegen ſein zu laſſen, der um ſie herum ſchwärmenden Verehrer und Anbeter ſoviel als möglich, ohne Rückſicht auf Alter und Schönheit, in ihrem Zaubernetze zu fangen, nur Reichthum und hoher Stand waren die unerläßlichen Bedingungen, auf welche ſie mit ſchlauer Vorſicht hinblickte. Wenn ſich nun auch keiner ihrer begünſtigſten Liebhaber eines größeren Vorzugs

als eines gewiſſen, zwar vertraulichen, aber immer in den Schranken der Keuſchheit und des höchſten Anſtandes ſich bewegenden Umgangs rühmen konnte, ſo hatte dennoch ihr guter Leumund einen ſo erheblichen Schaden erlitten], der ſich, ſo lange ſie in Magdeburg war, nicht wieder heilen ließ. Sie ward von der Kaiſerin Mutter zwar reich beſchenkt, doch in großer Ungnade entlaſſen.

Es war an einem trüben Herbſtmorgen, als die neunzehnjährige Jungfrau mit verweinten Augen in ihrem Zimmer ſaß und darüber nachſann, wohin ſie ſich wenden und wie ſie ihre künftige Lebensweiſe einrichten möge, denn ſie war, wie ſchon oben bemerkt worden, blutarm, und hatte in Böhmen eine ebenſo arme Mutter, welche von ihrer und ihrer beiden Brüder, die ſich in Militairdienſten befanden, Unterſtützung lebte und die ſie nur ungern aufgenommen, auch wohl mit verdienten Vorwürfen überhäuft haben würde, wenn ſie die Urſache ihrer Entlaſſung vom kaiſerlichen Hofe erfahren hätte. In dieſer trüben Gemüthsſtimmung wurde ſie höchſt unerwartet vom Erzbiſchof überraſcht.

Der galante, im Umgange mit gebildeten Frauen routinirte Engelhardt trat vorſichtig bei ihr ein und redete ſie an: „Wollet meinen raſchen Eintritt entſchuldigen, holdes Fräulein! und von mir den Troſt und die Hülfe annehmen, deren Ihr in dieſem Augenblicke wohl bedürfen werdet! Troſt bring' ich Euch

mit der Erinnerung an das Euch gewiß bekannte Sprichwort: „daß Fürſtengunſt einem heitern Sonnenblick gleiche, welcher gar leicht von einem vorüberziehenden Gewölk getrübt werde," darum darf man deßhalb den Muth nicht verlieren, denn das beglückende Sonnenlicht leuchtet überall und die Erde iſt überall des Herrn. Aber der augenblicklichen Hülfe bedürft Ihr und dieſe biet' ich Euch nicht allein mit meiner Freundſchaft, ſondern mit einem Antrage, deſſen Erfüllung von Eurer Seite mich entzücken würde. Seht! Ihr werdet, wie ich mir leicht denken kann, für den Augenblick in Verlegenheit ſein, wohin Ihr Euch wenden, welche Lebensbahn Ihr betreten könnet. Dafür hab' ich, wenn Ihr mir vertrauet, geſorgt. Bezieht mein freundliches Sommerhaus im Oſten der Stadt, das Ihr oft geſehen, und an welchem Ihr, wie ich mich mit Vergnügen erinnere, oft ſchon Gefallen gefunden habt. Nehmt Euch eine treue Dienerin, wohnt darin, ſo lange Ihr wollt, ſehet es als Euer Eigenthum an und laßt — damit Ihr einen Nothpfennig behaltet — mich auch für Euern ſtandesmäßigen Unterhalt ſorgen! Nur einen freundlichen Blick, nur die Erlaubniß, mich bisweilen perſönlich nach Euerm Wohlſein erkundigen zu dürfen, verlange, nur darum bitt' ich Euch, und dieſes Intereſſe ſoll mein höchſter Lohn und wird weder Eurer Ehre noch Eurer Lebensweiſe, die Ihr Euch beſtimmen werdet, gefährlich ſein! —

Helene kannte wohl den Charakter und die ge-

wohnte Lebensweise des in der Liebe zu schönen Frauen so leidenschaftlichen als veränderlichen Erzbischofs und mußte folglich seine Absichten auf sie errathen, aber sie war eines Theils wirklich in augenblicklicher, großer Verlegenheit, andern Theils zu spekulativ und zu klug in ihren feinen Berechnungen, als daß sie die ihr dargebotene Gelegenheit, sich noch einige Mittel zu ihrem anständigen Fortkommen zu verschaffen, hätte vorbeigehen lassen sollen. Sie stellte sich zwar, als ob sie den Antrag ablehnen müsse, schützte den gar bösen Leumund vor, welchem ihr guter Ruf blosgestellt werde, und schalt dabei unter vielen Thränen auf die Undankbarkeit der Kaiserin Mutter, der sie so treu gedient und daß sie sich nie etwas vergeben habe, was ihren Tugendspiegel nur einigermaßen zu trüben vermöge, wobei sie den Entschluß aussprach, ohne allen Anstand gen Böhmen aufzubrechen und sich ihrer Mutter in die Arme zu werfen, allein der verliebte Erzbischof war auf diese und alle andern Einwendungen schon vorbereitet, er nahm eine Schriftrolle aus der Tasche seines faltigen Gewandes und las der erstaunten Jungfrau eine Urkunde vor, nach welcher er sie als eine nahe Verwandte in Schutz genommen und ihr das oben genannte schöne Haus geschenkt hatte. Die Schenkung war mit allen damals üblichen Rechtsformen abgefaßt und sogar von der Kaiserin Agnes, welche ihren Wunsch ausgesprochen hatte, daß Helena in Magdeburg bleiben möge, vollzogen. —

Eine ſo zarte, eine ſo für ihr Wohl durchdachte Fürſorge hatte die überraſchte Jungfrau nicht erwartet. Sie ſchämte ſich ihrer Verſtellung, ward von dem innigſten Gefühl der Dankbarkeit übermannt und benetzte die Hand des hochherzigen Engelhardt ſie an ihre Lippen preſſend, mit heißen Thränen, ja ſie war ſo von Wehmuth und Dankbarkeit ergriffen, daß ſie demſelben nicht wehrete, ſie zu umarmen und die ſchöne Stirn und die von perlenden Thränen befeuchteten Wangen mit Küſſen zu bedecken. Am Nachmittage deſſelben Tages noch zog ſie mit einer bejahrten Dienerin, für welche Engelhardt ebenfalls väterlich geſorgt hatte, in das geſchmackvoll eingerichtete Haus ein. Nun begann für ſie ein ganz neues, ein wider aller Erwartung, mit Ehre und Achtung wie mit ſtets abwechſelnden Freuden durchflochtenes Leben, denn aus allen höheren Ständen empfing ſie Beſuche, welche ſie als die Nichte des allgemein geliebten Erzbiſchofs begrüßten und in dem Beſtreben ſie angenehm zu unterhalten und ihr ſtets Freude und Vergnügungen zu ſchaffen wetteiferten. Nur ſelten beſuchte ſie der Erzbiſchof, hatte aber mit ſo geheimnißvoller Weiſe für die nöthigen Mittel zu ihrer ſtandesmäßigen Unterhaltung geſorgt, daß ſie gar nicht wußte, woher ihr Alles ſo reichlich zufloß und daß ſie ihren angebornen Hang zur Pracht und Luxus in und außer dem Hauſe nach Herzensluſt befriedigen konnte..

Sie hatte bei ihrem Einzuge ein niedliches Schmuck-

käſtchen vorgefunden, in welchem ſich außer verſchiedenen Pretioſen eine Partie Goldſtücke befanden, wovon ſie ihren kleinen Haushalt immer beſtritt, bevor dieſe Summe verbraucht ſei, wollte ſie von dem väterlichen Freunde kein Geld annehmen und Engelhardt zürnte nicht ſelten, wenn er ſich mit ſeinen Unterſtützungen, die er ihr anbot, zurückgewieſen ſahe, Helene aber beruhigte ihn mit der kindlich offenen Verſicherung, daß ſie es aufrichtig bekennen werde, wenn der Fall eines neuen Bedürfniſſes eingetreten ſei. Sei es nun, daß der Erzbiſchof dieſen Fall abzuwarten Willens war, ehe er es wagen mochte, die Tugend der ſittig ſchönen Jungfrau zu verſuchen, oder hatte er einen andern vor ihr noch geheim zu haltenden Plan, kurz er hatte bisher noch nichts unternommen, was das Vertrauen ſeines reizenden Pfleglings in ſeine ehrenhaften Geſinnungen erſchüttern konnte. Eines Morgens war Helene früher als gewöhnlich aufgeſtanden, um mit einer Freundin eine Landparthie über die Elbe zu machen, als ſie wegen einer wunderbaren Erſcheinung in Furcht und Schrecken gerieth. Auf einem kleinen Tiſche neben ihrem Bette ſtand nämlich ihr den Abend vorher wohl verſchloſſenes Schmuckkäſtchen, es war geöffnet, und alle Pretioſen lagen loſe und frei daneben. Gewiß — ſo dachte ſie, — hatte ein Dieb das Geld daraus geſtohlen und aus Furcht entdeckt zu werden abſichtlich den Schmuck liegen gelaſſen; — aber wie erſtaunte ſie, als ſie die Börſe, in der nur noch we-

nige Goldstücke befindlich gewesen waren, wieder frisch gefüllt und das Doppelte derjenigen Summe vorfand, die sich Anfangs darin befunden hatte. Sie rief ihre Dienerin und machte ihr den Vorwurf, daß sie wahrscheinlich im Einverständniß mit dem Erzbischof und mit dessen Beihülfe die Börse gefüllt habe, aber die redliche, keiner Lüge und Verstellung fähige Alte wieß diese Beschuldigung mit den heiligsten Versicherungen zurück und war noch mehr erstaunt, als ihre Herrin, da diese ihr Schlafzimmer von innen verschlossen und das Schmuckkästchen in einem festverwahrten Schranke stehen gehabt hatte. Demohngeachtet wurde Engelhardt, als er einige Tage darauf erschien, von dem Ereigniß in Kenntniß gesetzt, wobei ihm Helene die vielen Goldstücken zeigte und sie ihm, unter der Beschuldigung, daß nur Er und kein Anderer der geheime Geber sein könnte, zurückgeben wollte. War aber schon die alte Dienerin wegen solcher Beschuldigung gereizt gewesen, so wurde es der Erzbischof um so mehr, ja er beheuerte nicht nur, daß er der geheime Geber dieser Goldstücke nicht sei, sondern auch daß er die gleich Anfangs in dem Schmuckkästlein vorgefundene Börse nicht gefüllt, daß er deßhalb auch jetzt, wie immer, eine Summe Geldes bei sich habe, die er ihr einhändigen wolle, da er sich nicht erklären könne, wie sie stets die ihr von ihm angebotenen Unterstützungen abgelehnt habe. Engelhardt würde bei alledem wenig Glauben gefunden haben, er ward

aber jetzt auf einmal von einem Mißtrauen in die Tugend Helenens, sowie von einer Art Eifersucht gegen sie dergestalt ergriffen, daß er sich nicht länger mäßigen und sich der schneidensten Vorwürfe und Beschuldigungen geheimer Verständnisse mit anderen reichen Männern nicht enthalten konnte. Das unglückliche Mädchen konnte nur mit Thränen antworten, sie fühlte sich dem ehrwürdigen Fürsten mit zu großer Dankbarkeit verpflichtet, als daß sie einer Verstellung hätte fähig sein können und dieser schien endlich auch durch ihre Versicherungen und heiligen Schwüre so weit beruhiget, daß er den Gedanken festhielt, es müsse irgend ein reicher Lüstling Absichten auf die schöne Pseudo-Nichte haben, und durch glänzende Goldspenden auf geheimen Wegen ihre Gunst zu erwerben trachten. Es ward von beiden Theilen, dem Erzbischof und Helenen, beschlossen, die noch vorhandenen Goldstücke aufzubewahren und, wenn sich der Geber nicht ermitteln lasse, sie zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden.

Mit eigener Hand zählte der Erzbischof die vielen Goldstücke durch und legte sie in ein kleines Schubfach des Schmuckkästleins, wogegen er die Börse mit anderen Goldmünzen füllte und, nachdem er der Jungfrau mancherlei Rathschläge gegeben hatte, wie sie dem geheimnißvollen Goldspender auf die Spur kommen könnte, sich fröhlich und wohlgemuth entfernte. Von nun an war er öfterer bei der schönen

Nichte und wußte ihr durch kleine Feten, welche ſie auf ſeine Koſten in den ſchönen Gemächern arrangiren mußte, ſo wie durch werthvolle Geſchenke an Putz und Juwelen, die er ihr von Zeit zu Zeit verehrte, ſo an ſich zu kirren, daß die eitle Dirne täglich mit Verlangen ſeinem Beſuche entgegen ſahe. Gold iſt der Prüfſtein der Tugend und an der glänzenden Klippe reicher Geſchenke iſt ſo manches Keuſchheitsſchiff geſcheitert, ja manches arme und grundſätzlich tugendhafte Mädchen würde die ſchönſte Zierde eines Weibes, den unentweih'ten Jungfrauenkranz bewahrt haben, wenn nicht der ſchlaue Götze, Gold, ihre Eitelkeit bethört und ſie in den finſtern Hallen ſeines Tempels irre geführt hätte. Helene war, wie wohl ſie nie laſterhaft geweſen, im Gegentheil feſt in den Grundſätzen reiner Sittlichkeit, nur aber leichtſinnig und eitel, ihrem Falle nahe und würde ohnfehlbar in den fein gelegten Schlingen hängen geblieben ſein, zwiſchen welchen ſie leichten Sinnes und harmlos umherwandelte, wenn ſie nicht in Zeiten ein wunderbares Ereigniß gerettet hätte. Eines Tags beſuchte ſie, als ſie in der Abendämmerung ſinnend am Rocken ſaß — denn zu jener Zeit ſpannen die Frauen Wolle und wußten noch nichts vom Strumpfſtricken — und auf die mit einer weißen Schneedecke belegte Straße ſchaute, der Erzbiſchof, um, der Gewohnheit nach, ein Stündchen mit ihr zu plaudern; ein Diener, welcher ihn begleitete, brachte allerhand Leckereien an feinen

Speiſen und Getränken mit, und Helenen hätte an dem kalten unfreundlichen Tage, wo ſie weder ausgehen noch eine ihrer Freundinnen erwarten konnte, nichts gelegener kommen können, ſie aß und trank und war, wider alle Gewohnheit, ſo überaus heiter und munter, daß ſie der Erzbiſchof zum erſten Male in ſeine Arme ſchloß, und ſich glücklich prieß, ſein freudeloſes Leben, in welchem ihn ſein Stand zur Eheloſigkeit verurtheile, wenigſtens bisweilen durch ihren Umgang mit den Blumen der irdiſchen Glückſeligkeit ſchmücken zu können. Helenen that es in der Seele weh, daß der lebensfriſche, geſunde und kräftige Mann, wie ein blühender Fruchtbaum in der dürren Wüſte, verſchmachten müſſe und ohne Beziehung auf ſich ließ ſie ſeinen etwas frivolen Grundſätzen volle Gerechtigkeit widerfahren, ja ſie ſchmeichelte der Sinnlichkeit des eiteln Mannes mit dem Lobe ſeiner ſchönen Geſtalt und allen Frauen imponirenden Männlichkeit in einem ſolchem Grade, daß der vom Genuß des Weins erhitzte Kirchenfürſt die Maske der Beſcheidenheit und bisher beobachteten Enthaltſamkeit fallen ließ, die nicht minder vom Geiſt des ſüßen Traubenſafts der Spähre jungfräulicher Sittſamkeit entrückte und einem bedeutenden Sinnenrauſche zugewandte Nichte näher an ſich zog und ihr im traulichſten Gekoſe ſeine Liebe erklärte. Schon breitete der Genius der Unſchuld ſeine Flügel um ſich aus dem Tempel der Sünden emporzuſchwingen und nie wieder zu kehren, ſchon miſchte ſich die

rohe Feuergluth der brennenden Küſſe, — da klirrten ſchwere Ritterſporen vor dem Zimmer, die Thür ward geöffnet und ein vom Kopf bis zu den Füßen Geharniſchter ſchritt ſtolz und kühn näher. Erſchrocken u. zornentbrant erhob ſich Engelhardt, vermochte aber nicht dem Gewaltigen ein unfreundliches Wort zu ſagen, denn dieſer leuchtete, wie die ſengende Mittagsſonne, und ſtrömte ſo feurige Strahlen aus, daß der bleiche Sünder betäubt auf den Seſſel zurück ſank und nichts weniger fürchtete, als daß ein höheres Weſen erſcheine, deſſen ausſprühende Flammen ihn verzehren würden. Auch Helene zitterte und glaubte in der glänzenden Erſcheinung einen Engel oder einen von Gott geſandten Retter zu ſehen, welcher den Erzbiſchof vor ihren Augen vernichten und ihr, im mildeſten Falle eine ſchwere Buße auferlegen werde. Beide aber ſtaunten als der feurige Ritter weiter nichts gegen ſie unternahm, als daß er ſich zwiſchen ſie hinſtellte, ſeinen Blechhandſchuh von der Rechten ſtreifte, auf den Tiſch legte und ſich dann ebenſo lautlos, als er gekommen war, entfernte. Engelhardt war der Erſte, welcher ſich ermannte; er lachte u. erklärte die Erſcheinung des Unbekannten für einen eben ſo tollen als ungeziemenden Scherz und war eben im Begriff die immer noch vor Furcht zitternde Jungfrau wieder in ſeine Arme zu ſchließen, als er auf einmal einen ſo gewaltigen Schlag auf die Wange empfing, daß er zu Boden fiel und regunslos liegen blieb, Helene

aber sahe ganz deutlich, wie eine kräftige Mannesfaust den Blechhandschuh ergriffen und den Erzbischof damit niedergeschlagen hatte, dieser mußte, als er sich wieder etwas erholt hatte, von seinem Diener emporgehoben, und dann in einer Sänfte nach Hause getragen werden, Helene aber war so von Schreck bewegt, daß sie sich augenblicklich aufs Lager warf, ihre Zofe herbeirief und dieser an ihrem Bette zu wachen befahl. In der Nacht fing sie an irre zu reden und gebot der Dienerin die goldne Hand vom Tische wegzunehmen und fortzutragen, die ehrliche Alte aber sahe weder eine Hand noch einen Blechhandschuh und hielt ihre junge Gebieterin für krank oder in Folge des vielleicht zuviel genossenen Weines für berauscht. Erst nach Mitternacht konnte jene einschlummern und glaubte am Morgen drauf selbst, daß sie geträumt oder einen Rausch gehabt habe, da sie den Tisch leer fand und weder eine Hand noch einen Blechhandschuh erblickte. Mehrere Tage vergingen, ohne daß Helene vom Erzbischof wieder besucht ward, sie hörte, daß er bedenklich krank u. erfuhr bald darauf aus dem Munde seines treuen Dieners, der ihn aus ihrer Wohnung nach Hause geschafft hatte, daß er an der Wange, worauf er den Schlag erhalten, mit dem Zeichen einer vollständigen Männerhand versehen, daher außer Stande sei, sich öffentlich sehen zu lassen. So leid es der dankbaren Jungfrau that, daß der Mann, welcher sich bisher ohne Eigennutz und Interesse als ihn Beschützer

und Wohlthäter gezeigt hatte, um ihretwillen Schmerz tragen und leiden mußte, so wenig konnte sie sich verheimlichen, daß sie ohne Dazwischentritt des ihr so unerklärbaren aber gewiß von höherer Hand geleiteten Ereignisses ein Opfer der Sinnenlust desselben geworden sein würde; sie dankte daher dem lieben Gott recht aufrichtig für die Errettung aus der großen Gefahr, in der sie geschwebt hatte, betete zum Erstenmale aus der Tiefe ihres Herzens um Stärke um Kraft zur Tugend und gelobte täglich dem himmlischen Vater, sich wahrhaft zu bessern, das bisher bewohnte Haus der Sünde bald zu verlassen und auch von dem Erzbischof keine Geschenke mehr anzunehmen. Sie hatte einen Bruder in Prag, den sie unter allen ihren Verwandten am meisten liebte und dem sie ihr Schicksal mit der Bitte meldete, sie bald von Magdeburg abzuholen und ihre künftige Laufbahn zu bestimmen. Eines Nachts, als sie mit dem Gedanken an diesen geliebten Bruder und mit dem festen Vorsatze, jeden Umgang mit dem Erzbischof abzubrechen, eingeschlafen war, erwachte sie in der Mitternachtsstunde von einem Geräusch ermuntert, welches sich in ihrem Zimmer hören ließ. Es ließen sich Männertritte vernehmen, die Thüren und Fenster flogen auf und ein heulender Sturmwind pfiff durch alle Räume des Hauses. Als sie sich vom Lager emporrichtete und umherschau'te, erblickte sie einen weißgekleideten, wunderschönen Jüngling, der im Zim-

mer emſig umherlief und Alles, was er mit den Händen faſſen konnte, ergriff und zum Fenſter hinaus warf. Es war zwar mitten in der Nacht und brannte kein Licht im Zimmer, dem ohngeachtet war es ſo klar und hell um ſie, daß ſie alle Gegenſtände deutlich erkennen konnte, insbeſondere ſahe ſie das ſchöne, ausdrucksvolle Geſicht des Jünglings und bemerkte ebenſo, daß das Licht, durch welches das Innere ſo hell erleuchtet ward, von der Hand des jungen Mannes ausſtrömte, die wie pures Gold glänzte und einen ſolchen Gluthſtrahl verbreitete, daß ihre Augen, ſchmerzhaft geblendet ſich abwenden mußten. Der in jener alten Zeit auch unter den höheren Ständen noch tief gewurzelte Aberglaube ließ ſie nicht zweifeln, daß der ſchöne Jüngling ein Engel und in der Abſicht erſchienen ſei, um ihre Wohnung von den Sündenſpenden und Geſchenken des frivolen nach ihrer Unſchuld lüſternen Kirchenfürſten zu ſäubern, auch ſchien ſie ſich in dieſem Glauben nicht geirrt zu haben, denn als ſchnell vor ihren Augen die Erſcheinung verſchwunden und ſie nach kurzem Schlummer vom Lager aufgeſtanden war, fand ſie bei näherer Unterſuchung, daß alle Geſchenke, die ſie vom Erzbiſchof erhalten hatte, Geld ſowohl als Pretioſen, Schmuck- und Putzſachen ſowie viele andere Luxusgegenſtände entweder zertrümmert oder fortgeworfen waren, nur die früher auf geheimnißvolle Art zugebrachten und unberührten Goldſtücke waren noch vorhanden und auf dem kleinen

Tiſche neben ihrem Bette lag wieder der räthſelhafte Blechhandſchuh, welcher aber diesmal wie pures, gediegenes Gold glänzte und aus welchem der Theil eines über dem Handgelenk abgeſchnittenen Arms oder vielmehr eine Hand mit einem kurzen Armſtumpfe hervorragte. Das Ereigniß war alſo weder ein Traum noch waren Diebe oder Räuber im Hauſe geweſen, welche gewiß der ſchönen Goldſtücke ſich bemächtiget und in der Vernichtung der Sachen keine ſolche Auswahl gemacht haben würden. Lange betrachtete ſie den ſchönen blankpolirten Blechhandſchuh ohne daß ſie Muth hatte, ihn zu berühren, als ſie aber bedachte, daß dieſes lebloſe Inſtrument ihr keinen Schaden zufügen könne, hob ſie ihn empor und war erſtaunt über ſein nngeheueres Gewicht, das im Verhältniß zu ihren Kräften viel zu ſchwer war, als daß ſie ihn hätte handhaben könnnen, ſie mußte ihn fallen laſſen und erfuhr nun erſt, daß nicht der Blechhandſchuh ſondern ſein Inhalt, eine ſo große Schwere hatte. Dieſer Inhalt, welcher auf die Diele fiel, war nämlich nichts anderes, als eine ſchön geformte Manneshand von puren maſſivem Golde, mit Fingern und Nägeln, Gliedern und Gelenken ſo kunſtreich gearbeitet, daß man auf der äußeren Fläche die Adern, in der innern oder holen Hand aber die feinſten Striche uud Linien unterſcheiden konnte. Nur mit der größten Anſtrengnng vermochte die ſtarke und kräftige Jungfrau dieſe goldene Hand aufzuheben und zu regieren; ſie

ließ beide Stücke, die goldene Hand und den Blechhandschuh, auf dem Tische liegen und war jeden Tag, jede Nacht neuer Ereignisse gewärtig, denn sie glaubte fest, daß der schöne Jüngling oder Engel wiederkehren und diese Zeichen seiner gewaltigen Kraft wieder abholen werde. Doch die Zeit verstrich in vergeblicher Erwartung, der Blechhandschuh und die gold'ne Hand blieben auf dem Tische liegen und wurden von vielen Neugierigen besehen und bewundert, besonders betrachteten sachverständige Goldarbeiter und andere Künstler die schön gearbeitete Hand mit vielem Interesse und schätzten sie zu einem überaus hohen Werthe ab.—

Es war in demselben Jahre (1058) noch, als ein Benediktiner-Mönch aus Florenz den neuen Mönchsorden zum schattigen Thale, **Ordinem vallis umbrosae** gestiftet und Pabst Gregor **VII.** denselben bestätigt hatte. Noch ehe dies allgemein bekannt und als in Magdeburg noch kein solcher Ordensbruder gesehen worden war, trat eines Morgens in das Zimmer Helenens ein in eine graue Mönchskutte gekleideter Mann mit langen, eisgrauen Barte ein; er trug eine spitze ebenfalls graue Mütze, an den Händen graue Handschuhe von groben Filzgewebe, an den Füßen graue Socken von Haartuch. Gelobt sei Jesus Christus! redete er die Jungfrau an, laßt Euch es nicht befremden, wenn ich ein paar ernste Worte mit Euch sprechen werde, die ich nicht für mich sondern im Auftrage eines meiner Oberen vorzubringen habe!

„Sprecht! sagte Helene — zuvor, aber sagt mir, von welchem Orden Ihr seid, da ich Euer Kleid nicht kenne und wohl wissen darf, welcher Mönchsorden ein Recht oder ein Interesse haben mag, mit mir Worte zu wechseln! — Ich bin ein Bruder des erst vor Kurzem gestifteten Ordens „vom schattigen Thal" fuhr der Mönch fort, und bring Euch Antwort auf das Schreiben an Euern Bruder, den Schirmvoigt unsers Klosters zu Prag. — Hier unterbrach das Fräulein den grauen Mönch mit freudigem Erstaunen und sagte: o! dann seid mir tausendmal willkommen, frommer Bruder! was macht mein geliebter Bruder und wie ist er zu der Schirmvoigtei des Klosters gekommen, der tapfere Kämpe? Er ist gesund und wohl, sprach der Mönch weiter, das Uebrige werdet Ihr von ihm selbst hören. Jetzt vernehmt meinen Auftrag, da ich Eile und noch mancherlei mit dem Erzbischof zu besprechen habe! der Herr Schirmvoigt, Euer Bruder läßt Euch grüßen und durch mich, seinen vertrauten Freund fragen: ob Ihr nach dem, was, wie Ihr ihm gemeldet, mit Euch in Magdeburg vorgegangen und wodurch Euer guter Name gar sehr gefährdet worden, entschlossen wäret, seinem Rathe, der auf Euer künftiges Wohl gerichtet sei, unbedingt Folge zu leisten? — Hier hielt der Mönch einige Augenblicke inne und fuhr dann fort: Euer Schweigen soll mir ein einfaches Ja sein, darum entledige ich mich meines Auftrags! Ihr sollt Euch erklären, ob

Ihr es vorziehet, Eure Tage in den Mauern eines Klosters zu zubringen oder einem Manne die Hand zum ehelichen Bunde zu reichen, den Ihr nicht eher sehen werdet, als bis er kommen und Euch als seine Hausfrau mit fortnehmen wird. Diesen Mann sollt Ihr daran erkennen, daß er die gold'ne Hand, in deren Besitz Ihr Euch befindet, an den Stumpf seines rechten Armes passen und mit ihr gleich wie mit einer ordentlichen Hand greifen wird. Also erklärt Euch edles Fräulein! das Kloster oder die Welt mit einem Gemahl der Euch lieben und ehren wird, das Kloster in welchem Ihr Euer Leben lang in jungfräulicher Keuschheit nach dem himmlischen Bräutigam trachten und Euern Leib kasteien und beten müßt, oder einen Gemahl, an dessen starker Brust Ihr in den rauhen Lebensstürmen Schutz finden und in dessen reizenden Schlössern Ihr des Weibes schönste Bestimmung, die Erziehung Eurer Kinder erfüllen könnt! —

Der graue Mönch hatte geendet und wartete unruhig auf Erklärung, Helene aber sahe ihn zweifelnd mit den schönen, blauen Augen an und sagte: Warum malet Ihr, frommer Bruder! das frische Lebensbild an der Hand eines Gemahls schöner als das stille Klosterleben, zu welchem mich von Jugend auf ein inneres Gefühl hingezogen das aber das in diesem Hause geführte ungebundene Weltleben schier erstickt hat? Seid Ihr auch beauftragt, mir mit Eurem Rathe an die Hand zu gehen? O! dann sprecht ihn

aus dieſen Rath! bei der heiligen Gottesmutter! ich werde nimmer bereuen, ihn befolgt zu haben, denn Euer Stand und ehrwürdiges Alter ſind mir ſichere Bürgen, daß Euer Rath gut ſein und mein Wohl glücklich beſtimmen werden.

Das darf ich nicht, meine Tochter! ſagte hierauf der Mönch, doch ſteht es bei mir, Eurer Erklärung Aufſchub zu bewilligen bis zu dem Augenblicke, wo Ihr den Mann, der mit dem Verlangen nach der gold'nen Hand um Euch werben wird, ſehen werdet! aber dann habt Ihr keine Zeit mehr Euch länger zu beſinnen, müßt Euch vielmehr ſogleich dem Manne auch dem ungeliebten, oder dem Kloſter ergeben, welches Euch ſeinen Repräſentanten ſenden wird! Ehe dieſer Moment erſcheint, wird die Sonne noch dreimal ihren Lauf vollenden, und Ihr könnt dieſe Zeit benutzen um Euch zu prüfen und einen beſtimmten Entſchluß zu faſſen! —

Der Mönch nahm, indem er ſich entfernte, die Erklärung Helenens mit, daß ſie ſeinem nur gethanen Ausſpruche Folge leiſten und in der ihr gegönnten dreitägigen Friſt eine gewiß feſte und unabänderliche Entſchließung faſſen werde. Aber es war nicht ſo leicht, als es ſich die im freien Waldleben auferzogene, an Freude und Genuß am üppigen Hofe der prachtliebenden Kaiſerin Mutter gewöhnte Jungfrau gedacht hatte. Sie hatte zwar in früher Jugend eine ganz abſonderliche Neigung zu der ſchönen, heiligen Stille

in der einsamen Klosterzelle, zu dem Umgange mit frommen ehrwürdigen Schwestern gehabt und die Vergänglichkeit des freien Weltlebens mit seiner Eitelkeit begriffen, der lebensfrohe genußsüchtige und für die unerschöpflichen Reize der Liebe empfängliche und täglich darnach haschende Erzbischof Engelhardt hatte aber mit seinen Grundsätzen diese Neigung nach und nach niedergekämpft, daher konnte Helene in der Wahl und Bestimmung ihres Entschlusses nicht länger zweifelhaft sein. Wozu schuf Gott der Herr — frug sie sich — die Geschlechter? Schuf er nicht das Weib ganz besonders, daß es die zarten Keime der Menschheit in seinem Schooße erwärme, sie pflege und zu stets forttreibenden, sich vermehrenden und vervollkommenden Pflanzen erziehe? Was würde aus der Welt werden, wenn das Weib dem Triebe der Fortpflanzung entsagen und auch der kräftige Mann in der düstern Klosterzelle zur Mumie vertrocknen wollte? Nein die Natur aller Geschöpfe ist unsere große Lehrerin und weiset uns auf die wahren und richtigen Pflichten hin, mit deren Nichterfüllung wir das heilige Naturgesetz übertreten und uns, in thörichter Verblendung, an dem Willen des Weltenschöpfers versündigen! und ach! wie schön, wie groß, wie selig muß das Gefühl der Liebe sein, das ich bis jetzt nur geahnet, noch nie wahrhaft empfunden habe! Ach! wie glücklich würde ich in der Liebe eines Mannes sein, der so schön, so bezaubernd wäre, wie jener Engel, der sich mir als

ein holder, blühender Jüngling offenbarte, als er mein Zimmer von sündhafter Eitelkeit reinigte!

So philosophirte die Schwärmerin, flocht in alle Kränze ihrer stillen Betrachtungen das noch frisch in ihrer Erinnerung ruhende Bild des engelschönen Jünglings und war entschlossen auch lieber den weniger oder unschönen Gatten zu wählen, als ihr Liebe verlangendes Herz in kalten Klostermauern verschmachten zu lassen. Vielleicht ist es ein schöner kräftiger Ritter — dachte sie — der um dich wirbt, darauf deutet ja schon der kriegerische Schmuck des Blechhandschuhes, wie] sehr wahrscheinlich die „gold'ne Hand" auf seinen Reichthum, auf schöne Burgen und Schlösser, vielleicht gar auf Scepter und Krone hin! Am Abende vor dem dritten Tage legte sie sich, nach einem längeren und innigern Gebet unerschüttert in dem einmal gefaßten Entschlusse nieder, träumte die halbe Nacht über von dem engelschönen Jünglinge der sie als zärtlicher Gatte in seinen Armen hielt und mit ihr auf eine liebliche Gruppe blühender Kinder herabsahe, die lallend und lachend zn ihren Füßen spielten, da weckte sie ein tosendes Geräusch auf der Straße vor dem Hause. Fackeln loderten empor und wiehrende Rosse stampften den Boden, das gewaltige Rasseln geharnischter Männer verkündete die Ankunft des erwarteten Bräutigams, der gewiß ein edler Ritter mit seinem reisigen Gefolge sein mußte. Zwar wollte die vor freudigen Beben und ängstlichen Ent-

zücken zitternde Jungfrau nicht glauben, daß man sie in der Ruhe stören werde, und hatte den Empfang des Erwarteten erst für den Morgen vorbereitet, allein das nun bald beginnende Schmettern der Trompeten und Fanfaren ganz unter ihren Fenstern ließ ihr keinen Zweifel mehr, daß der Besuch der gehoffte sei, und ihrer Person gelte.

Eilig sprang sie aus dem warmen Bett, rief die Dienerin und öffnete, als sie rasch angekleidet war, das Fenster. Noch ehe sie im Stande war, nach dem Begehr zu fragen, verstummten die rauschenden Hörnertöne und eine kräftige Männerstimme rief vom schnaubenden Rosse hinauf: „Wollet uns Eure Pforten öffnen lassen holdes Fräulein, und unsern so ungewöhnlichen Besuch mit der Zeit entschuldigen, die uns gemessen ist! Unser kurzes Geschäft wird bald beendigt sein! — Helene hatte dem Sprecher nicht im Gesicht gesehen, denn ein glänzender Helm mit geschlossenem Visier bedeckte das Haupt, und nur der weiße, von den Fackeln hell beleuchtete bis zum Nacken hinabwallende Federstrauß ließ sie errathen, daß dieser der hohe Gebieter der ihn umgebenden Schaar und der Mann sein möge, welcher als Brautwerber und in der Absicht gekommen sei, ihren Entschluß entgegen zu nehmen. Ste schlug das Fenster zu und flog, so schnell als sie konnte, aus dem Zimmer, die von den Fackeln hell erleuchteten hohen Stiegen hinab, und öffnete mit eigener

Hand die nur leicht verschlossene Thür. Der schwarze Ritter mit dem weißen, wallenden Helmbusch schritt nur von einem einzigen Manne, den die Jungfrau für seinen Leibknappen hielt und nicht weiter beachtete, die hohen Stufen hinauf und folgte ihr in's Zimmer, wo, während er weiter vorwärts bis zu dem Tische trat, auf welchem die goldene Hand lag, der ihm folgende Mann in der offenenen Thür stehen blieb. Seht schönes Fräulein! redete sie nun der hohe Ritter wieder an, daß ich der rechte Mann bin, welcher sein unentbehrliches Eigenthum zurückfordert, damit aber zugleich um einen Preis wirbt, den ihm nur Euer Wille gewähren kann!" Er zog bei diesen Worten seinen rechten Arm aus einer Falte seines bauschigen Wamses und berührte mit dem Stumpfe des Hand gelenks die vor ihm liegende gold'ne Hand, welche sich mittelst einer künstlichen Feder, deren kurzen Schlag Helene hörte, sogleich fest an denselben anschloß, dann beugte er sein Knie vor der mit leuchtenden Augen erwartungsvoll vor ihm stehenden Jungfrau, riß den Helm vom blondgelockten Haupte und fuhr in seiner Rede fort: meine Faust verlor ich im heiligen Kampfe vor Sigeth durch den Säbelhieb eines Sarazenen, diese goldne Hand hat mir ein großer Künstler verehrt, der zugleich mein unsichtbarer Begleiter und Schutzgeist war; mit ihr soll ich den Lohn meiner Tapferkeit, die schönste und reinste Jungfrau im deutschen Vaterlande in Empfang nehmen und als eheli-

ches Gemahl auf meine Burgen führen. Seid Ihr entschlossen, in dieser Eigenschaft mir zu folgen, so greift frei und unverzagt in die Euch nicht mehr fremde Hand, und seid gewiß, daß sie Euch auch gold'ne Tage bringen werde! Helene schaute dem jungen und schönen Ritter eine Minute lang schweigend in's Angesicht, ihre Augen strahlten vor Freude und sie schien ein inniges Wohlgefallen an den herrlichen Zügen sowie an der schlanken Gestalt zu haben; das Gefühl der Liebe keimte in ihrem verlangenden Herzen, ihr Busen hob sich in bebenden Wallungen und sie war eben im Begriff die vorgestreckte gold'ne Hand des ritterlich schönen Mannes zu erfassen und in seine nach ihr ausgebreiteten Arme zu sinken, als sie einen Blick nach der Thür warf, wo der von ihr bisher unbeachtete Diener oder Begleiter des Ritters stand, vor dessen Gegenwart sich ihre mädchenhafte Sittlichkeit noch scheute, da breitete auch dieser mit sichtbar sehnenden Verlangen seine Arme nach ihr aus und wenn auch sein Mund stumm blieb, so sagten ihr die schmachtenden Blicke seiner ein heiliges Feuer ausströmenden Augen, daß er sie liebe, daß er mit älteren Rechten ihre Gegenliebe erwarte und daß nur er der Glückliche sei, dem sie sich in wahrer, inniger Liebe hingeben könne. Sie erkannte in ihm den Jüngling der in Engelsgestalt ihr erschienen wieder, welcher lange Zeit schon der Gegenstand ihrer stillen Liebe, das Entzücken ihrer nächtlichen Träume und der Abgott ihres

Herzens war, zu dem sie so oft in stiller Einsamkeit gebetet, von dem sie mit gewaltiger Sehnsucht gewünscht hatte, daß er ein sterblicher Mensch, wenn auch arm und dunkler Herkunft sein möge. Der engelschöne Jüngling stand jetzt in noch herrlicherer, in noch verführerischer Gestalt vor ihr, sein weißes eng an die schwellenden Formen anliegendes Kleid, über welchem ein glänzendes Schwert herabhing, hob ihn hoch über den ritterlichen Werber und ließ ihn der entzückten Jungfrau als einen Gott erscheinen, dessen heiligen Wesen sie sich nicht abwenden, dem sie nicht widerstehen durfte. Ihr Auge streifte zwar wieder über den noch immer vor ihr knieenden Ritter, aber ihr Herz zog sie fort zu dem engelschönen, längst schon unbewußt geliebten Unbekannten, und wie er nochmals seine Arme nach ihr ausbreitete, wie er seine Augen gen Himmel hob und sie dann gleichsam mit verklärten Blicken ansahe, da konnte sich das hoch entzückte und doch so unglückliche Mädchen nicht länger halten, sie stürzte im Wahnsinn unbesiegbarer Gefühle nach der Thür und sank dem schönen Jünglinge mit dem Ausruf in die Arme: Dein auf ewig, mein Geliebter! mögest Du hoch oder niedrig sein! Du bist mein Bräutigam, den ich mit Sehnsucht erwartet, dessen Bild ich wachend und träumend im treu liebenden Herzen getragen habe, den ich nur einzig lieben kann auf Erden und in liebender Treue anhangen werde bis zum Grabe!

Der schöne Unbekannte umfing die sich ihm

hingebende Jungfrau mit ſeinen Armen, ſchob ſie aber gleich wieder ſanft von ſich und bedeckte ihr Angeſicht mit einem weißen dichten Schleier, der ihr bis zu den Sohlen herabreichte, worauf er zu ſprechen begann: Du haſt Dein Schickſal entſchieden, reine Himmelsbraut! Deinen reinen und keuſchen Leib ſoll nimmer ein ſündiger Menſch umfangen; was in früh'ſter Jugend Dein Herz wünſchte, ſoll Dir nun als Jungfrau gewährt werden! Ich werde Dich gen Prag geleiten, wo Dein Bruder das Weitere verfügen und ein Kloſter beſtimmen wird, das Dich auf immer den eiteln Lockungen ſündhafter Weltluſt entzieht! —

Der um den Lohn ſeiner Tapferkeit betrogene Ritter aber warf die goldene Hand vom Stumpfe ſeiner Rechten und ſagte: Ihr habt die Prüfung beſtanden, holdes Fräulein! ich kann Euch nicht zürnen, verehre Euch vielmehr dieſe Hand zum Zeichen meines Wohlwollens und überlaſſe Euch, davon beliebigen Gebrauch zu machen. Bedenkt, daß ſie einen hohen Werth hat und das Erdenglück eines armen ſich liebenden Paares gründen kann! Gehabt Euch wohl!

Nach dieſen Worten ſchritt der Ritter aus dem Zimmer, ſchwang ſich auf den unruhig ſtampfenden Gaul und jagte mit der reiſigen Schaar davon. Helene Zamora aber ſchenkte die gold'ne Hand ihrer Buſenfreundin Pauline, der Tochter eines ehrlich ver-

armten Kaufherrn, deſſen Namen die Tradition unſerer Sage nicht genannt hat und ward Nonne in dem Kloſter U. L. Fr. zu Prag. Pauline erwarb das Haus, in welchem ſo Wunderbares ſich ereignet hatte, heirathete bald darauf ihren Verlobten und ließ zum Andenken an jenes Ereigniß in das ſteinerne Thürgewände eine Hand hauen und reich vergolden. Lange, Jahrhunderte lang, mag die gold'ne Hand an jenem Hauſe geprangt haben, bis der Alles zernagende Zahn der Zeit ſie vertilgt und nur in dem Namen die unzerſtörbare Erinnerung übrig gelaſſen hat. So knüpft ſich mancher Name an ein vorzeitliches Ereigniß und Magdeburg iſt reich an merkwürdigen Namen und Zeichen, von denen nur wenige von dem verhüllenden Schleier des grauen Alterthums befreit werden können.

Die Axt.

In der Johannisbergstraße zu Magdeburg befindet sich ein Haus, das von uralter Zeit her den Namen „die Axt" führt, weiterhin nach dem Knochenhauerufer, liegt rechts eine Ecke bildend das Gertraudenkloster und neben diesem stand ein Brauhaus, welches „die steinerne Bank" genannt wurde und vormals Eigenthum des nur gedachten Klosters war. Der Sage nach knüpfen sich an diese Denkmäler des grauen Alterthums Ereignisse, die bis auf unsere Zeit herübergereicht und dem erstgenannten Hause seinen Namen verliehen haben.

Zu jener alten Zeit, wo Magdeburg noch keine große Stadt, wenigstens nicht überall so angebauet war, wie gegenwärtig, lebte in dem Brauhause zur steinernen Bank ein Braumeister Namens Währwolf, eine alte, esrliche Haut, der redlich und treu seiner Herrschaft diente und sich nicht durch schnödes

Gold, oder andern Gewinn aus dem Gleiſe ſeiner Pflicht drängen, auch durch frömmelnde Einflüſterungen ſchlauer Pfaffen ſich nicht beſtechen ließ.

Eines Tages befand ſich Währwolf in dem großen und tiefen Keller des erwähnten Brauhauſes, um die vorhandenen Vorräthe an Bier zu unterſuchen und nachzuſehen, ob auch ſeine Leute die Fäſſer gehörig geſtellt und verſchloſſen hätten. Ermüdet von dem Umherlaufen in den langen Reihen der koloſſalen Fäſſer, und von dem Hinaufſteigen zu den Mündungen derſelben hatte er ſich auf einen Schemel geſetzt und rechnete die verſchiedenen Fäſſer zuſammen, um die Zeit ihrer Dauer beſtimmen zu können, da vernahm er auf einmal ein dumpfes Geräuſch und ein Geflüſter, als ob ſich mehrere Perſonen näherten, die ſich vorſichtig und nur halblaut unterhielten. Die Augen auf den Ausgang des Kellers gerichtet glaubte er nichts anderes, als daß ihn eine luſtige Geſellſchaft ſeiner Gäſte überraſchen, wohl gar einen Scherz mit ihm treiben wolle, und war deßhalb nüchtern und wachend auf ſeiner Hut. Das Geräuſch ging aber vorüber und er glaubte, weil es ſich nicht wiederholte, ſich auch getäuſcht haben zu können. Einige Tage darauf hörte er daſſelbe mit Geflüſter vermiſchte Geräuſch und würde vielleicht eben ſo wenig, wie das erſte Mal, zu einer näheren Entdeckung gelangt ſein, wenn ihm nicht in einem Winkel des großen Kellers ein Lichtſtrahl erſchienen wäre, der aus dem Boden

empordrang. Währwolf unterſuchte die wunderbare Lichterſcheinung und machte alsbald die ſehr wichtige Entdeckung, daß Männer mit Fackeln in einem unterirdiſchen Gange hin- und hergingen, die er der Bekleidung und Unterhaltung nach, für Mönche erkannte. Er hatte, da er vermuthen konnte, daß das Weſen welches von den Kloſterleuten unter der Erde getrieben werden mochte, böſer Art ſein müſſe, nichts eiligers zu thun, als dem Erzbiſchof Meldung zu machen, welcher zwar die Sache unterſuchen ließ, ſolche aber, weil keine Spur einer unterirdiſchen Verbindung vorgefunden ward, für eine Täuſchung des Brauers Währwolf hielt und nicht bedachte, daß die Männer, welchen er die Unterſuchung übertragen hatte, größtentheils Prieſter und Mönche waren, die an der unterirdiſchen Verbindung eigenes Intereſſe hatten. Der ehrliche Brauer empfing zum Lohn für ſeine Aufmerkſamkeit von dem Erzbiſchof ſogar einen Verweis und wurde für einen Feind und Verläumder der Pfaffen erklärt. So gleichgiltig ihm nun der unterirdiſche Verkehr an ſich ſein konnte, ſo nahm er doch ſich alles Ernſtes vor, noch weitere Beobachtungen anzuſtellen und wo nur immer möglich, dem verblendeten Erzbiſchof die Augen zu öffnen, um den unverdienten Verweis von ſich abzulehnen, war jedoch ſo unvorſichtig, über ſein Vorhaben zu ſprechen, wodurch die ſchlauen Mönche Wind bekamen.

Eines Abends, als ſich ein Gewitter über der

Stadt zusammenzogen und es gerade angefangen hatte, stark zu hageln, trat, während Währwolf einsam am großen Schenktische saß, ein Augustiner-Mönch bei ihm ein und bat um Erlaubniß, sich, solange das Wetter anhalte, im Zimmer aufhalten zu dürfen. Der Brauer befand sich gerade in einer etwas ängstlichen Gemüthsstimmung und redete den Mönch an: „Ihr seid mir herzlich willkommen, ehrwürdiger Bruder! ich habe lange nicht die Freude gehabt, einen so frommen Mann bei mir zu sehen, als die Brüder Eures Ordens sind. Sagt womit kann ich Euch dienen?

Ich danke Euch lieber Meister, antwortete der Mönch, möcht aber fast Euere Aeußerung für Spott halten, da Ihr eben kein Freund der Klöster und ihrer Bewohner zu sein scheint!

Wie so? frug Währwolf.

Habt Ihr nicht beim Erzbischof die grundlose Anzeige gemacht, es ginge unter diesem Hause ein unterirdischer Weg hin, der nach dem Gertraudenkloster zu führen scheine? Wohl hab' ich das gethan und werde nächstens bessere und sichere Spuren nachweisen, damit der Vorwurf der Verleumdung nicht auf mir sitzen bleibt.

Vermögt Ihr denn — frug der Mönch gespannt — solche sichere Spuren nachzuweisen? Nehmt Euch in Acht, daß Ihr solchen Verdacht nicht erneuert,

denn es könnte Euch, da Ihr unfehlbare Spuren nimmermehr werdet nachweiſen, diesmal übel zu ſtehen kommen!

Dafür werd' ich diesmal beſſer ſorgen! entgegnete Währwolf.

Hört! begann mit einem Male der Mönch, dem Brauer vertraulich näher rückend — wir ſind jetzt allein und was wir zuſammen ſprechen, bleibt unter uns. Seid kein Thor und macht keine neue Anzeige, denn ſie würde, wenn auch eine Entdeckung erfolgte, meinen Brüdern unangenehm ſein und Euch in jedem Falle verderblich werden! Was geht Euch das Leben und Treiben der Kloſterleute an?

Der Auguſtiner griff dabei unter ſeine Kappe, langte einen Beutel mit Dublonen hervor, und fuhr, die blanken Goldſtücke vor den Brauer hinſchiebend fort: Seid kein Narr! nehmt dieſes Gold und lernet ſchweigen, was Ihr auch wieder in Euern Kellern ſehen oder hören möget! Verſteht Ihr mich?

Ei warum ſollt ich Euch denn nicht verſtehen? ſagte Währwolf, Ihr ſprecht ja ſo deutlich, daß man's mit Händen greifen kann. Aber jetzt in Ernſt, Herr Pater! bleibt mir mit Eurem Krame vom Leibe oder ich rufe meine Knechte und laſſe Euch mit ſamt dem Plunder zum Erzbiſchof bringen!

Das mochte der fromme Kloſterbruder denn doch nicht abwarten; er ſteckte ſein Gold wieder unter die

Kappe und rannte, des dichten Hagelregens ohngeachtet, aus dem Brauhause fort. Etwa 8 Tage nach diesem Auftritt wurde Währwolf zum Klostervoigt gerufen, der ihn immer sehr geschätzt hatte, und traf denselben in einer sehr ernsten und fast traurigen Stimmung.

Ich habe Euch — redete ihn der Voigt an — eine sehr unangenehme Nachricht mitzutheilen und erwarte von Euch, daß Ihr Euch dabei als Mann benehmen und diesmal Euren sonst immer bewährten Muth nicht sinken lassen werdet! Nur gerade heraus, Herr Voigt! erwiderte Währwolf — ich bin mir keiner schlechten Handlung bewußt und werde, was mir Gott unverschuldet auferlegt, geduldig tragen und für eine wohlthätige Prüfung nehmen.

Nun so wißt denn, daß Ihr schon morgen das Brauhaus und die Stadt verlassen müßt! Ihr habt die Pfaffen beleidigt, was Euch als eine Todsünde angerechnet wird. Wenn Ihr morgen nicht gutwillig die Stadt verlaßt, so werdet Ihr auf Befehl des hochwürdigen Erzbischofs mit Weib und Kinder fortgetrieben; daher rath' ich Euch, noch heute auf ein Unterkommen zu denken. Wißt Ihr, wohin Ihr allenfalls Eure Zuflucht nehmen könnet?

Noch weiß ich das nicht — entgegnete Währwolf — und würde in die weite Welt gehen, wenn ich nur für mich zu sorgen hätte, aber ich habe Weib und Kinder, mit denen ich keine weite Reise unternehmen kann.

Hört! sagte der Voigt weiter, Ihr seid ein braver Mann, von allen guten Bürgern geachtet und habt, ich weiß es, viele Freunde. Man hat Euch blos aus der Stadt verwiesen, daher könnt Ihr wenigstens vorläufig irgendwo außerhalb der Stadt wohnen, und, wenn Ihr die Mittel dazu besitzet, Euch ein Häuschen bauen."

Der durch diese ihn zwar tief erschütternde Nachricht etwas beunruhigte, aber doch in seinem Muthe nicht gebeugte Brauer räumte am folgenden Tage das Brauhaus und zog auf einige Wochen in das Haus eines ihm befreundeten Fischers, bauete sich aber alsbald an der Elbe eine Hütte, wo er mit den Seinigen lebte und sich von seiner und der Seinigen Handarbeit redlich nährte. Er hatte zwar früher in der Stadt viele gute Freunde gehabt, die oft seine Gastfreundschaft und Freigebigkeit in Anspruch genommen hatten, seitdem er aber aus der Stadt verwiesen war, nahm Niemand mehr an seinem Schicksale Theil, denn es haftete in damaliger Zeit auf den durch die Kirche oder den Erzbischof verbannten Personen eine Art von Verachtung oder Ehrlosigkeit, vor der sich Jedermann scheuete und die man, wie eine ansteckende Seuche fürchtete. Es war, wie es noch heutzutage bei uns ist, der Glückliche, der in Wohlstand Sitzende hat unzählige Freunde, der Unglückliche, der Verarmte oder von der Gerechtigkeit Verfolgte und Verstoßene hat keinen. —

Das kleine Beſitzthum des geächteten Währwolf an der Elbe kam bald ſo in Verruf, daß ſelbſt die Kinder deſſelben, welche nach und nach heranwuchſen' verachtet wurden und einſam und verlaſſen, ohne Freuden und geſelligen Umgang mit Geſpielen, ihr junges Leben vertrauerten. Unter den fünf Kindern, die er hatte, war die älteſte Tochter, Gertraut, eine liebliche Jungfrau von ſiebenzehn Jahren und arbeitete faſt täglich bei dem Kloſtervoigt in der Stadt, welcher ihr Pathe war: ſie war die einzige, welche in Folge dieſes Verhältniſſes ein weniger verachtetes Daſein genoß, ja ſogar wegen ihrer Sittſamkeit und Schönheit von vielen jungen Männern ausgezeichnet und mancher reichen Bürgerstochter vorgezogen ward.

Eines Tages traf Getraut bei der Tochter des Kloſtervoigts einen jungen Maler, der vor Kurzem aus Nürnberg nach Magdeburg gekommen war und im Dom, welcher damals bei weiten noch nicht ausgebaut war, beſchäftiget wurde. Alfons Cabrero aus Genua war von Nürnberg aus an den Kloſtervoigt empfohlen und ſchien mit deſſen Tochter ein zärtliches Verhältniß knüpfen zu wollen, er hatte aber kaum die liebliche Gertraut geſehen, als er, von ihren Reizen entzückt, ſich von jener abwandte und dieſer ſeine Huldigung darbrachte. Wenn auch Gertraut aus Rückſicht gegen ihre Freundin, den Liebesſeufzern des äußerſt intereſſanten Jünglings kein Gehör gab, ſo konnte ſie es doch nicht hindern, daß er ſie zuweilen

nach ihrer väterlichen Wohnung begleitete und bei dieſer Gelegenheit des Vaters nähere Bekanntſchaft machte. Cabrero war zu aufgeklärt, als daß er ſich durch den ſchlimmen Ruf, in welchem Währwolf mit ſeiner Familie ſtand, von ſeiner Liebe zu Gertaut und den Beſuchen in dem kleinen Hauſe an der Elbe hätte abhalten laſſen ſollen, nach und nach war er der tägliche Gaſt und brachte, da er reich war und viel Geld verdiente, in der armſeligen Hütte einen Wohlſtand, eine Art von innern Glanz hervor, den man von außen nicht ahnen konnte. Zwar wußte dies Niemand, weil Niemand aus der Stadt die geächtete Familie beſuchte, dennoch wurde der unglückliche Mann dieſes Umgangs wegen noch mehr gehaßt und man war nicht abgeneigt, einem dunkeln Gerücht zu glauben, das Währwolf ein Zauberer, ſeine Tochter Gertraut eine Hexe und daß der junge und reiche Maler durch geheime Künſte angelockt und an die einſame Hütte gebannt ſei.

Eines Morgens, ganz frühe kam die Nachricht nach Magdeburg, ohnweit der Hütte des ehemaligen Brauers Währwolf an der Elbe ſei der verſtümmelte Leichnam eines Menſchen und daneben eine Art gefunden worden. Bei näherer Unterſuchung ergab es ſich, daß es die Leiche des jungen Malers Cabrero war, man hatte weder Gold noch Pretioſen bei ihm gefunden und allen Umſtänden nach, war der Jüngling das Opfer eines Raubmords. Nichts war na-

türlicher, als das man auf den Gedanken gerieth, den geächteten Währwolf dieses schaudervollen Verbrechens zu verdächtigen; seine Hütte ward geöffnet und genau durchsucht und schon der Wohlstand, welcher überall sichtbar war, mußte den Verdacht so wie den alten Glauben verstärken, daß der ausgewiesene Brauer ein Zauberer oder das Mitglied einer Räuberbande sei, der sich durch Verbrechen in den Besitz des Wohlstandes gesetzt habe. Als man bei sorgfältiger Durchsuchung in der Hütte sogar goldene Ringe und einige andere werthvolle Gegenstände fand, von denen sich mit aller Zuverlässigkeit ermittelte, daß sie Eigenthum des ermordeten Malers gewesen und von vielen Zeugen bei ihm gesehen worden waren, so erhob man den Verdacht zu einer völligen Gewißheit, da sogar die neben dem Leichnam gefundene Axt, wie Währwolf zugeben mußte, dessen Eigenthum war, und sein Vorbringen, daß ihm die Axt aus einer offenen Schuppe entwendet worden sei, so wenig beachtet wurde, als das Anführen, daß die vorgefundenen Ringe und Pretiosen seiner Tochter von dem Maler geschenkt worden wären. Genug der unglückliche Währwolf wurde verhaftet, mußte, da er standhaft läugnete, alle Grade der fürchterlichen Tortur bestehen und, da er dieser qualvollen Marter endlich erlag, so wurde er bald darauf hingerichtet.

Das Hochgericht befand sich auf dem nachher sogenannten Thränsberge und lange Zeit sahe man

den auf einen Pfahl gespießten Kopf so wie die um ein Rad geflochtenen Glieder des Enthaupteten als warnende Zeichen der strafenden Gerechtigkeit am Wege prangen. Damit war aber der Leidenskelch dieser unglücklichen Familie noch nicht geleert, alle Glieder des für einen Räuber und Raubmörder erklärten Währwolfs sollten vernichtet werden!

Viele Tage lang hatte man — es war im Winter — weder die Witwe Währwolf noch ihre fünf Kinder gesehen, die Hütte war Tag und Nacht verschlossen und man sahe weder Licht im Wohnzimmer noch Rauch aus dem Schornstein emporsteigen. Als man von Obrigkeitswegen das Haus geöffnet hatte, wurden alle fünf Kinder so wie auch die Mutter derselben todt gefunden, ohne daß sich Spuren einer äußeren Verletzung entdecken ließen. Sehr wahrscheinlich waren die Unglücklichen im Kohlendampf erstickt, wovon man damals noch keine Kenntniß hatte.

Dem herrschenden Aberglauben gemäß, schrieb man diese unerklärliche Todesart einer ganzen Familie der rächenden Vorsehung zu und sahe in dem traurigen Ereigniß die Bestätigung der öffentlichen Meinung, daß Währwolf mit den Seinigen ein böser Zauberer und Räuber gewesen sei, weshalb Gott alle Glieder der Familie vertilgt habe. Die fünf Leichen, die man eines ordentlichen ehrlichen Begräbnisses für unwürdig hielt, wurden daher durch Henkersknechte

in der Nähe der Hütte an der Elbe eingescharrt und Niemand unternahm es, bei Nachtzeit sich der Stelle zu nähern, weil einige Fischer erzählten: es ließen sich dort allnächtlich wunderbare Gestalten sehen, welche auf Besen und schwarzen Ziegenböcken ritten und einen furchtbaren Tanz tanzten. Das Gerücht von diesem Spuk wurde bald so allgemein, daß der Erzbischof die Hütte nieder reißen ließ und die verscharrten Leichname ebenfalls wieder durch Henkersknechte fortzubringen befahl.

Die Stelle von der Stadt aus bis dahin, wo die Hütte gestanden hatte, wurde in der Folge mit zum Klostergarten geschlagen, der Platz an der Elbe aber, auf welchem die Hütte gestanden hatte, wurde dadurch bemerklich gemacht, daß man daselbst ein steinernes Kreuz errichtete, in welches die Axt, womit die Mordthat verübt worden war, eingemauert ward.

Ueber hundert Jahre waren vergangen, das alte steinerne Kreuz stand unbeachtet an der Elbe und nur wenige alte Leute wußten noch von der dunkeln Sage zu erzählen, daß daselbst eine Hütte gestanden, und daß deren Bewohner einen Menschen mit der Axt erschlagen habe, da brachten eines Tages einige Fischer die Nachricht: in der Nacht des vergangenen Tages sei das steinerne Kreuz niedergerissen und zertrümmert, mit der darin vermauert gewesenen Axt aber ein neuer Mord verübt worden, denn unter einer dickstämmigen Weide liege der Leichnam eines Man-

nes und in dem Stamm des Weidenbaums ſei die blutige Axt gehauen. Man fand es ſo, wie es die Zeugen angegeben hatten, den Erſchlagenen kannte Niemand und es blieben, der Mörder wie der Ermordete unermittelt. Das Ereigniß machte vieles Aufſehen, daher ordnete der Erzbiſchof an, daß die Leiche des unbekannten Ermordeten auf der Stelle, wo er erſchlagen und gefunden worden war, begraben ward. Der Platz wurde ordentlich abgegrenzt und zu einer Art von Kirchhof oder Gottesacker eingerichtet, an deſſen nach der Stadt zu gelegenen Seite ein Grabgewölbe gebauet und über demſelben die alte verhängnißvolle Axt aufgehangen wurde. Hier fing es aber bald an nicht geheuer zu werden; vorübergehende Wandrer und Bürger Magdeburgs hörten bei Nachtzeit ein Wimmern und Wehklagen, das, wie die Stimme eines Racheengels, aus den Wolken zu kommen ſchien. Die Stadt war zu dieſer Zeit ſchon ziemlich erweitert, ſo daß die Begräbnißhalle, über welcher die Axt hing, ganz nahe an andern Häuſern lag. Nach vielen Jahren, als auch die zweite Mordthat vergeſſen und nur unter den älteſten Leuten das Ereigniß als dunkle Sage bekannt war, wünſchte man die alte Begräbnißhalle abzubrechen, um dafür ein Haus hinbauen zu können, aber grade dieſer Umſtand gab Veranlaſſung, daß die alte Sage wieder aufgefriſcht und dem abergläubigen Volke die Luſt zum Anbau vereitelt wurde. Jedermann fürchtete

es könne in dem angebauten Hauſe eine neue ſchauderhafte Mordſcene vorfallen, das eingemauerte Beil in Verbindung mit den Klagetönen, die man vom Himmel herab vernommen haben wollte, blickte als ein blutiges Zeichen aus der alten Zeit herüber und ſchien ſich in der neuern ein gefälliges Opfer zu ſuchen. Die Begräbnißhalle fand keinen Liebhaber, der ſie abgeriſſen und dafür ein für Lebende bewohnbares Haus gebauet hätte. Endlich, viele Jahre waren wieder vergangen, fand ſich ein Mann, der heller und freier als ſeine Zeitgenoſſen dachte und die alte Begräbnißhalle in eine Wohnung für Lebende umwandelte.

Ein Zimmermann Namens Wolf, ſchon ein Mann bei Jahren, der in den immerwährenden Kriegsfehden, welche damals ſtatt fanden, ſein Vermögen verloren und weder Weib noch Kinder hatte, kam auf den Gedanken, ſich von der Welt zurückzuziehen und ſeine letzten Lebenstage als frommer Einſiedler in einſamer Klauſe zuzubringen; er bewarb ſich um den Platz, riß das alte Grabgewölbe weg und begann mit Hülfe einiger ihm befreundeter Maurer und Zimmergeſellen ein wohnliches Häuschen zu errichten. Die in dem alten Geſtein eingemauerte Axt war, als er ſie aus dem niedergeriſſenen Geſtein nahm, noch ſo ſchön und blank, daß er ſie, als Sachverſtändiger, für ein Inſtrument hielt, mit dem entweder er ſelbſt oder einer ſeiner Freunde arbeiten könne.

Mehrere Tage lang hatte er sie bei Behauung der nöthigen Baustämme gehandhabt und die Arbeit hatte ihm so gefördert, daß er bald kein Holz mehr vorräthig hatte, um fortarbeiten oder die übrigen Zimmerleute beschäftigen zu können; er reis'te daher nach dem Harz, wo ihm sein Bruder das Holz, welches er brauchte, schenkte und war nicht wenig erstaunt, als er bei seiner Rückkehr auf der Stelle, wo seine Leute arbeiteten und wo ehemals die Hütte des Brauer Währwolf später aber das Grabgewölbe gestanden hatte, eine Menge Menschen erblickte, die irgend ein wichtiges Ereigniß herbeigerufen haben mochte. Er fand, als er näher kam, mehrere Rathsherren so wie andere obrigkeitliche Personen, um den Leichnam eines Mannes stehen, dessen Kopf zerschmettert war, und daneben lag seine blutige, ehemals vermauert gewesene Axt. Es war sein Glück, daß er nachweisen konnte, daß er während daheim die Mordthat verübt worden war, sich am Harz aufgehalten hatte, folglich weder der Thäter, sein noch an dem Verbrechen Theil haben konnte. Der Erschlagene war sein treuester Freund und bester Arbeiter und hatte auf dem Platze ganz allein mit einem fremden Gesellen gearbeitet, der erst seit einigen Tagen eingewandert und nach dem Morde verschwunden war. Es ließ sich erklären, daß der Fremde der Mörder sein müsse, denn einige Weiber aus der Stadt hatten, wie ihr Zeugniß lautete, den Erschlagenen kurz vor der That mit einem

andern Zimmermann gesehen und unter denselben einen starken Wortwechsel gehört.

Es mochte etwa zwei bis drei Wochen nach diesem Ereigniß sein, als eines Nachmittags der Einsiedler Wolf in dem einzigen Zimmer seines noch immer nicht völlig ausgebauten Häuschens lag und von der Arbeit, der er gar fleißig obgelegen hatte, ermüdet ausruhete, da vernahm er außerhalb der Hütte starke Männertritte und Sporengeklirr. —

Es war im Jahre 1351, wo schon lange Zeit eine erbitterte Fehde zwischen der Stadt Magdeburg und dem Land-Adel gewüthet und wo schon mancher Raufbold einen friedlichen Bürger aus dem Hinterhalt überfallen, ausgeplündert oder wohl gar erschlagen hatte. Wolf hatte keine andere Waffe bei sich, als die verhängnißvolle Axt, fürchtete aber für seine Person keinen Ueberfall, da wohl Jedermann wissen mochte, das er Nichts von Werth besitze. Wohl eine Stunde lang blieb, als das Geräusch den Nahenden verhallt war, Alles um die Hütte her still und ruhig, bis er auf einmal ganz in der Nähe, fast dicht vor seiner Thür, ein Schreien und Lärmen vernahm, daß, dem Anscheine nach, zwischen mehreren Kämpfenden statt haben mußte. Wenn auch kein Feind oder Anhänger einer der unter sich Krieg führenden Partheien war er doch stets geneigt, dem Bedrängten seine Hülfe nicht zu versagen. Er öffnete rasch seine Thür und stürzte mit hochgeschwungener

Art hinaus. Vier geharnischte Ritter schlugen und hieben mit ihren langen und breiten Schlachtschwertern auf einen Magdeburger Bürger los, der sich dicht an die Wand des Hauses gedrängt hatte, nur einen starken Stock in der Hand und sich keines feindlichen Ueberfalls versehen. Wolf gebot den Rittern des friedlichen Bürgers zu schonen oder sich seines Angriffs zu gewärtigen. Die Ritter mit ihren Eisenpanzern und Schwertern spotteten des alten Einsiedlers, Einer von ihnen gab ihm einen Hieb mit der flachen Klinge auf den Bauch und befahl ihm im gebieterischen Tone augenblicklich in seine Klause zurückzukehren, widrigenfalls er ihm die Hände vom Leibe hauen werde.

Der Bürger war inzwischen von zwei anderen Feinden übermannt und lag blutend an der Erde, sich nur noch matt und kraftlos mit den bloßen Händen gegen die beiden Buschklepper vertheidigend, welche sich über ihn herwarfen, um ihn auszuplündern. Dies empörte den frommen Wolf. „Gebt Raum ihr Herren!“ schrie er den Rittern zu, oder Ihr sollt die Kraft eines Instruments fühlen, das mit jedem Schlage den Tod giebt! Laßt den wehrlosen Mann los, sonst schmett're ich Euch mit wenig Schlägen zu Boden!

Er hob die blanke Mörderaxt hoch empor und erwartete, daß die Ritter mit ihm unterhandeln und von dem unglücklichen Magdeburger ablassen würden, diese aber wendeten sich, den schwer verwundeten

Bürger verlassend, gegen ihn und suchten ihm mit ihren langen Schwertern auf den Leib zu kommen und über den Kopf zu hauen. Wolf parirte die ersten Hiebe und traf den einen der Ritter mit der Axt auf den Arm, daß derselbe wie ein von der Sichel gemäheter Halm, mit samt dem Schwerte zu Boden fiel, einen andern berührte er nur leicht an der Schulter und augenblicklich lös'ten sich die eisernen Armbänder und der schwere Harnisch sank vom Oberkörper bis zum Gürtel herab und machte den Ritter zum ferneren Widerstand unfähig. Von den beiden Letzten, die nun wüthend auf ihn eindrangen, spaltete er dem Einen den Schädel, dem Andern brach das Schwert dicht am Gefäß ab. —

Der Bürger, welcher sich wieder aufgerafft hatte und Zeuge des kurzen entscheidenden Kampfes gewesen war, stand wie versteinert vor seinem Retter und dankte ihm für seine Hülfe und Kraft, die ihm, wie er meinte, gewiß Gott zu seinem Schutze verliehen habe, da er meuchlings überfallen und, ein Vater von neun Kindern, ohne seine so wunderbare Dazwischenkunft gewiß den Streichen der so unritterlichen Feinde hätte verbluten müssen.

Als sich die drei noch lebenden Feinde, mit Zurücklassung des Getödteten und ihrer Waffen, welche ihnen der Magdeburger Bürger abgefordert und gegen deren Abgabe er ihnen nur die Freiheit verstattet hatte, entfernt hatten, dachten die beiden Männer übe die

wunderbare Wendung des ungleichen Kampfes nach und schrieben weniger einer geheimen Kraft der Zimmermannsaxt als vielmehr der Wuth und Kühnheit ihres Führers die glücklichen Streiche und den eben so glücklichen Ausgang des Gefechts zu. Wolf mußte sich selbst bekennen, daß er wie ein Löwe gefochten und gereizt von dem unrühmlichen Verfahren der Ritter sein eigenes Leben nicht geachtet habe.

Als sich der Magdeburger Bürger in die Stadt zurückbegeben und Wolf sich Abends zur Ruhe gelegt hatte, dachte er noch einmal recht tief und ernst über das Ereigniß nach; er wußte nicht, was er denken sollte, wenn er die hell blinkende als Schutzwaffe auf einen Schemel neben seinem Lager gelegte Axt betrachtete. Er war kein Krieger und hatte nie an den Fehden der Magdeburger mit dem Landadel Theil genommen, daher that es ihm leid, daß er einen Menschen umgebracht hatte. Indem er noch so sinnend und seine Handlungen wiegend auf dem harten Lager lag, klopfte es an die Thür seiner Stube. Er frug, wer noch Einlaß begehre? und vernahm die Antwort einer weiblichen Stimme, welche ihm zurief: der von ihm gerettete Bürger schicke ihm durch sie ein kleines Abendbrod und einen stärkenden Labetrunk. — Hunger und Durst fühlte Wolf gerade noch, denn das bestandene Abentheuer hatte ihn beides vergessen lassen. Er zog den hölzernen Riegel von der starken Thür zurück und öffnete. Ein altes Weib mit einer schmutzig

grauen Hülle um den Kopf, trug einen Korb am Arme, aus welchem sie eine Flasche Wein, eine warme Suppe und etwas Braten mit Weißbrod nahm und auf den großen nur mit dem Beile grob gezimmerten Tisch setzte.

„Da nehmt und labt Euch!“ sagte sie, „mein Sohn hat mir erzählt, wie ihr ihn mit Gefahr Eures eigenen Lebens aus den Händen starker Feinde errettet hättet und bedauert nur, daß Ihr allen Dank und Lohn verschmähet habt! Warum thut ihr das Wolf?“ Weil ich mich in die fromme Einsamkeit zurückgezogen habe, von dem Weltleben Nichts mehr wissen, sondern ein Einsiedler sein will. Ich gäbe viel, ja Alles darum, was ich besitze, wenn ich den heutigen Strauß ungeschehen machen könnte, denn nun lastet doch ein Mord auf meinem Gewissen. Aber da war nur die Axt schuld, die ver —

Halt! um Gottes Willen, Wolf! sprecht den Fluch nicht aus! Denkt, Gott hab' es so gewollt! und die Axt, wenn Ihr sie noch habt, die haltet werth und lieb, mauert oder bauet sie aber irgendwo fest, denn wißt Ihr denn die Geschichte dieser Axt nicht?

Die Geschichte einer Axt? die kann nicht weit her sein! Nun was hat's denn damit?

Die Alte erzählte nun, wie mit dieser Axt vor mehreren hundert Jahren ein fremder Maler erschlagen und der unschuldige Besitzer der Axt deßhalb am Leben gestraft worden, ja wie die ganze Familie des

Unglücklichen wahrscheinlich durch Zauberei, an einem Tage gestorben und daß darunter eine wunderschöne Jungfrau, die Braut jenes Malers gewesen sei, daß auch hundert Jahre später ein Unbekannter einen fremden Wanderer mit derselben Axt erschlagen habe.

Seht! — setzte das Weib hinzu — die Axt will, wie die Sage berichtet, in jedem Jahrhundert ihre Opfer! Ihr wißt ja, daß einer Eurer Leute, als Ihr auf dem Harz waret, seinen Kameraden mit dieser Axt erschlagen hat und habt nun selbst damit einen Menschen getödtet!

Da werd' ich die Axt in's Wasser werfen! eiferte der fromme Wolf, damit doch nicht ihr Wille geschehen kann.

Thut das nicht, Wolf! sagte die Alte ihm näher tretend und ihre dürren Finger der rechten Hand auf sein Haupt legend: Die greulichen Mordthaten durch diese Axt werden aufhören, wenn das letzte blutige Werk geschehen und die Weissagung erfüllet ist, welche die Sage lehrt.

Was ist das für eine Weissagung? frug Wolf.

Das will ich Euch sagen! Als der Mann, welcher der ersten Mordthat mit dieser Axt beschuldigt worden war, hingerichtet wurde, hat er den Fluch ausgesprochen. „Erst wennn ein junges, bisher noch unbescholtenes Mädchen, in thörichter Verblendung aus Geldgier oder Raubluſt, eine andere schuldlose Jungfrau mit dieser Axt getödtet und dafür die gesetz-

liche Strafe des Raubmordes erlitten haben würde, erſt dann ſoll der Fluch geſühnt, dem Morden ein Ziel geſetzt ſein!"

Auch ſagt man — ſetzte die Alte geheimnißvoll hinzu — das Haus, in welchem die Axt verwahrt werde, ſolle noch ein ſehr großes und glückliches Haus werden, denn mit dem Ende des Fluchs, der auf der Axt ruhe, werde der Segen beginnen, und nach Jahrhunderten werde der Beſitzer des Hauſes zur Axt ein reicher Graf und zuletzt noch ein mächtiger Fürſt werden!"

Ich glaube nicht an eine ſolche Prophezeihung, erwiderte lächelnd Wolf, aber demohngeachtet bin ich zu wenig leichtſinnig, um das, was ihr mir da geſagt habt, gute Frau, ganz unbeachtet zu laſſen. Ich will Euch ſagen was ich thun werde: Das Haus, welches ich hier gebaut habe, werde ich, wenn es fertig iſt, mit dem Namen „die Axt" taufen, damit aber, wenigſtens ſo lange ich in dem Beſitz des Hauſes bin, mit dieſem Inſtrumente kein neuer Mord verübt werde, will ich die Axt in das Haus mit einmauern oder dergeſtalt damit in feſte Verbindung bringen, daß ſie gewiß Niemand herausreißen und einen Mißbrauch damit machen ſoll, denn ich gedenke als ein frommer Chriſt in ſtiller Einſamkeit zu leben und zu ſterben, und mag weder ein reicher Graf noch ein mächtiger Fürſt werden."

Thut das — ſchloß die Alte — und macht

Euch deßhalb, daß Ihr einen raubsüchtigen Ritter mit der Axt erschlagen habt keinen Kummer, denn Ihr habt mit dieser tapfern That meinem Sohne, einen redlichen Bürger und geliebten Vater einer zahlreichen Familie das Leben gerettet!"

Der alte Zimmermann Wolf that, wie er gesagt hatte, er ließ die Axt über der Thür seines Hauses einmauern, und von dieser Zeit an nannte man das Haus „die Axt". Jedermann in Magdeburg kannte die Geschichte dieser Axt, bis sie endlich nach vielen vielen Jahren, als der alte Wolf längst todt und das Haus mit der Axt in anderen Händen war, vergessen ward, und nur noch hie und da als dunkle Sage aufdämmerte. In dem unglücklichen Sturm von Magdeburg, am 10ten Mai 1631, wurde das Haus mit vielen Anderen zerstört und wohin die Axt, nach Wiederaufbauung des Hauses gekommen, wo sie überhaupt geblieben sein mag, wer kann das wissen? —

Aber doch ist das Schicksal jener Axt erfüllet, denn nach länger als einem Jahrhunderte ist mit derselben von einem jungen Mädchen eine Jungfrau aus raubgieriger Absicht erschlagen und die jugendliche Mörderin ist von der strafenden Gerechtigkeit gerichtet worden. Damit ist nun, der Sage nach, der Fluch aufgehoben und das Haus in ein so seegensvolles verwandelt worden, daß sein Besitzer sich noch glücklicher Ereignisse und ehrenvoller Standeserhöhungen getröstet.

Johanna Schütze, oder der Thurmbau zu St. Ulrich.

Das Friedensjahr 1648 hatte auch der Stadt Magdeburg den Segen eines ſtillen Bürgerglücks gebracht, denn ihre Wohlfahrt wurde in dem Vertrage von Münſter und Osnabrück dadurch begründet, daß man ihr das Zugeſtändniß ihrer alten vom Kaiſer Otto I. verliehenen Freiheiten und Privilegien vom 7. Juni 940 ausdrücklich beſtätigte. Die ſchwer geprüften Bewohner, welche die unglückliche Kataſtrophe vom 10ten Mai 1631 überlebt hatten, mußten ſeitdem dem Gottesdienſte in Privatwohnungen beiwohnen, da ihre Tempel größtentheils zerſtört waren, und dachten nun recht ernſtlich an den Wiederaufbau der Gotteshäuſer. Auch die Kirche zu St. Ulrich und Levin fing man an, im gedachten Jahre wieder aufzubauen und den damaligen Kirchvätern Peter Schütze und Chri-

stoph Schrader soll ein gar guter Theil des Verdienstes gebühren, das sich öffentliche und Privat-Personen in dieser Beziehung erworben haben, so daß auch der Senior Tobias Cuno, welcher die erste Predigt darin gehalten, ihrer rühmlich gedacht haben soll.

Im Jahr 1649, als schon der Grund zum Bau gelegt und ein großer Theil des Mauerwerks vollendet war, dachten die ehrsamen Glieder des Bauvorstandes erst an die hohe Wichtigkeit des Unternehmens und wiesen die beiden Männer, welche die Aufführung der Thürme und der in Stein auszuhauenden Arbeiten übernommen hatten, vor ihr Forum, um sie alles Ernstes zu befragen, ob sie sich ohne fremde Hülfe ein so schwieriges Werk anzufangen und zu vollenden getraueten. Die Unternehmer waren der „Steinmetz-Meister, Heinrich Hordens und der Bildhauer Andreas Mevius. Es waren aber der erste Bürgermeister Kühlwein und der Prediger Dr. Böttcher, der Diakonus Siebenhaar und die oben genannten Kirchväter Schütze und Schrader die Glieder des Bauvorstandes, welche sich abwechselnd bei einem und dem andern derselben versammelten. Diesmal kamen sie in der Wohnung des Kirchvaters und Lederhändlers Schütze, welcher in dem Eckhause rechts am Durchgange von der Ulrichsstraße nach der Schönen-Eckstraße wohnte, zusammen. Der Steinmetz-Meister Hordens war schon über eine Stunde lang

anwesend, als der Bildhauer Mevius, ein stolzer hochfahrender Italiener, in das Conferenzzimmer trat. Das Zimmer des Lederhändlers Schütze war das gewöhnliche Wohnzimmer der Familie, die nur aus dem Schütze und dessen 18 jährigen Tochter Johanna bestand. Als Mevius, ein Mann von etwa vierzig Jahren, dessen Haltung und stolzer Gang seinen hochfahrenden Charakter, die Geringschätzung seiner Kollegen und eine unduldsame Selbstsucht verriethen, in die Hausflur trat, blieb er unwillkührlich in der Thür stehen, denn Johanna, die eben aus dem Zimmer gekommen war, trat ihm entgegen und machte ihn durch den Zauber ihrer Schönheit gleichsam in eine Bildsäule verwandeln. Der stolze Italiener neigte sich tief vor der reizenden Jungfrau, nahm den mit einer dunkeln Feder verzierten breiten Hut vom schwarzgelockten Haupte und sagte: Seid gegrüßet, schöne Dame! bin ich hier recht im Hause des Herrn Peter Schütze, eines Kirchvaters von St. Ulrich und Levin?

Ihr werdet erwartet, so Ihr, wie ich vermuthe, der Bildhauer, Herr Mevius seid! antwortete Johanna, schritt nach der Thür des Wohnzimmers und hieß den Künstler eintreten.

Eine lange Unterredung der Männer fand statt. Heinrich Hordens der Steinhauer hatte mit vieler Bescheidenheit erklärt, daß er, ein Mann von Erfahrungen aller Art in dem weiten Gebiet der Baukunst

zwar die veranſchlagten und auf dem ihm mitgetheilten Pläne vorgezeichneten Thürme tüchtig und dauerhaft zu bauen ſich getraue, daß er aber weit entfernt ſei von dem Gedanken, ſich der Geſchicklichkeit zu rühmen, den Anſprüchen ſeiner Vorgeſetzten und dem Geſchmacke der Zeit gemäß zu bauen. „Ich habe — ſagte er — ſchon im voraus für einen tüchtigen Künſtler geſorgt und an meinen Vetter in Nürnberg geſchrieben, welcher vor drei Jahren die ſchönſte Kirche Deutſchlands, nämlich die Schloßkirche in Gotha, gebauet hat, und hoffe, daß er nächſtens bei mir einſprechen werde. So, Ihr hochweiſe Herren, dieſem berühmten Meiſter Euer Vertrauen ſchenken und ihm die Reiſekoſten vergütigen wollet, welche er doch ſo wenig als ich aus eigener Taſche tragen kann, ſo bitte ich um einen Beſchluß, um mich zur Aufnahme und würdigen Unterhaltung des gefeierten Künſtlers vorbereiten zu könnnen.

Der Bauvorſtand, völlig einverſtanden und zufrieden mit dem Vorſchlag des beſcheidenen Hordens, genehmigte den Antrag mit Vergnügen und der Bürgermeiſter Kühlwein ſowie der Dr. Böttcher freuten ſich der Ankunft des jungen Künſtlers, den ſie von Sondershauſen aus kannten, wo er, als letzterer dort Prediger geweſen war, durch den Neubau zweier Thürme ſeinen ihm vorausgeeilten und durch viele Atteſte begründeten Ruf vollſtändig bewährt hatte.

Ganz anders trat dagegen der zweite Unternehmer,

der Bildhauer Andreas Mevius auf. Eingeführt von der schönen Johanna, der bescheidenen Tochter des gastlichen Hauses, nahm er, nach einem mehr nachlässigen als leichten Gruße an der kleinen Versammlung, den ihm von der Jungfrau dargereichten silbernen Becher mit Cyperwein, leerte ihn mit einer süßen Schmeichelei und sagte dann zu den Gliedern des Bauvorstandes sichtbar gereizt: Ist es von so hoher Wichtigkeit, Ihr Herren, daß Ihr mich habt vor Euch rufen lassen? Bildet aber Euch nicht ein, daß ich mich nach Euren etwaigen Vorschriften richten und einen Finger breit von den Grundsätzen meiner Kunst abweichen werde! ich habe den Kontrakt für mich und werde Euch in der Sache selbst, vor Ihr nichts versteht, keinen Gehorsam leisten!

Mit vieler Mühe gelang es der ruhigen Haltung und Umsicht des Bürgermeisters Kühlwein sich dem stolzen Künstler verständlich und ihm begreiflich zu machen, daß es ihre Verantwortlichkeit gegen die Stadt erfordere, sie, die beiden Bauunternehmer nochmals zu fragen, ob sie sich getrau'ten allein und ohne fremde Hülfe oder Rath alle Theile des in seiner Art schwierigen Baues der ihnen mitgetheilten Zeichnung nach auszuführen, wobei er nicht vergaß, die ihnen und der ganzen Stadt bekannte Kunstfertigkeit des Bildhauers als maßgebende Empfehlung darzustellen, Mevius sagte kein Wort mehr, aber mit glühenden Blicken starrte er nach der in einer Fensterbrüstung

ſtehende Johanna, warf eine Handvoll aus der Bruſttaſche ſeines Spaniſchen Mantels gelangter Papiere auf den ziemlich ausgelegten Nußbaum-Tiſch und murmelte mit den geſchloſſenen von einem ſchwarzen Bärtchen umſchatteten Lippen die kurze ironiſche Bemerkung: Mögt Ihr Euch klug genug dünken, das Lob zu ſchmähen, das mir Florenz und Genua, Mailand und Rom gezollt haben? Ich bin ein Bildhauer und mag nimmer zugeben, daß meine Kunſt mit dem Handwerke eines Maurers oder Steinmetzers vermengt werde.

Er ſetzte ſich auf den ihm von dem Kirchvater Schütze dargebotenen Lehnſtuhl von roth gepolſterter Seide, ſtarrte wieder nach der ſchönen Jungfrau und nahm von der weitern Unterhaltung des Vorſtandes keine Kenntniß mehr. —

Acht Tage drauf ſchritt auf der Straße von Halle nach Bernburg ein junger Menſch auf einem über eine Meile lang durch einen dichten Wald führenden Wege fort und ſchien, in ſchweren Gedanken vertieft, nicht der reizenden Ausſicht anſichtig zu werden, die ſich auf der einen Seite ſeinen Blicken darbot. Es war eine jähe Abdachung, von der man ein mit anmuthigen Dörfern und Meiereien mit grünen Wieſen und wogenden Fruchtfeldern, mit blüthenreichen Baumgärten und klappernden Mühlen überſäetes, mit allen Reizen des Frühlings geſchmücktes Thal, ein paradiſiſches Tempe der Vorzeit, überſahe. Noch

ein Schritt vorwärts und der ſinnende Wanderer wäre hinabgerollt über ſpitz hervorragendes Geſtein, gerade in den tiefen Keſſel eines unter dem Berge dahinrauſchenden Waldbachs. Zum Glück ſchlug der Jüngling noch zeitig genug die Augen auf, und bemerkte die Gefahr, in die vor ihm ſich ausbreitende Tiefe zu ſtürzen. Mit einem vor inniger Luſt und Freude glühenden Blick ſchaute er in das freundliche Thal und ſetzte ſich ohnehin von der Reiſe ermüdet, auf einen kleinen mit Roſen bewachſenen Erdvorſprung, um die in die ſonſt platte Gegend wie hergezauberte Bergausſicht noch einige Minuten zu genießen. Er nahm ſeinen breitgekrempten Filzhut vom blonden Lockenkopfe, legte ihn neben ſich und weidete nun erſt ſeine Blicke recht ordentlich an der reizenden Gegend. Zwar bog die Sonne ſchon nach den weſtlichen Bergſpitzen und mahnte an den nahenden Abend, allein der Wanderer ſah ja vor ſich eine Menge Dörfer und Meiereien, ſo daß er in wenig Minuten, wenn er auf dem ſchmalen geraden vor ihm anhebenden Fußpfade hinab ſtieg, unter Dach und Fach ſein konnte. Eine lange Zeit hatte er, ſich ausruhend, auf der Bergſpitze geſeſſen, als er auf den ſchmalen Pfad herauf eine weibliche Figur kommen ſahe, die wenn ſchon muthig, doch nur langſam vorſchritt, denn der Berg war ſteil und nur in hintereinander fortlaufenden Stufen konnte die muthige Frau oder Jungfrau einen Fuß nach dem andern ſetzen. Da knallte

ein Schuß neben ihm aus dem nahen Waldgebüsch, ein Thier rauch und braun von Farbe, keuchte an ihm vorüber und zwei gewaltige Hunde stürzten hinter und mit dem Thiere zugleich den Berg hinab und im Nu war die aufklimmende Frauengestalt verschwunden; ein lauter, kurzer Schrei verrieth dem jungen Wanderer, daß das Weib von den herabstürzenden Hunden umgeworfen und in die Tiefe des Thals zurückgeschleudert worden sei. Der Jüngling stand rasch auf, drückte den Hut fest auf den Kopf und eilte so schnell als es der steile Pfad gestattete, den Berg hinab.

Ein naher, unmittelbar am Fuße des Berges anmündender Bach hatte die Unglückliche aufgenommen, denn die bunten Gewänder lagen zum Theil schwimmend auf dem Wasserspiegel und eine kleine weiße Hand umklammerte den dicken Stamm einer am Ufer stehenden Eller. Ohne sich weiter zu bedenken warf sich der junge Mann ins Wasser, umfaßte mit kräftigen Armen des Mädchens schlanken Leib und trug es heraus ans Ufer, wo die sengenden Strahlen der Sonne den Boden erwärmt hatten und den Bemühungen des Retters, die Scheintodte ins Leben zurückzurufen, zu Hülfe kamen. In der nahen Mühle, wohin der Jüngling das Mädchen brachte, wurden ihr trockene Kleider gereicht und somit war allen weiteren Folgen, weil sich irgend eine Beschädigung nicht herausstellte, vorgebeugt. Dafür aber trat ein ande-

rer Uebelstand ein. Das Mädchen erzählte, daß ihr Vater, der Lederhändler Peter Schütze aus Magdeburg, mit ihr nach Bernburg zum Vetter gefahren, mit diesem in dem Walde auf der Jagd und daß sie inzwischen zu Fuß umhergegangen sei, um sich die überaus reizende Gegend zu besehen; den Berg habe sie ersteigen wollen, weil sie dem Vater versprochen habe, auf demselben gerade an der Stelle, zu welcher der schmale Pfad führe, seiner zu warten. Der Jüngling erbot sich, den Berg wieder zu ersteigen und den Vater der Jungfrau, in welcher die Leser die schon oben genannte Johanna wieder erkennen werden, von ihrem Aufenthalte in der Mühle zu benachrichtigen. Alsbald nach seiner Rückkehr dahin traf denn auch der Lederhändler und Kirchvater Peter Schütze ein und beide Männer begaben sich nach der Mühle um Johanna abzuholen, da auch der junge Fremde zu erkennen gegeben hatte, daß Magdeburg ebenfalls das Ziel seiner Reise sei. Als Peter Schütze hörte, was er dem jungen Manne dafür, daß er seiner Tochter das Leben gerettet, zu danken hatte, nöthigte er ihn nicht nur mit ihm in seinem Wagen nach Magdeburg zu fahren, sondern bot ihm auch in seinem sehr geräumigen Hause Logis an, denn der Jüngling war Niemand anders als der Vetter des Steinmetz Hordens, der von diesem zum Thurmbau an der Ulrichskirche verschriebene, berühmte Baumeister Anton Fischer aus Nürnberg, der, wie er unter Wegs erzählte, das

freie, zwangloſe Zufußreiſen jeder andern Art Forkommens vorzog und ſchon zweimal eine ähnliche Reiſe nach Frankreich und Italien gemacht hatte. Johanna, die von dem berühmten Baumeiſter öfters hatte ſprechen gehört, war immer in der Vorſtellung geweſen es müſſe ein ſolcher Künſtler ſchon ein Mann von hohem Alter ſein, und ſtaunte nicht wenig, in demſelben einen ſo blühenden, mehr feigen und ängſtlichen, als blos beſcheidenen Menſchen zu finden. In Magdeburg angelangt, ließ es zwar Peter Schütze geſchehen, daß am nächſten Morgen Anton Fiſcher ſeinen Vetter, den Steinmetz Hordens, beſuchte, that es aber durchaus nicht anders, als daß er für die ganze Dauer ſeines Aufenhaltes bei ihm wohnte, denn Hordens Ehegattin lag ſeit geraumer Zeit auf dem Siechbette, und würde daher der Aufenthalt eines Fremden in dem Hordenſchen Hauſe für beide Theile, den Wirth und Gaſt, gleich ſtörend geweſen ſein. Anton Fiſcher war eine ſchlanke, zarte Geſtalt, hatte ein, wenn auch etwas bleiches, doch ſonſt überaus einnehmendes Geſicht und gewann durch ſeinen äußerſt ſanften und leutſeligen Charakter bald die Herzen aller Magdeburger, mit denen er nur in irgend eine Berührung kam. Er hatte, wie er erzählte, nur noch eine Mutter, an der er mit ſchwärmeriſcher Liebe hing, und die er auch in der Ferne, wie eine Heilige verehrte. Ein Wunder war es daher nicht, wenn auch Johanna, die dem blonden Jüngling täglich wenn auch man-

chen Tag nur beim Mittagstisch, sahe, von Zeit zu Zeit höher schätzen und nach und nach lieben lernte. Aber auch der junge Baumeister war bald der reizenden Jungfrau gegenüber nicht gleichgültig und so stahl sich die Liebe in die Herzen der beiden jungen Leute und setzte sich so fest darin, daß keins ohne das andere leben konnte.

Der Bildhauer Mevius arbeitete an der Kanzel und Fischer mit dem alten, ehrlichen Hordens an den Thürmen und dem übrigen Mauerwerke, so daß jeder den Tag über seine volle Beschäftigung hatte. Den Abend brachten alle drei Künstler gewöhnlich bei Peter Schütze zu, denn der Lederhändler war ein reicher Mann und lebte nur für die Gastfreundschaft, die er mit fast verschwenderischer Freigebigkeit in seinem Hause übte. Wenn Hordens und Schütze dem Bachus huldigten, so rangen Fischer und Mevius um den Preis der Liebe und hüteten mit allen Waffen der Eifersucht die Blicke Johanna's, die ihrer Seits sich so zu benehmen wußte, daß Niemand errathen konnte, wem sie den Vorzug ihrer Begünstigung einräume.

Ueber ein Jahr schon hatten die drei Künstler am Kirchenbau gearbeitet, die Thürme standen, gleich gewaltigen Riesen, auf felsenfestem Grunde und ragten stolz empor über die schönsten Häuser der nicht fernen Prälatenstraße, hoch über diese und das nahe Ulrichsthor hinwegschauend und dem nahenden Wan-

derer den Ruf ihrer Schöpfer verkündigend; aber auch die innere Zierde des erhabenen Tempels war ruhmvoll gelungen, die Kanzel war vollendet und ihr sinnig schöner Bau ergriff alle Beschauer und Kunstfreunde mit derjenigen stillen Andacht, welche der gefeierte Redner in den frommen Herzen der gläubigen Beter und Zuhörer zu erwecken sucht.

Eines Tages waren die mit der Leitung des Tempelbaues beauftragten Väter der Stadt, der Bürgermeister Kühlwein, die Prediger Böttcher und Siebenhaar, die Kirchväter Schrader und Schütze, sowie die beiden Rathmänner Götze und Pohlmann, von welchen Ersterer der Kirche einen Altar, Letzterer eine Orgel verehrt hatte, versammelt, um über die Ausführung des Baues, der seiner Vollendung nahe war, zu sprechen.

Bei dieser Gelegenheit erzählte Schütze, daß die beiden Künstler, Mevius und Fischer, um seine Tochter, Johanna, geworben, daß er sie aber zur Zeit Keinem von beiden, weil er sie gleich schätze, zugesagt und sich einen ganz eigenen Plan ausgedacht habe. Er wünsche daß Beide, als geschickte Bildhauer, ein Kunstwerk liefern, und der Preis des Siegers seine Tochter sein möge.

Der Vorschlag fand Beifall und sofort besprach man sich über die zu wählenden Gegenstände. Das eine Bild sollte den am Oelberge betenden Heiland vorstellen, das andere den Teufel, welcher einen Säug-

ling in den Krallen hält, damit ſollte eine Scene vom 10ten Mai 1631 bezeichnet werden, wie ein feindlicher Soldat einer Mutter ihr Kind aus den Armen geriſſen und vor ihren Augen gemordet hatte.

Weil aber jeder der beiden Künſtler gewiß lieber den Heiland als den Teufel darſtellen würde, ſo ſollte das Loos entſcheiden. Schütze machte dieſe mit dem Plane bekannt und ließ ſie, da ſie darauf eingingen, looſen, ſagte ihnen auch ehrlich, daß der Preis des Siegers ſeine Johanna ſei. Mevius hatte, ſo traf das Loos, den Heiland, Fiſcher den Teufel zu bearbeiten. —

Die Sache war damit abgemacht. Die beiden Bildhauer machten ſich am nächſten Tage ſchon an die Arbeit und da Johanna den Sommer über bei der Muhme in Bernburg war ſo wurden die Gebilde ihrer Kunſt, ohne daß ſie es erfuhr, nach einigen Wochen fertig. An der äußeren ſüdlichen Seite des großen Thurmes ſahe man, von Anton Fiſcher in Stein gehauen den Teufel, wie er ein gewindeltes Kind in den Klauen trug, auf der nördlichen erblickte man, von Andreas Mevius ebenfalls in Stein gegraben, das Bild des Heilandes Jeſu Chriſti, wie er, kurz vor dem Verrath durch Judas, am Oelberge betet, während die Jünger nicht fern davon ſchlafen.

Das Volk umſtand täglich in dichten Haufen die Ulrichskirche und ſahe nach den beiden Bildern;

mit Abſcheu betrachtete es die Geſtalt des Teufels mit dem Kindlein in den Krallen, mit inniger Freude, ja mit frommen Entzücken den betenden Welterlöſer. Niemand konnte, Niemand mochte ein Urtheil fällen denn das vernünftige Publikum erkannte, daß nur ein Künſtler, ein Sachverſtändiger über die Vorzüge beider Bilder entſcheiden könne. Am Dresdner Hofe hatte der Bürgermeiſter Kühlwein einen Freund in dem kurfürſtlichen Baumeiſter Otto, an dieſen ſchrieb er und lud ihn ein, die Bilder zu beſehen und ſein Gutachten ſollte entſcheidend ſein, denn der Mann kannte die beiden Bildhauer nicht und wußte ja nicht, wer das Eine oder das Andere gefertigt hatte. —

Da, es war eines Tages im Oktober, kam Johanna von Bernburg zurück. Die Jungfrau war fröhlich und heitern Sinnes, denn ihre betagte Frau Muhme und Pathe hatte ihr noch beim Leben eine ſchöne Villa in den reizenden Umgebungen jener Stadt geſchenkt. Johanna hatte ihr ihre Liebe zum Bildhauer Anton Fiſcher vertraut und die gütige Matrone hatte an den Vater geſchrieben, daß er den beiden Liebenden kein Hinderniß in den Weg legen, vielmehr die Wahl ſeines einzigen Kindes durch ſeinen Segen billigen und eiligſt die Trauung vollziehen, das junge Ehepaar dann aber auf ihre Villa ziehen laſſen möge, damit es der Rache des Nebenbuhlers Mevius entginge. Zu ſpät kam dieſer wohlgemeinte, mütterliche Rath, der ſtolze Lederhändler hatte ſein Wort gegeben,

das er nimmer brechen mochte. Kein Bitten und Flehen der geliebten Tochter, nicht ihre Thränen mit den Drohungen, daß sie ihn verlassen und in ein Kloster gehen werde, wenn er auf der Entscheidung ihres Schicksals durch die Begutachtung der beiden Bilder bestehen würde, konnten ihn zur Aenderung seines thörigten Entschlusses bewegen. — Da ward auf einmal Johanna zornig und sann auf ein Mittel, der Besorgniß, dem verhaßten Mevius als Gattin überwiesen zu werden, zu entgehen. Indem sie dem Vater an einer heitern Morgenstunde das Zugeständniß ablockte, der von ihm beschlossenen Entscheidung ihrer Seits, eine Bedingung beifügen zu dürfen, erklärte sie, daß sie nur demjenigen mit ihrer Hand zugleich ihre Liebe ja ihr ungetheiltes, volles Herz zuwenden werde; der es unternehme, ohne Leiter und Gerüst, auf einen schmalen, schief herabhängenden Balken zu dem von ihm gefertigten Bilde herab zu steigen und ihren Namen unter dasselbe zu schreiben, denn nur in einem solchen Wagniß wolle sie die Stärke der wahren Liebe zu ihr erkennen.

Das Loos, welches bestimmen sollte, wer von beiden Künstlern den Anfang mache, traf Mevius. Mit trotziger Verwegenheit ging dieser an das Wagniß, nachdem zuvor, seinem ausdrücklichen Willen gemäß, die Bedingung hinzugefügt war, daß Niemand den zur That entschlossenen Bildhauer in die Kirche begleiten, Niemand ihm helfen, daß er allein zu wel-

cher Zeit er wolle, zur Luke des Thurmes hinaussteigen und sich so auf dem Balken fortbewegen möge. Mevius schritt kühnen Muthes in den Tempel und erschien bald außerhalb des Thurmes auf dem schmalen Balken, aber hier blieb er, sich hoch aufrichtend, stehen und rief herab: „Thut es mir nach, Kollege Fischer! gern überlaß' ich Euch dann den Ruhm des Siegers und den edeln Preis!" dann verbeugte er sich gegen das unten stehende Volk und kehrte stolz zurück; ein lauter Jubel, ein donnerndes bravo empfing den Ruhmgekrönten. Gesenkten Hauptes, mit der leichten Arbeitsjacke bekleidet, einen breitgekrempten Hut von Strohgeflecht über das Gesicht gestreift, um, wie es schien, die Augen vor den hindernden Strahlen der Sonne zu schützen, sahe man nun den andern Bildhauer, Anton Fischer, in die Kirche schlüpfen; auch er, der bleiche, zarte Jüngling schwang sich kühn aus der kleinen Oeffnung auf den Balken, hier setzte er sich und glitt, mit einer Verwegenheit, die alle Zuschauer zittern machte, bis zu der Stelle herab, wo das Bild endete, und unter den Füßen des Teufels in eine leere Fläche auslief.

Bald prangten, stark und deutlich mit schneeweißer Kreide auf dem grauen Gestein geschrieben, die Worte »Johanna Schütze« und das erstaunte, mit Angst und Zagen beobachtende Volk wagte kaum zu athmen, es hob, bereit in ein lautes, tausendstimmiges Lob auszubrechen, die Hände zum Beifallklat-

schen empor und vermochte nicht aus der furchtbaren Spannung zu kommen, da sich der verwegene Künstler aufrichtete und den Balken mit den Armen umfaßte, um an ihm hinauf zu klettern. Da — schon war der Jüngling der Luke nahe und schickte sich an hineinzusteigen — da warf ein Sonnenblick leuchtende Strahlen auf ein bärtiges Männergesicht, welches inwendig vorüberschwebte, mit einem Male wankte der starke Balken, lös'te sich los von den ihn im Thurme fest haltenden Bändern und mit ihm stürzte der von wahrer, inniger Liebe zur Ausführung einer für unmöglich gehaltenen That begeisterte, der kühne, von Tausenden mit banger Freude beobachtete, allgemein bewunderte Künstler aus der Höhe herab auf untenliegendes Gestein, daß der breitgekrempte Hut weit hinflog unter die vielen Zuschauer und eine Leiche mit zerschmetterten, blutigem Haupte vor ihren Füßen lag. Doch ein neuer, ein noch furchtbarerer Schrecken bemächtigte sich der Herzen aller Gefühlvollen, denn die beiden Bildhauer, Mevius und Fischer, stürzten gesund und lebensfrisch herbei und der Letztere umfaßte die Leiche, trug sie auf seinen Armen in's nächste Haus und nun erst erkannte man in dem verunglückten für den Anton Fischer gehaltenen Waghalse, der von dem eifersüchtigen Mevius erkannt worden sein mochte, die zum blutigen Sühnopfer gewordene Jungfrau, Jahanna, die, wie man später erfuhr, den Geliebten mit dem Vorgeben getäuscht und von dem

Unternehmen zurückgehalten hatte, daß sie nur bis an die Thurmluke steigen und den ihr verhaßten Mevius für einen abgewiesenen Prahler ihn aber öffentlich für ihren Verlobten erklären, dann aber mit ihm nach Bernburg reisen und nach der schon eingeleiteten Verbindung auf ihrer Villa wohnen wolle; die sich aber in der Verkleidung an das gräßliche Unternehmen gewagt und durch Schuld des Mevius, welcher den Balken losgemacht, ihren Tod gefunden hatte.

Epilog.

Das Spiel ist aus, der Vorhang fällt; es schleichen
Die Sagen und Legenden still sich fort. —
Sie konnten, ach! die Höhe nicht erreichen,
Des Gipfels Punkt nicht, der durch Zeit und Ort
Ein Meteor geworden in dem Lande,
Wo große Thaten ruh'n am Elbe Strande. —

Die lange Zeit
Der Thoren Neid,
Der Bürger Sorgen und Zagen —
Sie drücken ſehr
Und zieh'n einher
Gleich Wolken an ſonnigen Tagen.

Wir bau'ten kühn der alten Welt Theater
Und rollten muthig unſern Vorhang auf;
Wir ſchrieben Freud' und Leid und Luſt und Hader,
Der Guten und der Böſen Lebenslauf.
Stolz traten wir für unſ're Leſegäſte
In nied're Hütten ein und in Palläſte. —
Die Lerche ſingt —
Der Sommer bringt
Dem Volke lebende Früchte. —
Fort mit dem Buch!
Es weicht der Fluch
Dem Nahen holder Gerichte. —

Vom Heidenthum, von blindeu Volkeswahne,
Vom kleinen Flecken an der Elbe Strand,
Vom Sachſenvolke das im leichten Kahne
Oft einen Feind, den ſtarken Wenden, fand —
Von Editha und Otto's Liebe klangen
Die Lieder, die wir in den Sagen ſangen.
Wer denkt der Zeit?
Sie liegt ſo weit
Im alten umgürteten Schooße.
Ein eitler Traum
Iſt heute kaum
Noch Magdeburgs ſinnige Roſe. —

Wie Kloſterthum und Mönchesſitte ſtrebten
Die Geiſter einzukerkern mit dem Leib —

Wie fromme Prieſter eitler Weltluſt lebten
Und doch nicht beſſer waren ohne Weib,
Als alle Prieſter, die bei Weib und Kindern
Der Kirche Wachsthum fördern oder hindern.

Das lies heraus
Im Sagenſtrauß
Und halt's mit der Aera zuſammen,
In der du biſt
Ein neuer Chriſt!
Wer wollte die Zeiten verdammen!?

Wer da, wo Otto einſt, der Große thronte,
Wo man noch dreie der Ottonen ſah',
Wer unterm Schutz des heil'gen Krummſtabs wohnte —
Wer — ſtand er Thron und Stabe auch nicht nah —
Den frommen Sinn mit eitler Weltluſt paarte,
Sich einen Schatz für Erd' und Himmel ſpaarte.

Die Mennoniten
Die Jeſuiten —
Und wie ſie, die Sekten, noch heißen,
Die kannte man nicht —
Des Chriſten Pflicht
War: „glücklich in Frieden ſich preiſen."

Der Ritter Prunk, der Burgverließe Grauen,
Den Knapp und Reiſigen im Kampfturnier,
Der Frauen Sittigkeit in deutſchen Gauen —
Das Alles in den Sagen ſchrieben wir;
Wie ſtolz die Fähnlein der Geharn'ſchten flogen
Wenn ſie, zu ſchützen ihren Kaiſer zogen.

Den Junker zu Balle,
Die Knechte im Stalle,
Die gnädige Frau in dem Saale

Die gab es nicht —
Bei Kerzen-Licht
Kredenzte sie Humpen zum Mahle.

Wie sich der Bürger, um sein Recht zu wahren
Vor Pfaffentrug und äuß'rer Feinde Zwang,
Mit Stahl gerüstet stürzte in Gefahren
Wie er um Freiheit seiner Güter rang —
Wie er mit Stolz Gehorsam treu vereinte,
Das lehrt die Sage dich und — wie er's meinte.

Die Polizei
Lag noch im Ei
Ein Embryo ewiger Zeiten;
Was hell und klar
Kein Unfug war
Das mochte der Bürger nur leiden.

Die Liebe schuf der Herr in aller Herzen —
Sie geht in Thränen auf, wer stolz sie sä't;
Ihr Boden ist ein Dornenfeld — und Schmerzen
Sind ihre Früchte, wenn die Saat geräth. —
Die Liebe muß in Sagen und Legenden
Als Phänomen der Geisterwelt sich enden.

Der Tauber girrt
Der Käfer schwirrt
Im süßen Gefühle der Liebe
Ums Weibchen her —
Wo wäre — wer
Nicht fühlte die himmlischen Triebe?

Ein reiches Feld voll Schrecken und Gefahren
Bot uns der Magdeburger Sturm;
Das Blut der Bürger, das von Tilly's Schaaren

Vergoſſen heut noch in des Domes Thurm
Ein Zeugniß der Geſchichte vor uns ſtehet
Das nimmer im Gedächtniß untergehet.
O, Jammertag!
Ach! wer vermag
Im Geiſte dich zu ſchauen —
Wie rohe Luſt
Der Bürger Bruſt
Zerfleiſchte und der Frauen!

Wohl ſtand die Stadt, ein Phönix, aus den Trümmern
Zu neuem Flor und Leben wieder auf,
Und hörte man auch lange noch das Wimmern
Der ſel'gen Geiſter in der Elbe Lauf —
Noch lange hallten aus den Schmerzenstagen
Verwaiſ'ter Kinder wehmuthsvolle Klagen.
Gott hat's gewollt —
Ein Zeichen ſollt'
Dem Volk der Chriſten werden,
Das nimmermehr
Die reine Lehr'
Verſchwinden werd' auf Erden. —

Du ſtolzer Bau! du Zier der Stadt und Freude!
Du grauer Dom mit deines Innern Pracht!
Dich blickt bewundernd noch der Fremdling heute
Wohl an und träumt von dir in langer Nacht. —
Die Wunder, die noch jüngſt im Dunkel lagen,
Wir haben ſie erzählt in dieſen Sagen.
Noch prangt als Schild
Des Schäfers Bild
Und immer und ewig wird's bleiben
Ein Zeugniß laut
Daß dich gebaut
Ein Schäfer, ſo wie wir es ſchreiben.

Noch ist der Sagenschatz nicht ganz gehoben,
Es ruht im Dunkel noch so mancher Kern,
Von Nebelduft so mancher Keim umwoben,
Ans Licht gebracht ein glänzend schöner Stern.
Ein Ort, ein Haus, ein Bildniß ohne Nahmen —
Die Sage forscht und giebt ihm Wort und Namen.
Mit frischem Muth
Für solches Gut
Beginnen in besseren Tagen,
Wenn's Leben tagt,
Wir unverzagt
Ein neues Kapitel von Sagen.

Nehmt unsern Dank, Ihr Leser nah' und ferne!
Für unsrer Arbeit segensreichen Lohn!
Glaubt! Eure Enkel lesen's einstens gerne.
Was ihnen läßt als Erbe einst der Sohn!
Des Vaterlands der Heimath alte Zeichen
Sie sind im grünen Wald die deutschen Eichen!
Die Zeit verrinnt
Wie Sturm und Wind —
Doch was des Wetters Toben
In schwüler Nacht
Hervorgebracht,
Wird seinen Meister loben!

Die Kaiserin Adelheid

als

Versöhnerin und Beglückerin.

Dazu ein Prämienbild.

Den ersten Theil unsrer Sagen und Legenden von Magdeburg haben wir mit einem Prämienbilde geschlossen, welches, nach der dasselbe erläuternden Beilage, den Moment darstellt: wie der von Otto dem Großen, welcher damals noch König war; geächtete Bruder desselben, Heinrich unter der Maske eines Bettlers, vor der Wohlthäterin Editha, Otto's Gemahlin, erscheint und sie um die Gunst und Gnade bittet, seine Versöhnung mit dem schwer gekränkten und deßhalb äußerst erzürnten königlichen Bruder zu vermitteln. Die im Wohlthun und Segenspenden nie ermüdende Fürstin ließ sich erbitten; Heinrich wurde von Otto wieder zu Gnaden aufgenommen, empfing von ihm das Herzogthum Baiern und blieb tief gerührt von

solcher Großmuth, ihm treu ergeben bis zum Tode. Damit waren aber die traurigen Erfahrungen, welche dieser Fürst in seiner eigenen Familie machen sollte, nicht zu Ende, er erlebte noch größeres Leid an seinen Kindern, und würde den Umtrieben derselben erlegen sein, wenn er nicht ein eben so tapferer Held, als frommer Regent gewesen wäre.

Die Versöhnung der beiden Brüder war im Jahr 942 erfolgt, fünf Jahre später, im Jahr 947, starb Editha und erst als sein Sohn Ludolf zu einem kräftigen Prinzen herangewachsen war, traten die unglücklichen Zerwürfnisse mit demselben ein. Otto hatte nämlich aus erster Ehe nur zwei Kinder, den Prinzen Ludolf, welcher durch eine Vermählung mit der Tochter des Herzogs von Schwaben in den Besitz dieses Landes gelangte, und die Prinzessin Luitgard, die späterhin dem Herzog Konrad von Franken und Lothringen vermählt ward. Nach der frommen Editha Tode kam eines Tags ein Pilger aus Italien und bat um Gehör. Otto ließ ihn vor sich. Der Pilger war in eine Mönchskutte gehüllt und überreichte dem König einen Brief. Dieser lautete also:

Glorwürdiger König und Herr!

„Mein Gemahl, der König Lothar von Welschland, hat das Zeitliche gesegnet und mich, eine ein und zwanzigjährige Witwe schutzlos hinterlassen. Der Herzog Berengar beabsichtiget mich, um sich des Landes zu bemächtigen, seinem Sohne zu vermählen. Ich

widersetzte mich seinem Ansinnen und sahe mich, weil er mit Gewalt drohete, genöthiget zu entfliehen. Allein ich wurde von meinen Verfolgern eingeholt, ergriffen und in einen Kerker geworfen, wo mich Willa, das schändliche Weib des Berengar mit Füßen trat an den Haaren raufte, mich meines Schmuckes beraubte und täglich aufs entsetzlichste mißhandelte. Der Ueberbringer dieses Schreibens, ein treuer Mönch, Namens Martin, wagte es, mich zu befreien. Er untergrub die Mauern der Burg, drang bis zu meinem Kerker vor und brachte mich glücklich ins Freie. Nachdem er mich auf einem Kahne über einen großen See gesetzt hatte, mußte ich mich mehrere Tage lang in einem Gebüsch am Ufer verbergen, wo ich unfehlbar umgekommen sein würde, wenn mich der Mönch nicht durch einen gutmüthigen Fischer hätte unterhalten lassen. Endlich gelang es meinem Retter, mich in ein Schloß eines ihm wohlwollenden Herzogs zu bringen, von wo aus ich diesen Brief an Euch schreibe. Ihr seid ein mächtiger König, ein tapferer Held und ein frommer und edler Fürst. Euch will ich um Schutz und Rettung bitten. Kommt und bekämpft meine Feinde und nehmt, so Ihr entschlossen seid, Euch wieder zu vermählen, mich als Euer Gemahl und empfanget damit zugleich das schöne Italien."

Adelheid, Königin Witwe.

Sich durch Tapferkeit und Ritterlichkeit eine Frau und damit zugleich das schöne Italien erwerben,

war für den kühnen Otto eine zu süße Lockung, als daß er das Unternehmen nicht hätte wagen sollen. Er überstieg 951 die Alpen, welche Deutschland von Welschland trennen, entsetzte die Veste, in welcher die Königin Adelheid abermals von Berengar belagert ward, nahm die Hauptstadt Oberitaliens, Pavia, ein, ließ sich daselbst zum König von Italien krönen und, und feierte seine Hochzeit mit der schönen Adelheid. Allein diese übereilte Heirath brachte eine große Mißstimmung in die Familie. Otto hatte nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Editha, seinen Sohn, den Prinzen Ludolf, zum Thronfolger ernannt und schien diesen Entschluß, nach seinem Schritte zur zweiten Ehe, zu bereuen. Prinz Ludolf, diese Sinnesänderung wahrnehmend, verband sich nun mit seinem Schwager Konrad, zog noch andere Fürsten in die Verschwörung gegen seinen Vater und hielt mit denselben auf dem Schlosse zu Saalfeld eine Berathung, in welcher der Krieg gegen Otto beschlossen wurde. Es kam auch bald zu offenen Feindseligkeiten, bei welchen die Empörer, welche überall Anhang fanden, fast immer die Oberhand behielten. Um sich noch mehr zu verstärken, hatte man sogar die Ungarn nach Deutschland gerufen, die. als sie einmal da waren, weder Freund noch Feind verschonten, so daß nicht allein König Otto sondern auch alle Fürsten, die sich gegen ihn verschworen hatten, von diesen tapferen und gewaltigen Schaaren hart bedrängt wurden. Diese

große und gemeinsame Noth hatte indeß zur Folge, daß zwischen Otto und seinem Sohne und Schwiegersohne eine Versöhnung zu Stande kam.

Späterhin führten die Angelegenheiten Italiens den König wieder über die Alpen nach den Ländern, die zwar einen schönen Himmel haben, aber von keinem treuen Volke bewohnt werden und den deutschen Kaisern vielfältig verderblich gewesen sind. Otto ging bis zu dem alten, sonst so berühmten Rom, und ließ sich nach dem Beispiele Kaiser Karls des Großen, gelüsten, die römische Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen. Dieß geschah im Jahr 962 und in demselben Jahre kehrte er nach Deutschland zurück und erhob die ihm schon früher lieb und werth gewordene Stadt Magdeburg zum Sitz eines Erzstifts, vollendete auch in dem folgenden Jahre den damit unternommenen Bau einer Cathedrale oder Domkirche. Nachdem er den Abt zu Weißenburg im Bisthum Speier, Adelbert zum Erzbischof ernannt hatte, machte er abermals einen Zug nach Italien. Vor seiner Abreise dahin hatte er noch viele Beweise seiner Gnade verliehen, unter anderen, dem Sächsischen Stadthalter, Markgrafen Gero, die herzogliche Würde ertheilt und ihn zum Kommissarius einer in Magdeburg abzuhaltenden Ständeversammlung bestimmt. Als Gero, in Abwesenheit des Kaisers Otto, zu diesem Zwecke nach Magdeburg kam, glaubte der Erzbischof, welchem Otto einen eigenen Palast zur Wohnung eingeräumt hatte

den Herzog Gero mit kaiserlichen Ehrenbezeugungen empfangen zu müssen; er ließ, bei seinem Einzuge, mit allen Glocken läuten, die Domkirche, wohin er ihn an der Hand führte, mit Wachskerzen erleuchten, ihm an der Tafel den obersten, sonst nur dem Kaiser gebührenden Platz, ja endlich ihm sogar des Kaisers Schlafgemach einräumen.

Als Otto im Jahr 973 aus Italien nach Deutschland zurückgekehrt war, kam er alsbald mit seiner Gemahlin Adelheid und dem mit ihr erzeugten Prinzen, Otto, nach Magdeburg, wohnte am Palmsonntage dem Gottesdienste im Dom bei und hatte Tags darauf mehrere Herzöge, Bischöfe, Grafen und andere Große zu einem Mahle geladen, bei welchem er sich mit denselben über mancherlei Gegenstände und Einrichtungen berathen wollte.

Otto sahe sich im Kreise der an der Tafel sitzenden Gäste um und vermißte seinen Sohn, den Herzog Ludolf nebst einigen anderen Herren so wie auch seinen damals etwa 11 Jahre alten Sohn Otto, der nach ihm als Otto II. regierte. Er redete die noch an der Tafel schmausende Gesellschaft an sich durchaus nicht stören zu lassen, wenn er, um ein dringendes Familiengeschäft abzumachen, sich auf einige Augenblicke entfernen werde, und wurde von Adelheid in sein Audienz-Gemach geführt, dessen Fenster nach der einen Seite des Doms gerichtet waren. Otto traf hier seinen Sohn, Ludolf, in schweren Gedanken

vertieft mit gekreuzten Armen an einer Säule lehnend, neben ihm über die rechte Schulter ihm blickend standen zwei Männer, die angeblich zu seinem Gefolge gehörend, eben so scharf über Etwas nachzudenken schienen und von welchen der Erstere, dem Herzog Ludolf am nächsten Stehende ein Gesicht zur Schau trug, das bei einer ungewöhnlichen Breite und Stärke den Stempel der Rohheit und gemeinsten Verrätherei spiegelte. Der Kaiser trat an den Prinzen heran und warnte ihn vor neuen Umtrieben

Ludolf wollte sprechen und schien gerührt von den Worten des väterlichen Warners, aber ein zürnender Blick aus den Augen seines Nachbars machte ihn schweigen und Otto zog sich wieder in den Speisesaal an die Tafel zurück.

Das dieser Erzählung beigefügte Prämienbild stellt den Moment dar, in welchem Otto der Große, durch seine Gemahlin, die Kaiserin Adelheid, von der gegen ihn angezettelten und aus eigener Macht bereits unterdrückten Verschwörung unterrichtet, die Häupter derselben — seinen Sohn Ludolf und die Slavischen Fürsten Tugumir und Brunig — in die Schranken der gesetzlichen Ordnung verweiset, sie vor solchem Frevel warnt, ihnen aber auch mit ruhigem Stolz zu erkennen giebt, daß er sich zu fest auf seinem Throne und diesen zu erheben erachte, als daß er sich zu einer Untersuchungs- und Strafmaßregel wegen des ohnmächtigen Attentats herablassen könne.

Das Bild zeigt uns ferner den Prinzen Lodolf im Ritterschmuck des Mittelalters.

Die beiden, rechter Seits von Ludolf herüberragenden Köpfe gehören den Slavischen Fürsten Tugumir und Brunig an, und drücken eine diesem Volksstamme eigenthümliche Bosheit und Verrath anzeigende Sinnes- und Denkungsart aus, die wohl weiter keiner besondern Erläuterung bedarf.

Das jugendliche Gesicht etwas fern von Otto und nach demselben gerichtet, gehört dem Sohne desselben, dem Prinzen Otto an.

Hinter dem Kaiser, zunächst dem Fenster, durch welches man die Thürme des Doms erblickt, sehen wir noch vier Personen, zwei männliche und zwei weibliche. Niemand wird zweifeln, daß die schlanke Dame mit dem Hoheit und Majestät verrathenden Gesicht die um den gekränkten Gemahl besorgte Kaiserin Adelheit sei, wenn sie auch nicht um die schöne Stirne mit dem von zierlich gefaßten Diamanten umwundenen Diadem geschmückt wäre.

Der neben der Herzogin und dem Kaiser zur Linken stehende Mann mit dem ehrlich guten und doch ein kluges Handeln verrathenden Gesicht ist der schon oben erwähnte vormalige Mönch Martin.

Noch ragt der halbe Kopf eines Mannes hinter der Kaiserin hervor, in dessen starkem und kolossalen Gesicht wir weniger einen großen Geist, als einen gewaltigen Herkules erkennen. Wir täuschen uns auch

nicht in dieſer Vermuthung, denn es iſt ein Hauptmann der kaiſerlichen Leibwache, der auf Adelheids Befehl ohne Kopfbedeckung ihr gefolgt iſt, um, äußerſten Falls dem exekutiven Willen der hohen Gebieter thätige Ausführung zu geben.

Manche unſerer geehrten Leſer mögen zu wiſſen wünſchen, was es mit dieſer Verſchwörung eigentlich für eine Bewandtiß gehabt und was der unruhige Ludolf beabſichtiget habe. Eine genauere Erzählung würde den Raum dieſer Blätter zu ſehr beengen, daher wir nur im allgemeinen bemerken, daß es an jenem Tage auf die heimliche Entfernung des jungen Prinzen Otto abgeſehen, daß aber Adelheid ſo glücklich war durch Beſtechung den ſlaviſchen Fürſten Tugumir der den kleinen Prinzen fortbringen ſollte, für ſich zu gewinnen, und ſo den ganzen Plan der Verſchwörer zu vereiteln. Tugumir verrieth, ebenfalls durch Geld beſtochen, ſein eigenes Vaterland und ward ſpäter in einem Aufruhr ermordet. Bald darauf, im Jahr 973, ſtarb Otto der Große, erſt 61 Jahre alt, nach einer 38jährigen glorreichen Regierung, ihm folgte bekanntlich ſein Sohn, Otto II.

Editha iſt und bleibt der gute Engel Magdeburgs; ihr in Deutſchlands Gauen ungewönlicher Name iſt bei allen Magdeburgern, Kindern und Greiſen, Männern und Frauen, Jünglingen und Jungfrauen in ewigen Andenken und wird ſtets einen guten Klang behalten. Aber ſo wenig wir über dem Anden-

ken an Preußens unvergeßliche Königin Luiſe, über der Liebe und Ehrfurcht gegen den uns noch aus ehernen Denkmählern und theueren Stiftungen wohlthätig anwehenden Geiſt jener hochſeligen Fürſtin, den holden Genius überſehen, der noch lebend die Hand der Liebe und Wohlthätigkeit in Preußen eifrig regt, ſo wenig wir — mit kurzen Worten — in dem Namen Eliſe, der die jetzt noch lebende königliche Landesmutter ſchmückt, einen Buchſtaben vergeſſen, vielmehr denſelben guten Klang darin finden, wie in dem obigen, eben ſo wenig haben die Magdeburger Urſache den Namen Adelheid in dem Strome der Vergeſſenheit zu begraben. Hat auch dieſe Adelheid nicht ſo viel für unſere Stadt gethan und thun können, als Editha, weil ſie dieſelbe weniger hülfsbedürftig fand als dieſe, ſo dürfen doch die von ihrer Wohlthätigkeit zeugenden Züge nicht ganz in Vergeſſenheit verſenkt werden. Die Tradition hat uns einen ſolchen Zug aufbewahrt, den wir hier als letzte Sage mittheilen und dieß um für ſo paſſender erachten, als uns die preßhafte Gegenwart eine Veranlaſſung zum vergleichenden Nachdenken bietet. —

Eines Tags — es war im Frühjahr — kehrte das kaiſerliche Ehepaar aus Italien nach Magdeburg zurück und langte gerade um die Mittagszeit an, als das Volk in großen Haufen die Straßen durchzog, an manchen Häuſern ſtill ſtand, Fenſter und Thüren zertrümmerte und laut brüllend Nahrung und Brod

verlangte. Der Kaiser erkundigte sich nach der Ursache des Auflaufs und hörte mit Betrübniß, daß schon den langen, kalten Winter hindurch, in Folge einer vorausgegangenen Mißernte, Mangel an Brod gewesen sei, daß viele Arme dem Hungertode erlegen wären und daß sich gegenwärtig der Mangel zu einer nicht mehr zu bekämpfenden Hungersnoth gesteigert habe. Der Erzbischof Adalbert erzählte mit Schmerz und Bedauern, daß die herrschende Noth noch ein anderes Uebel im Gefolge habe, indem bei Westerhüsen an der Elbe ein Isisbild stehe, zu welchem die christlichen Magdeburger wallfahrteten und wo sie, wenn sie den heidnischen Götzen anbeteten, Brod und Fleisch empfingen, dadurch aber sich wieder dem Heidenthume zuwendeten. Die Kaiserin Adelheid hatte kaum den Bericht vernommen, als sie das sehnliche Verlangen aussprach, den Götzen zu sehen und sich von der wunderthätigen Kraft desselben zu überzeugen. Ihr Wille geschahe. Am Rande eines großen freien Feldstücks bei dem genannten Dorfe stand auf einer hohen steinernen Säule ein weibliches Bildniß, angethan mit einem langen und faltigen weißen Kleide, großen herabhängenden Ohren und Brüsten und in der einen Hand ein Glöcklein in der andern ein Schifflein haltend. Neben diesem Isisbilde stand auf einer mit Bäumen und Gesträuch bewachsenen Anhöhe ein dieser Göttin der Fruchtbarkeit geweiheter Tempel, in welchem von einigen heidnischen Priestern ein fortwährendes

Feuer unterhalten, dem Götzen geopfert und für die hungernden Pilger Speiſen bereitet wurden. Adelheid hatt ſich von einigen Frauen umgeben in der Verkleidung eines gemeinen Bürgerweibes an Ort und Stelle begeben, um unerkannt die Wallfahrer ſowie die Aeußerungen der wunderbaren Kräfte des Götzenbildes betrachten zu können. In einem weiten Kreiſe umher lagerten die Pilger, größtentheils Magdeburger, und nur Wenigen gelang es, ſich bis an den Sockel des Götzen vorzudrängen. Hier warfen ſie ſich im bunten Gewühl, Männer und Frauen, Junge und Alte, mit dem Geſicht zur Erde nieder, riefen laut die große Mutter Iſis bei ihrem Namen und baten um Erhörung ihrer Bitten, um Brod und andere Nahrung. Aber das Bild blickte ſteinern und kalt auf ſie herab und ſchien das Gebet mit lächelndem Munde zu verhöhnen. Erſt als ſie lange, lange auf der Erde gelegen, heulend und wehmüthig flehend die Heidengöttin um Mitleid und Erbarmen angerufen hatten, bewegte ſich das Glöcklein in der Hand der fruchtbringenden Göttin, die Segel des kleinen Schiffes ſchwellten ſich und ein lieblicher Silberton durſchſchauerte die bange Luft, auf dem nahen Berge aus dem Götzentempel klangen ſtärkere Töne herüber und das Volk erhob ſich von der Erde und ſtellte ſich ſchweigend in Reihen auf. Vom Tempel her, den Berg herab, ſchritten fünf Heiden mit einem Prieſter an der Spitze und theilten aus vollen, tiefen Körben

Brod, Fleisch und Früchte aus, aber nur Wenige empfingen Gaben, nur Wenige konnten sich sättigen, doch kein Murren ließ sich vernehmen, nur ein leises Geflüster drang durch die dichten Gliederreihen: daß nur die Gläubigen gespeiset, die im Innern dem Christenglauben anhingen, aber übergangen würden.

Immer neue Schaaren langten an, wenn die Ersten sich entfernt hatten, und stets wurden Gaben vertheilt, bis ein Priester das Isisbild mit einer Ochsenhaut bedeckte und dem Volke gebot, für heute die Nahrung spendende Göttin zu verlassen.

Mit tiefem Schmerz hatte Adelheid die Täuschungen betrachtet und bedauerte, ihnen nicht wehren, das hungernde Volk nicht sättigen zu können. Wochen und Monate waren vergangen, die Noth unter den Magdeburgern hatte den höchsten Gipfel erreicht und mit ihr drohte der Verbreitung des beseligenden Christenglaubens ein gewisser Untergang.

Da strömte eines Morgens ein langer, tiefer Zug aus Magdeburgs Thoren. „Nach Westerhüsen! nach Westerhüsen!“ erklang es von allen Seiten und wie ein reißender Bergstrom welzte sich brausend die Menge über die Felder hin. Aber o Wunder! o Erstaunen und Erschrecken! Das heidnische Isisbild war verschwunden, an seiner Stelle wogte an einem daselbst errichteten hohen, weißgeschälten Tannenbaume eine Fahne mit der heiligen Gottesmutter auf der einen und mit dem Kreuzeslamme auf der andern Seite;

die Elbe war mit Schiffen und Kähnen bedeckt, daß, soweit das Auge reichte, kein leerer Wasserspiegel zu sehen war, und aus dem Volke drang auf einem weißen Pferde reitend, die hohe und schöne Kaiserin Adelheid und winkte mit dem Tuch in der Hand nach den Schiffen hinüber.

„Versprecht mir! redete sie das Volk an — wackeren Bürger von Magdeburg! Gehorsam, Ruhe und Ordnung, dann sollt Ihr Brod haben die Fülle, bis die nahe Ernte ihr Füllhorn ausschütten und die Noth verschwunden sein wird!"

Das Volk stand wie eine Mauer. Geschäftig,e Hände begannen sich zu regen und aus den Schiffen wurden tausende von Broden, viele und große Quantitäten Mehl, Hülsenfrüchte und Lebensmittel aller Art ausgeladen und an das Volk, vertheilt, und die kaiserlichen Diener trösteten das Volk daß noch viele andere Schiffe gen Magdeburg segelten und dorthin soviel Getreide brächten, daß mit einem Male der Noth ein Ziel gesteckt sein werde.

Da stürzte das Volk zu den Füßen der erhabenen Fürstin, betete laut zu dem Gott der Christen und sang geistliche Lieder sich um den Baum mit der Gottesmutter und dem Kreuzeslamme lagernd, und der Erzbischof segnete das Volk und enthüllete ihm den Trug der heidnischen Priester mit dem Isisbilde und zeigte ihm, wie aus dem Götzentempel vom Berge herab eine unterirdischer Leiter führe, mittelst dessen die Arme und Hände der falschen Göttin und somit das Schifflein und das Glöcklein in

ihren Händen in Bewegung gesetzt worden wären. Das alles sei geschehen vom rohen und listigen Heidenvolke, um den Fortschritt zum Christenglauben zu hemmen und die Bekehrten wieder zum Heidenthum hinüber zu ziehen.

Aber woher — werden Viele unserer Leser fragen — waren auf einmal die vielen Schiffe mit dem Getreide und anderen Lebensmitteln gekommen? — Das war ein gutes Werk der hohen Kaiserin Adelheid, womit sie einen doppelten Zweck erreichte, indem sie mit aus Böhmen herbeigeholten Getreide der Hungersnoth wehrete und dem Abfall der Bürger vom Christenglauben ein Ziel setzte, denn sie sahe wohl ein, daß der darbende vom Hunger gepeinigte Mensch leicht zu verführen und dem heidnischen Götzenglauben zuzuwenden sei. Adelheid war eine reiche Fürstin und bezog von ihren vormaligen italischen Besitzungen große Einkünfte, über welche sie, nach der Bestimmung ihres Gemahls frei verfügen durfte. — Die Sage lehrt, daß, so schwer auch die Last einer Krone sein mag, ein Fürst unendlich viel Gutes thun, daß er in der Zeit der Noth ein rettender Engel, ein Segenspendender Vater seines Volkes werden kann.

Wir blicken, beim Andenken an diesen schönen Zug der Kaiserin Adelheid, nach der frommen und mildthätigen Landesmutter Elise, nach der allgeliebten Königin hin, die lange schon im Stillen unzählige Wohlthaten gespendet hat und gegenwärtig Gutes thut ohne müde zu werden, die besonders die Gaben ihrer Gnade solchen Dürftigen zuwendet, welche vom Ehrgefühl abgehalten sich unter die

Bettler und Schreier zu miſchen unter dem Namen „verſchämter Armen" bekannt ſind.

Groß, edel, hoch und gnadenreich
War Adelheid, die Fremde,
Im Wohlthun der Editha gleich,
Die keine Schranke hemmte.
Die Kaiſerinnen waren gut —
Und beide nicht aus deutſchem Blut —
Dieß lehrt: daß edle Frauen
In jedem Land zu ſchauen.

Ihr Volk beglückend, gnadenreich
War Königin Luiſe:
Im Stillen wirket Dieſer gleich
Mit zartem Sinn Eliſe.
Und beide Königinnen gut
Sie ſtammen nicht aus Preußens Blut.
Ihr Geiſt wird uns im Leben
Im reinſten Licht umſchweben.

Digitized by Google

Digitized by Google